

Bilder-Magazin

N^o 27. für die elegante Welt.

1840.

Marie von Enambuc.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

„Ohne Zweifel nicht; die Kleidung ist es, die sie sich jeden Tag machen, welche ihnen jene Farbe und jenen seltsamen Geruch giebt. Denken Sie sich, ein Caraïbe verwendet jeden Morgen, nachdem er sich im Meere oder in einem Flusse gebadet hat, nicht weniger als eine völlige Stunde auf seinen Puz. Zuerst scheidet ihm seine Frau sorgfältig das Haar und schmückt ihm den Kopf mit Federn, Glasperlen und andern Puzsachen; dann überstreicht sie ihm den Körper mit einem Gemisch von Nucum und Palmenöl; die Eitelsten lassen sich auf dieses Kleid eine Art schwarzer Stickerei mit dem Saft gewisser Lianen zeichnen und dann bilden sie sich ein, so schön zu sein wie Sie, wenn Sie Ihr Atlaskleid mit Silberspitzen und Ihr Halsband von Smaragden tragen.“

— „Und alle Tage beginnen sie diesen schönen Puz von neuem?“

„Alle Tage, Herrin; der Lianensaft löst zwar eine dauernde Farbe zurück, aber sie verschwindet unter den Nucuschichten und nach einigen Tagen müssen sie also die Stickerei wiederholen.“

— „Die Frauen tragen diese seltsame Kleidung ebenfalls?“

„Sie haben keine andere.“

— „Sage mir, Palida, ziehst Du nicht Deinen gestreiften Rock, Dein indisches Tuch und Deine silbernen Ringe jenem abscheulichen Puz vor?“

„Ach ja, Herrin.“

— „Und wenn ich Dich entliese, würdest Du zu den Rothhäuten zurückkehren?“

„Nie, nie! Man kann in ihren Hütten nicht bleiben, hat man besser zu leben und zu Gott zu beten gelernt.“

— „Aber Du würdest doch frei sein.“

„Frei? Ach, nein, nein, Herrin. Bei den Rothhäuten sind alle Frauen Sclavinnen und sie haben schlimme Herren.“

Bei diesen mit besonderm düstern Nachdrucke gesprochenen Worten sah die Frau von Enambuc Palida verwundert an und sagte: „Du hast also keine Mutter mehr?“

— „Meine Mutter!“ antwortete sie; „sie ist gestorben — mein Vater erschlug sie.“

„Jesus, mein Gott!“

— „Ja, Herrin und am Tage darauf nahm er sich eine

Andere. Unter den Rothhäuten hat das Leben einer Frau nicht mehr Werth als das eines Hundes; sie werden geboren, nur um zu arbeiten und zu sterben.“

„Arme Geschöpfe! Sie werden glücklicher werden, sobald diese heidnischen Menschen von den Missionären bekehrt sind.“

In diesem Augenblicke ließ sich in der Ferne nach den Negeghütten zu ein wüthendes Hundegebell hören.

„Es ist Rankin,“ sagte Palida, indem sie wieder an das Fenster trat. „Jesus! Bittert er auch Rothhäute?“

— „Er kennt sie also?“

„Das arme Thier gehörte einem Ansiedler, der da unten unter dem Morne à l'Islet wohnte und von den Wilden erschlagen wurde.“

Es folgte eine Pause, dann fuhr die Frau von Enambuc beruhiget fort: „das Gitter ist verschlossen, zwölf Mann besinden sich im Wachhause und die Schiltwache steht auf ihrem Posten, bereit auf jeden Verdächtigen zu schießen. Wir können ruhig schlafen...“

„Herrin, es sind Menschen im Garten,“ unterbrach sie Palida; „hören Sie, da unten, unter dem Pavillon.“

Es kam der Frau von Enambuc plötzlich ein toller Gedanke in den Sinn; sie meinte einen Augenblick, Maubray sei nicht abgereiset, habe in ihrer Nähe den Anbruch des Tages abwarten wollen und hoffe vielleicht, ehe er sich entferne, ihr ein letztes Lebewohl zu sagen.

„Laß die Jalousie herunter, Palida,“ sagte sie schnell; „es ist schon spät, wir wollen schlafen.“

Die Sclavin bückte sich, um die Schnuren zu fassen, die draußen am Fenster hingen; in demselben Augenblicke kam ein leichter Windstoß von dem Meere her und bewegte die Zweige der Cassiabäume, deren lange Schoten an einander klapperten. Palida wendete von neuem das Gesicht dem Winde entgegen; ein langsames Einathmen hob ihre Brust; mit offenem Munde, mit weiten Nasenlöchern suchte sie den Geruch zu erkennen, den die Luft zugleich mit dem Arom der Früchte und Blumen verbreitete. Nach einer Minute etwa ließ sie die Jalousie herabfallen und sagte mit veränderter Stimme: „bei meinem Seelensheil, ich habe mich nicht geirrt. Herrin, es sind Rothhäute da unten!“

— „Jesus, mein Gott, dann müssen wir Lärm machen,“ entgegnete die Frau von Enambuc, indem sie nach dem Fenster zuzug.

Patlda warf sich ihr entgegen.

„Treten Sie nicht hierher, Herrin, treten Sie nicht hierher!“ rief sie; „es könnte Sie ein Pfeil treffen. Glauben Sie sicherlich, daß die Rothhäute die Augen hierher wenden, wo sie den Lichtschein sehen.“

— „Die Menschen sind durch Verrath hereingekommen. Sie werden uns angreifen,“ sagte die Frau von Enambuc mit Entsetzen. „Mein Gott, erbarme Dich unser!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Kathedrale Notre Dame in Paris.

„Seitdem — wie die Sage erzählt —“ bemerkt ein berühmter Schriftsteller, „der heilige Dionysius in Gallien das Evangelium gepredigt hatte, und auf Montmartre, einer der nördlichen Höhen der Stadt, sein Haupt unter dem Beil der Verfolger gefallen war, gewann die neue Lehre zwar langsam, aber doch allmählig immer mehr Boden. Schon ums Jahr 380 nach Christus war ein größerer Versammlungsort Bedürfnis geworden. So entsteht die erste dem heiligen Eustachius geweihte Kirche. Der Bau einer weit größern ist das Werk des ersten christlichen Frankenkönigs Chlperich (555 nach Christus), von deren Pracht und Herrlichkeit schon Fortunatus, ein Dichter jener Zeit, mit Bewunderung redet. Die letzte Vollendung war der Dynastie der Capetinger aufbehalten. Hugo Capet's Nachfolger, Robert, beginnt ums Jahr 1182 einen neuen Bau. Im rein gothischen Style erhebt sich die jetzige ehrwürdige Kathedrale, Notre Dame genannt.“

Hundertundzwanzig Säulen tragen ihr hohes Gewölbe. Ihre Länge beträgt 320, ihre Breite 120 Fuß. Drei Jahrhunderte haben an ihr gearbeitet und sie mit einigen dreißig Kapellen, die einzelnen Heiligen gewidmet sind, umgeben. Außer den drei runden rosenförmigen Fenstern von vierzig Fuß im Durchmesser, erleuchten noch hundertunddreißig andere das Innere. Zwar verbreitete die vielfarbige Glasmalerei, nebst der Menge von Epithaphien, Denkmälern und Inschriften vormals ein schauerhaftes Dunkel in den weiten Räumen; doch sahen es mehrere Zeitgenossen ungern, als unter der Regierung des unglücklichen Ludwig durch Säubern und Weissen der Mauern ein helleres Licht gewonnen wurde. Sie theilten im Voraus die Ansicht des berühmten Verfassers des *Génie du Christianisme*, Chateaubriant. „Man baue — sagt er — noch so zierliche und helle Tempel im griechischen Styl — immer wick sich das Volk nach den Kirchen von Notre Dame in Rheims und Paris zurücksehen — in jene alten demoosten Gebäude, erfüllt mit ganzen Geschlechtern der Verstorbenen und den Geistern seiner Väter. Ein Monument wird nur ehrwürdig, wenn sich eine ganze Geschichte der Vergangenheit an seine durch Jahrhunderte ergrauten Ge-

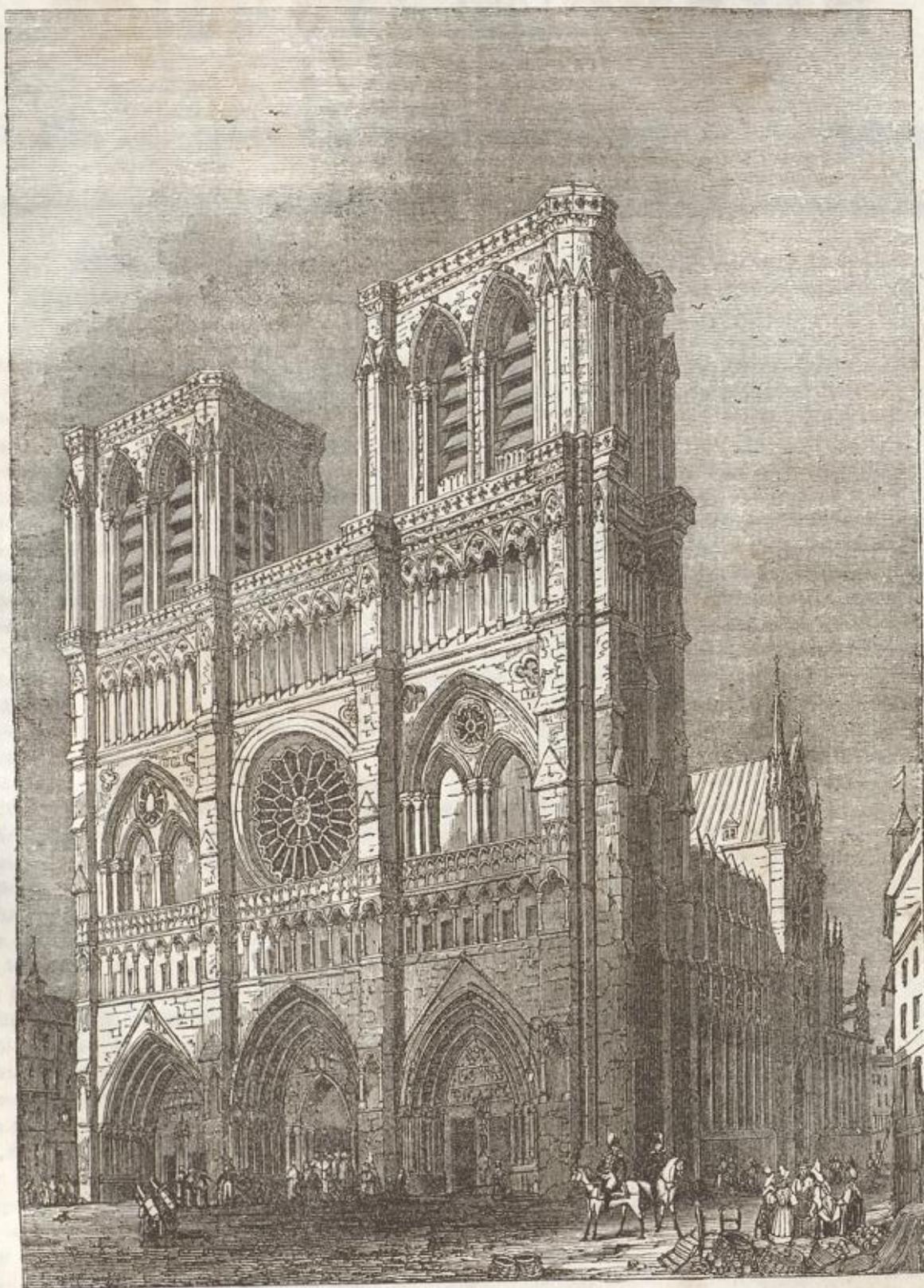
wölbe heftet. In einem Tempel, den man erbauen sah, dessen Thürme und Altäre unter unsern Augen sich bildeten, ist nichts, was uns ergreift. Sein Ursprung, und was damit zusammenhängt, muß sich im Nebel der Vorzeit verlieren.“

In dem Portal von Notre Dame (s. d. Abbog.) öffnet ein großes Hauptthor nebst zwei etwas kleineren den Eingang.

Weniger bedeutend und großartig, bemerkt Carus, als die äußere Anschauung der Kirche, ist das Innere des Doms. Die Reihe kurzer, dicker und runder Säulen, welche auf Spitzbögen die Emporkirchen tragen, das nicht sehr hohe und breite Kreuzgewölbe und die wunderreiche Verzierung überhaupt schwächen den Eindruck, den sonst eine geschichtlich so bedeutende Dertlichkeit geben würde. Weit interessanter ist mir dagegen das Besteigen des südlichen Thurmes gewesen, denn abgesehen von dem Ueberblick der Gegend, haben dort oben die Gallerien und Ausladungen der Simse mit ihrem Blätterwerk, so wie die Siebel und mannigfaltigen Spitzsäulen, einen ganz besondern Styl, welchen ich, sollte ich ihn mit einem Beiworte charakterisiren, den lilienhaften nennen möchte, denn gewiß, denkt euch einen Lilienstengel mit seinen kleinen, wellenförmig abgobogenen grünen Blättern und mit den fein geschwungenen weißen Blumenblättern des das Ende des Stengels zierenden Blüthe, und es steht vor eurem Auge der Typus, nach welchem die Verzierungen dieser Spitzsäulen gearbeitet zu sein scheinen. Und warum sollte auch das alte Wappenbild von Frankreich nicht seinen Einfluß hier haben geltend machen wollen?

Das Trefflichste jedoch auf dieser Plattform ist der reiche weite Ueberblick über Stadt und Land! Welch unsägliches Häusermeer, welche Uebersicht von Brücken und Inseln, von Pallästen und Kirchen! und wie mannigfaltig wieder die weiten hügelreichen Fernen, immer in einem eigenthümlichen milchblauen Dufte schwimmend. — Man kann sich nicht satt sehen! — Es interessirte mich, mir die Stelle bezeichnen zu lassen, wo aus einem Einschnitte der fernen Hügelkette rechts vom Montmartre und von da über das Schloß von Vincennes hinaus, die Armeen der Allirten vorgebracht waren, um dieses Paris, von welchem aus so viele europäische Hauptstädte überschwemmt worden waren, nun einmal selbst mit einem mächtigen Heere zu überfluthen! — Es muß ein ganz eigener Anblick gewesen sein, diese nordischen Völkerschaften in dieses Häusermeer sich ergießen zu sehen.“

In den Schreckensjahren der Revolution hatte die Wuth der Irreligiosität auch die ehrwürdige Kathedrale nicht geschont. Eine große Menge Kunstwerke, die vormals darin aufgestellt waren, Denkmäler, Inschriften und Statuen waren verschwunden. Doch konnte man noch vor einzelnen trefflichen Gebilden, so wie dem äußerst künstlichen Schnitzwerk der Chorflüchte verweilen. Manche meinten sogar, das Ganze des Doms habe durch Wegräumung so vieler beengenden Monumente, kleinlichen Zierrathen und mittelmäßigen Gemälde mehr gewonnen als verloren.



(Die Kathedrale Notre Dame in Paris.)



(The Cathedral of St. Peter in Rome)

Bilder-Magazin

N^o 28.

für die elegante Welt.

1840.

Marie von Enambuc.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Sie eilte aus dem Zimmer und über die lange Galerie, welche ihr Gemach von dem des Generals trennte; aber ehe sie zu ihrem Gemache hereintrat, blieb sie stehen.

„Und mein Kind, Palida!“ rief sie, umkehrend; „hole mein Kind und bringe es zu mir!“

Der General hatte die beiden Sklaven fortgeschickt, die gewöhnlich bei ihm wachten, aber er war nicht allein. Loinvilliers saß an seinem Bette und las Papiere, die er von St. Pierre mitgebracht hatte. Eine einzige Kerze beleuchtete diese unbewegliche Gruppe und warf in das Gemach einen schwachen Schimmer.

„Marie!“ rief der General, indem er sie bleich und athemlos hereintreten sah; „Du bist es, Marie? Noch auf so spät? Was ist geschehen?“

— „Wir sind in Gefahr,“ antwortete sie mit bebender Stimme; „eine Schaar Caraïben hat das Haus umringt.. Palida hat sie erkannt;.. sie sind da unter diesen Fenstern..“

„Was sagst Du?“ unterbrach sie der General, indem er sich aufrichtete; „da sind ja die Schlüssel zum Gitter und es ist eben so unmöglich über die Hecke zu kommen, als das Fort St. Pierre zu ersteigen.“

In diesem Augenblicke trat Palida mit einer Negerin ein, welche das schlafende Kind in ihren Armen trug.

„Du glaubst, daß die Rothhäute hier herum schweifen?“ fragte sie der General; „sprich, was hast Du gesehen?“

Sie wiederholte, was sie ihrer Herrin gesagt hatte. — „Alles schläft in dem Hause,“ setzte sie hinzu; „es ist Niemand auf der Galerie, noch unten in den Gärten; die Fenster sind gut verschlossen und von innen verriegelt, sowie die große Thüre.“

„Gut,“ sagte der General, indem er das bleiche ermüdete Haupt wieder auf das Kissen zurücksinken ließ. „Niemand ist ausgegangen und es läßt sich also nicht fürchten, daß der Eingang in die Gärten den Rothhäuten durch Verrath geöffnet worden sei.. Du hast geträumt, Palida.“

— „Wollte Gott, Herr!“ rief sie; „aber schlafen Sie nur nicht wieder ein.“ Sie unterbrach sie plötzlich, ein blasser Schein zeigte sich zwischen den Brettern der Jalousien.

„Herr,“ fuhr sie dann fort, „es kommt ein Wetter von dem Meere her; im Scheine der Blitze können Sie sehen, was draußen vorgeht und ob ich mich getäuscht habe.“

Loinvilliers war bereits an das Fenster getreten. Ein noch hellerer Blitz erleuchtete die Nacht und der Donner grollte in der Ferne. In demselben Augenblicke ließ der Graf die Jalousie wieder herunterfallen, die er mit der einen Hand emporgehalten hatte und sagte, indem er auf einen Pfeil in dem Kermel seines Wamses zeigte: — „es ist die Wahrheit und da der Beweis. Hundert vielleicht befinden sich unter diesen Fenstern.“

Während er dies sprach, riß er den Pfeil heraus, der über dem Handgelenke durch das Wams gegangen war, und setzte, nachdem er die Spitze untersucht hatte, ruhig hinzu: „er ist nicht vergiftet, sonst würde die Wunde tödtlich gewesen sein.“

Palida trat von neuem an das Fenster und sah, hinter der Jalousie versteckt, bei den unaufhörlichen Blitzen hinaus. „Sie sind über die Hecke gekommen!“ sagte sie erstaunt; „sehen Sie!“

Die Wilden hatten wirklich diese gefürchtete Schranke durch einen seltsamen Kunstgriff überstiegen. Es stand außen vor dem Garten ein großer Tamarindenbaum, dessen Zweige über die Hecke hinüber bis zu denen eines Cassabaumes reichten, der seine dunkelgrünen Blätter am Ende der Allee entfaltetete. Die Caraïben waren einer nach dem andern auf dieser luftigen Brücke hinübergewandert und so geräuschlos in den Garten gelangt. Es war keine Zeit mehr zum Nachdenken; man mußte handeln, sich verteidigen. Nicht zum erstenmale überstiegen so die Wilden einzeln liegende Pflanzungen und man wußte schon, wie sie zu hausen pflegten.

Der General war aufgestanden; er ging auf seine Frau zu, die in einer Ecke saß, ihren Sohn in den Armen hielt und in düstere Verzweiflung versunken zu sein schien.

„Marie,“ sagte er zu ihr, „Du wirst mit dem Kinde in die Galerie gehen... Nähere Dich den Fenstern nicht... Versuche nicht zu sehen, was draußen vorgeht... Marie, versprich mir, da zu bleiben und mit Muth und Ergebenheit zu warten, bis die Gefahr vorüber ist.“

— „Ach,“ rief sie, „und Du?.. Du willst Dein Leben aussetzen..!“

„Das ist meine Pflicht und mein Gewerbe.“

— „Meine Pflicht ist es, bei Dir zu sein, Dich nicht zu verlassen..“

„Geh, Marie,“ fiel der General gebietend ein, indem er auf

die Thüre der Galerie zeigte, „erwarte mich da und bitte Gott, daß...“

Sie ergriff die Hand, die er ihr reichte, und drückte sie an ihre Lippen, dann richtete sie den Kopf empor und sagte mit einem Tone, der von Gehorsam, Muth und Stolz zu gleicher Zeit zeugte, „ja, ich werde Dir gehorchen und sei überzeugt, daß ich mich nicht fürchte.. Ich weiß es, daß Du Dein Weib und Dein Kind retten wirst... Wenn Du im Kampfe unterlegst, so sei auch Du ruhig;.. ich werde nicht lebendig in die Hände dieser Elenden fallen.“

Eben als sie diese Worte gesprochen hatte, ließ sich draußen ein furchtbares Hurrah! hören und ein entsetzlicher Stoß erschütterte die Hauptthüre.

„An das Pfortchen! Voinvilliers, an das Pfortchen!“ rief der General.

In einem Augenblicke waren alle in dem Hause auf den Beinen. Der General schickte die Frauen zu seiner Gemahlin und machte seine Vorbereitungen und Anordnungen zu dem Kampfe. Er bewaffnete seine Neger und stellte sie in einer Art Casematten, wo man gesichert den Gang vor der Halle vertheidigen konnte; dann ging er mit Voinvilliers zu dem Pfortchen.

Es war ein wahres Wunder, diesen von dem Fieber abgezehrten, von so langen Leiden geschwächten Mann plötzlich seine Kräfte und seine Energie vor der Gefahr wieder erlangen zu sehen. Während er seine Befehle gab, während er sich zu diesem schrecklichen Kampfe anschickte, bei welchem er für sich den Vortheil der Stellung und der Waffen hatte, die überlegene Feindeszahl aber wohl den Sieg über die Disciplin, die Erfahrung des Führers und die Ueberlegenheit der Vertheidigungsmittel davon tragen konnte, sprach er so laut, so fest, wie sonst, wenn er seine Milizen in St. Pierre die Musterung passiren ließ.

Die Galerie, in welche sich die Frau von Enambuc geflüchtet hatte, befand sich in dem ersten Stockwerke und die Fenster, welche in einen Theil des Gartens gingen, welcher das Labyrinth hieß, waren dreißig Fuß von dem Boden. Diese Höhe schien die ungeheuern Läden unnötig zu machen, welche die des Erdgeschosses vertheidigten; man hatte sie deshalb auch nur mit leichten Jalousien und Gazevorhängen versehen, deren durchsichtiges Gewebe im Winde sich bewegte. Eine vollkommene Stille herrschte in diesem ungeheuern Gemache, das kaum durch den Widerschein der auf der Treppe hängenden Lampe ein wenig erhellt wurde, und zwanzig kniende Frauen beteten da in der Angst der Verzweiflung und des Schreckens. Draußen ertönte ein unaufhörliches gräßliches Getöse, das Kriegsgeschrei der Wilden. Ihre Keulen fielen wie im Tacte auf die schwere Thüre und diese wiederhallenden Schläge fanden Echo in allen Theilen des Gebäudes; es war ein drohenderes, schrecklicheres Getöse als das der Geschütze.

Die Frau von Enambuc hielt ihren Sohn in den Armen und betete leise; wer sie einen Augenblick vorher so schwach und zitternd gesehen, würde sich jetzt über ihren Muth und ihre Kaltblütigkeit sehr verwundert haben. Diese junge Frau, die noch

feiner Gefahr gegenübergestanden hatte, deren Sanftmuth und Schüchternheit bis zur Schwäche gingen, war jetzt stark; die Gefahr ihrer Lage hatte die ganze Energie, den ganzen ruhigen Muth in ihrer Seele geweckt.

„Mein Kind,“ sagte sie zu Palida, die bleich, unbeweglich und kniend ihr Gebet verrichtete, „mein Kind, unser Leben steht in Gottes Hand.. Fester Muth.. Die Thüre kann noch lange widerstehen. Jesus, mein Gott, welches gräßliche Geschrei! Sollte man nicht meinen, eine Legion Teufel tobe um uns her! Aber wir dürfen uns vor diesem Geheule nicht fürchten; die Mauern fallen davon nicht um.“

In diesem Augenblicke trat der Doctor Janson bleich und entsetzt herein.

„Nun,“ sagte er, „ich bin da durch eine schöne Musil geweckt worden und wir werden, wie es mir vorkommt, eine prächtige Nacht haben.“

— „Doctor,“ entgegnete die Frau von Enambuc, indem sie aufstand, „wir werden Verwundete haben. Es ist ein Glück, daß Sie hier sind.“

„Ein Glück!“ brummte der Arzt, indem er die Augen und Hände gen Himmel erhob. „Es ist nicht das erstemal, daß ich mein Handwerk auf dem Schlachtfelde treibe. Aber da war Christ gegen Christ und ich befand mich nicht diesen verfluchten Rothhäuten gegenüber.“

Ein Knall von Flintenschüssen unterbrach den Doctor Janson; er eilte an die Treppe und suchte zu sehen, was unten vorging.

„Gut!“ sagte er, als er unten in der Halle Posto gefaßt hatte hinter einer Thüre, die ihm als Schild diente; „gut; wir haben ganz in der Nähe geschossen. Die Hälfte derer, die getroffen wurden, wird nicht wieder aufstehen.“

„Sehen Sie meinen Mann, Doctor?“ fragte die Frau von Enambuc, welche sich auf das Treppengeländer lehnte; „sagen Sie mir, ob Sie ihn sehen.“

— „Er ist wie alle unsere Leute sicher hinter der Thüre; sie haben durch die Schießlöcher hinaus gefeuert.“

Eine neue Ladung donnerte wie ein Donnerschlag und erschütterte das Haus bis in den Grund; ein noch entsetzlicheres Geschrei erhob sich draußen, dann trat eine tiefe Stille ein.

— „Diesmal haben wir den Platz rein gefegt,“ rief der Doctor, indem er den Kopf aus seinem Versteck hinaus steckte; „gelobt sei Gott! Auf der Hauptwache wird Lärm. Wir werden den Flintenschüsse draußen hören, wenn die Wache nicht überfallen und niedergemacht worden ist, was nicht wohl möglich ist.“

„Und die Neger? die Neger?“ unterbrach ihn die Frau von Enambuc in plötzlicher Hoffnung; „sie werden uns zu Hilfe kommen!“

— „Aber sie haben keine Waffen; man würde es nicht wagen, den Negern Waffen in die Hände zu geben,“ antwortete der Doctor. „Heilige Mutter Gottes, wenn es nur den fünf-

hundert Sclaven da unten nicht einfällt, sich diesen Clenden anzuschließen!..."

Ein neues noch entsetzlicheres Geschrei übertäubte die Stimme des Doctors und zu gleicher Zeit wurde das Thor mit wüthenden Schlägen angefallen, welche denen jener Kriegsmaschinen gleichen, welche so gut wie unsere Kanonen sonst Bresche in die Mauern machten. Die mit Eisen beschlagenen Pfosten zersprangen; die auseinandergetriebenen Flügel widerstanden nur noch einen Augenblick und dann brach die Thüre unter dem gewaltigen Andrang zusammen. Ein Siegesjubel erschallte bis zum Himmel, aber fast in demselben Augenblicke ließ sich ein zweites Wuthgeschrei hören; das Fallthor war hinter der Thüre heruntergelassen worden und hielt den Angreifenden seine starken Eisenstäbe entgegen. Die Wilden griffen dieses neue Hinderniß mit verdoppelter Wuth an und warfen in die Vorhalle einen Hagel von Pfeilen, die aber Niemanden trafen.

Der Doctor war schnell in das erste Stockwerk hinaufgeeilt, blieb aber auf dem letzten Treppenabsatz stehen und sah mit der Angst des Entsetzens hinunter. „Das Fallthor wird noch länger widerstehen als das Thor," sagte er; „gepriesen sei der, welcher es so stark und dauerhaft machte. Man sehe das gute Thor, es rührt sich eben so wenig wie ein Felsen unter den Händen dieser Clenden. Es ist Lärm gemacht; man wird unsere Schüsse gehört haben; die Trommel wirbelt bereits von der großen Bucht an bis zu dem Fort St. Pierre; man wird uns zu Hilfe kommen. Die Milizen werden diese Heiden, diese Cannibalen in Stücke hauen, .. wir werden gerettet werden.."

— „Möge Gott und seine heilige Mutter Sie erhören!" sprach die Frau von Enambuc, die an der Thüre der Galerie stand und noch immer ihren Sohn in den Armen hielt.

Behn Minuten lang harrete man in unbeschreiblicher Angst. Das ferne Rollen des Donners mischte sich in das wilde Geschrei der Rothhäute, welche das Fallthor mit verzweifelter Anstrengung angriffen; bleiche Blitze erhellten plötzlich den Himmel und ließen inmitten des Dunkels jene Menge nackter Menschen erkennen, die heulten und häßlich waren wie Verdammte. Das Feuer der Belagerten ließ nicht nach, that aber den Angreifenden weniger Schaden, weil man in schiefer Richtung schießen mußte. Zweimal aber trat Loinvilliers vor und schoss seine Pistolen denen ins Gesicht, welche an das Fallthor mit ihren schweren Keulen schlugen. Die in der Vorhalle hängende Lampe warf einen halbhelten Schein auf den gewölbten Gang, der ein Schlachtfeld werden sollte, und durch die Stangen des Fallthors hindurch unterschied man kaum eine verworrene bewegliche Masse, die mit entsetzlicher Wuth an dieses Hinderniß stieß. Zahlreiche Tode und Verwundete lagen an der Vortreppe und laute Beschlagen mischten sich in das Kriegsgeschrei der Wilden.

„Wir haben ihnen zwar viele Leute getödtet," sagte der General zu dem Herrn von Loinvilliers, der am Eingange der Halle stand und seine Waffen wieder lud, „aber wir müssen uns doch Gott anempfehlen, denn wenn wir keine Unterstützung erhalten,

ist es um uns geschehen; das Fallthor kann keine halbe Stunde länger aushalten."

— „Wir vertheidigen die Halle," antwortete Loinvilliers kalt.

Eben als er diese Worte sprach, hörte man ein durchdringendes Angstgeschrei oben auf der Galerie und der Doctor erschien mit gen Himmel erhobenen Händen oben an der Treppe.

„Die Rothhäute! Die Rothhäute klettern herauf!" rief er; „Hilfe! Hilfe!"

Der Lärm draußen war so groß, daß man einander kaum verstand; doch errieth der General, was die Geberde sagen sollte.

— „Loinvilliers," sagte er, „hören Sie da oben?"

Der Graf eilte, die Pistolen in der Hand, die Treppe hinauf. Ein entsetzliches Schweigen war jenem Angststurm gefolgt; der Doctor Janson, der sich an das Treppengeländer gelehnt hatte, zeigte schweigend mit der Hand nach dem Eingange der Galerie. Loinvilliers blickte sich schauernd um und errieth zuerst mehr als er sah, was in diesem Halbbunkel vorging, wo alles stumm und unbeweglich war. Es war ein seltsamer und grauenvoller Anblick; die Sclaven waren an das andere Ende der Galerie geflohen und drängten sich in die dunkelste Ecke wie eine Herde, die von einem Raubthiere überfallen wird; die Frau von Enambuc, die allein an der Wand stand, bedeckte ihr Kind mit ihrem ganzen Körper und murmelte ein unarticulirtes Gebet. Zwei Schritte von ihr, vor einem Fenster, dessen Jalousie bereits wankte, schwang ein Caraïbe sein furchtbares Schlachtmesser und warf einen wilden Blick um sich; kein Kleidungsstück bedeckte seine röthliche Haut; sein Haar war lang und verworren wie eine Mähne; ein Schmuck in der Gestalt eines Halbmondes glänzte auf seiner breiten Brust und zeigte seine Würde als Häuptling an. Fast in demselben Augenblicke erschien ein anderer Wilder an dem Fenster und sprang in die Galerie herein; beide erblickten da erst die Frau von Enambuc; sie stürzten auf sie zu und ergriffen sie an dem langen Haare. Aber Loinvilliers war da.

„Marie!" rief er, indem er den Stoß abwendete, der sie treffen sollte und den er nun in den Arm erhielt; „Marie, da bin ich!..." Das Pistol, das er in der rechten Hand hielt, entsank ihm, aber mit dem andern schoss er einen der Wilden nieder. Es begann nun ein Kampf Mann gegen Mann, bei dem jeder Schlag und Stoß traf und der nur zwei Minuten währte. Loinvilliers hatte nur noch seinen Dolch und sein Blut entströmte ihm aus einer gräßlichen Wunde; aber er sah die Frau von Enambuc am Boden liegen, wie leblos, und er kämpfte mit dem blinden Muth eines Verzweifelten. Er traf endlich seinen Feind tödtlich, so daß derselbe fiel; dann nahm er nochmals alle seine Kräfte zusammen, raffte die beiden Leichname auf und warf sie durch das Fenster hinaus auf die Wilden, welche an der Mauer heraufkletterten.

Der Doctor war unterdeß zu der Frau von Enambuc getreten, um ihr beizustehen, und er fand die Geistesgegenwart, die bewundernswürdige Ruhe seines Standes wieder. Zwanzig Wilde würden jetzt in die Galerie heringestürzt sein, er würde

ihre furchtbaren Keulen über seinem Haupte haben schwingen, ihre vergifteten Pfeile umherfliegen sehen, hätte er nicht einen andern Platz gewählt. Ueber Marien gebeugt, mit unabgewendetem und aufmerksamem Blicke, mit unbeweglichem Gesichte lauschte er dem unregelmäßigen Athmen, das die entblößte und blutbefleckte Brust der jungen Frau hob.

„Sie ist todt!“ rief der Graf, indem er neben Marien auf die Knie sank; „sie ist todt.“

— „Nein, Gott sei Dank!“ entgegnete der Arzt: „ich finde keine Wunde an ihr als eine kleine Verletzung an der Schulter; aus Angst fiel sie in Ohnmacht; jetzt hebt sich ihre Brust wieder und ...“

„Jesus, mein Gott, gelobt seist Du! Ich habe also den Stoß parirt,“ murmelte Loinvilliers mit schwacher Stimme, „und ich werde sterben müssen... Ein schönes Ende.. ich habe mein Leben für sie gegeben.. Sagen Sie ihr dies..“

Als er diese Worte gesprochen hatte, sank er wie leblos zu Boden.

Während dies in der Galerie vorging, war das Galthor eingeschlagen worden und die Rothhäute versuchten es, den Durchgang durch die Halle zu erzwingen, aber man schoß aus den Schießlöchern auf sie. Sie fielen, sobald sie hereingetreten waren und nicht einer stand wieder auf. Man würde sie so alle bis auf den letzten niedergestreckt haben, hätte man das Feuer fortsetzen können, aber die Munition fing an auszugehen; man hatte kein Pulver und keine Kugeln mehr.

Man hörte die Trommel draußen wirbeln und eine Anzahl Bewohner kam aus der Gegend von Saint Pierre her. Als sie sich auf der Höhe befanden, welche den Strand beherrscht, schossen sie ihre Gewehre ab und dieser von den Schos in den Bergen wiederholte Donner wurde selbst von denen in den Casematten vernommen. Die erschrockenen Caraiben versuchten nun zu entfliehen, aber die Pecke und die ungeheuern Stangen des Galthores setzten ihnen von allen Seiten unübersteigliche Hindernisse entgegen. Sie versuchten die Ebene auf der luftigen Brücke wieder zu erreichen, auf welcher sie in den Garten hereingeflogen waren; aber nur Wenigen gelang es, auf diesem Wege zu kommen. Als die Milizen eintrafen, mekelten sie die übrigen dieser Unglücklichen unter den Mauern des Hauses nieder.

Eine Stunde später brach endlich der Tag an und man sah nun wieder unter den schrecklichen Spuren des letzten Kampfes. Die Milizen bivouakirten im Garten und die Sklaven von der Pflanzung, ihr Aufseher an der Spitze, gruben Gräber längs der Küste und scharren die Todten ein. Eine noch traurigere Scene ging in dem Hause selbst vor sich: der General lag auf seinem Bette; die Kräfte, die er im Augenblicke der Gefahr wiedergesunden hatte, verschwanden schnell; er hatte in dieser Angstinacht den Rest seines Lebens verbraucht; bleich, unbeweglich, in sich selbst zusammengesunken schlief er einen Schlaf, der bereits dem Tode glich. Marie saß neben ihm und legte von Zeit zu Zeit

unwillkürlich die Hand auf ihre leicht verwundete Brust. Ihr stierer, thränenloser, fast ausdrucksloser Blick verrieth jene Mächtigkeith, welche heftigen und schmerzhaften Aufregungen zu folgen pflegt. Der Doctor Janson stand zu Häupten des Kranken und beobachtete mit düsterm und aufmerksamem Blicke die Fortschritte dieses Todeskampfes, den seine Kunst nicht einmal verlängern konnte. Die Leute aus dem Hause standen in der Entfernung, schweigend und bestürzt.

Plötzlich richtete sich der General auf.

„Marie!“ rief er mit kurzer und leuchtender Stimme.

— „Da bin ich,“ antwortete die junge Frau, indem sie erschrocken aufstand; „da bin ich.“

Der General wendete seine matten Augen nach ihr und wiederholte:

„Marie!“ Meine theuere Marie, komm her, daß ich Dich sehe. Und mein Sohn?“

Pallda brachte ihm den Knaben, dessen blondes Köpfcchen er berührte wie zum Segnen; dann fuhr er fort: „wo ist Loinvilliers?“

— „Er ist da, in der Galerie,“ antwortete der Doctor.

„Sie bürgen für sein Leben?“ fragte der Kranke mit Anstrengung.

— „Ich stehe für das seinige mit dem meinigen.“

„So komme er her, aber sogleich,“ flüsterte der General, indem er matt zurück sank.

Einen Augenblick darauf trat Loinvilliers, geküßt auf zwei Sklaven, herbei; er sah todtbleich aus, aber sein lebenvoller Blick verkündete, daß der Tod bereits von ihm gewichen war. Der General winkte, ihm die Hand zu reichen; er drückte dieselbe und sagte mit unterbrochener, aber vernehmlicher Stimme: „ich habe keine Zeit mehr, mich mit Ihnen zu besprechen, Loinvilliers.. Der Priester von Tertre wird kommen; Gott allein gebühren die letzten Augenblicke.“

Marie verbarg ihr Gesicht in dem Kopfkissen des Kranken, dann wendete sie sich zu dem Arzte und sagte: „es ist nicht möglich. So stirbt man nicht. Er hat noch mehrere Tage zu leben; Sie haben sich gestern dafür verbürgt, Doctor.“

Der Arzt trat ein wenig hinter den Kranken zurück und ließ traurig das Haupt sinken. Die Frau von Enambuc setzte sich wieder; sie glaubte es nicht, daß ihr Gatte dem Tode so nahe sei und betete für ihn zu Gott, dem Allmächtigen.

„Loinvilliers,“ begann der General mit leuchtender Stimme von neuem und so leise, daß der Graf, der sich über ihn neigte, ihn kaum verstehen konnte, „Loinvilliers, Sie wissen, was ich Ihnen gestern Abend gesagt habe.. Ich verlasse mich auf Ihre Redlichkeit und Ihren Muth.. Sie nehmen meinen Platz ein.. Sie regieren während der Minderjährigkeit meines Sohnes im Verein mit seiner Mutter.. Sie werden ihm sein Erbe erhalten.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

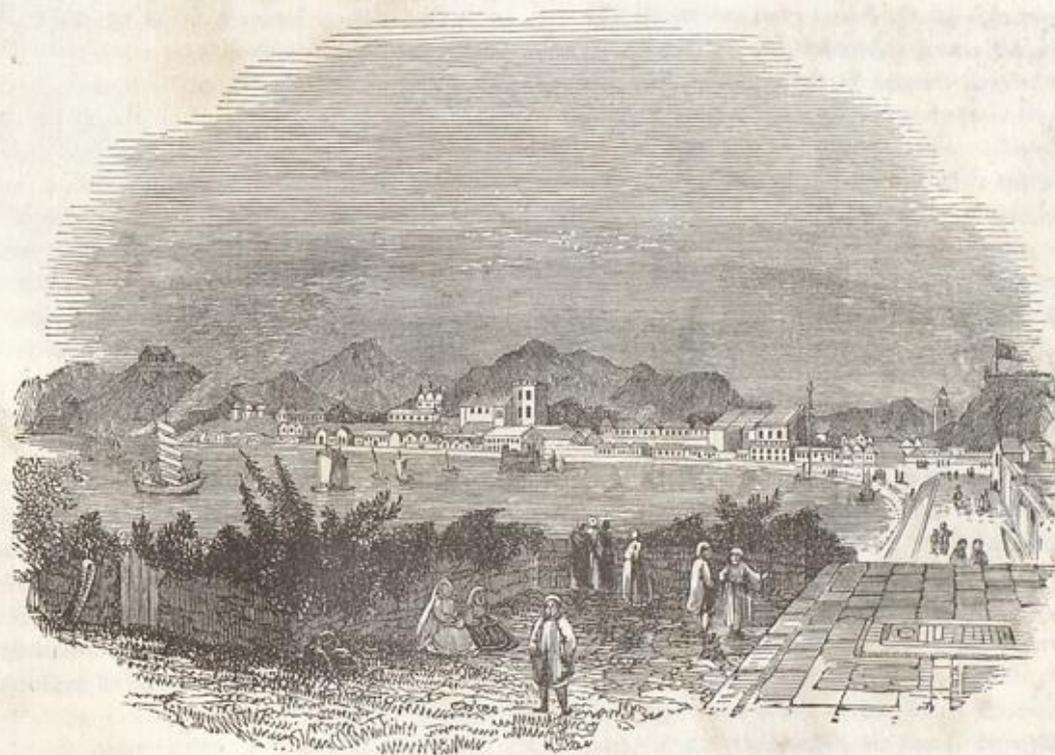
N^o 29. für die elegante Welt. 1840.

Macao; Opium-Handel in China.

Macao, die Stadt einer gleichnamigen Insel, am Eingange des Canton-Flusses, ist die einzige Niederlassung, welche die Europäer innerhalb der Herrschaft des chinesischen Kaisers besitzen. Sie wurde von den Portugiesen gegründet und ist noch heutzutage in ihren Händen; allein seitdem andere Nationen an dem Handel Indiens Theil genommen, ist Macao etwas in Verfall gerathen. Im Jahre 1725 beschränkten die Chinesen die Anzahl der Schiffe, welchen das Einlaufen in den Hafen gestattet war, auf fünf und zwanzig, und seitdem ist diese Anzahl auf die Hälfte vermindert worden. Siemlich ein Jahrhundert hindurch waren die Portugiesen im alleinigen Besiz des Handels mit dem Osten.

Die Chinesen sind ein zu vorsichtiges und eifersüchtiges Volk, um schätzbare Privilegien ohne Vorbehalt des Rechtes zur Zurücknahme derselben zu ertheilen. Die Portugiesen sind daher auf Macao nicht im Besiz von Souveränitätsrechten, sondern zahlen

einen jährlichen Grundzins, und ihre Festungswerke werden von Zeit zu Zeit von militärischen Mandarinen besichtigt. Ein chinesischer Beamter, ebenfalls ein Mandarin, residirt in der Stadt als Stellvertreter des Kaisers von China, und die chinesische Bevölkerung steht gänzlich unter seiner Botmäßigkeit. Die einzigen Rechte, welche die Portugiesen wirklich in Macao besitzen, sind die einer städtischen Behörde. In der That läßt man sie häufig fühlen, daß sie weder dem Namen noch der Sache nach Herren sind. Milburn behauptet in seinem Oriental Commerce, daß die Portugiesen von den Chinesen bei manchen Gelegenheiten sehr herrisch behandelt werden, sie müssen bisweilen sehr hohe Zölle bezahlen, und nicht selten wird einer oder der andere wegen Vergehungen an den Eingebornen von der chinesischen Behörde bestraft, und versuchen sie einigen Widerstand gegen ein solches Verfahren, so schneidet ihnen der Mandarin, welcher die chinesische Besatzung befehligt, auf der Stelle die Versorgung mit Vorräthen von ihren Märkten ab, bis sie sich ruhig fügen. Dieses Zwangs-



(Ansicht Macaos, von der Hafen-Seite.)

mittel ist sehr leicht anwendbar, denn Macao ist auf einem niedrigen, sandigen Vorgebirge erbaut, welches mit dem übrigen Theil der Insel durch eine lange schmale Erdzunge in Verbindung steht, und an der Stelle, wo die Breite der letztern etwa hundert Schritt beträgt, läuft eine Mauer quer darüber hinweg und springt an beiden Enden ins Wasser vor. In der Mitte der Mauer ist ein Thorweg und dicht dabei das chinesische Wachshaus. Diese Mauer ist im Jahr 1573 erbaut worden und beschränkt den Raum, innerhalb welcher die Portugiesen eingesperrt sind, auf drei engl. Meilen in der Länge und eine engl. Meile in der Breite. Nur selten ist es ihnen vergönnt, ihre Ausflüge darüber hinaus zu erstrecken, und ihre Einkerkelung ist fast eben so unerträglich, wie die der Engländer zu Canton. Die portugiesische Bevölkerung zu Macao beläuft sich auf 5000, die der Chinesen dagegen auf 30,000 Seelen. Die Stadt ist durch verschiedene starke, mit Kanonen besetzte und von portugiesischen Soldaten besetzte Forts geschützt; die Anzahl der Soldaten beläuft sich selten über 250, welche unter dem Befehl des portugiesischen Statthalters stehen. Die Portugiesen haben ein Zollhaus, und die Engländer und andere Nationen besitzen Factorien zu Macao.

Ungefähr 30 englische Meilen oberhalb Macao liegt die felsige Insel Lintin, wo Kriegs-Schiffe vor Anker gehen; denn die Chinesen erlauben ihnen nicht, näher an die Stadt Canton heranzufegeln. Die Bocca Tigris ist der Eingang in den Fluß Canton und verdankt ihren Namen (Tiger-Rachen) dem Anblick einer von den an der Mündung gelegenen Inseln. Whamboa, wo

die Kauffahrtschiffe anker, liegt ungefähr funfzehn englische Meilen nördlich von Lintin und zehn englische Meilen unterhalb der fremden Factorien zu Canton, mit welchem Orte der Verkehr durch Bote vermittelt wird. Wir bemerken diese Umstände, weil neuere Vorfälle die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf diese Gegend gerichtet haben; die Handels-Verbindungen der Engländer mit den Chinesen sind gegenwärtig völlig gehemmt. Es dürfte dem Leser vielleicht willkommen sein, eine Angabe der Ursachen zu lesen, welche diesen Zustand der Dinge herbeigeführt haben.

Im Verlauf der letzten vierzig oder funfzig Jahre hat sich der jährliche Verbrauch ostindischen Opiums in China von 1000 bis auf 27,000 Kisten (jede Kiste wiegt 150 Pfund) gesteigert, und diese Droge hat einen Ausfuhr-Artikel von Indien nach China gebildet, der in Werth sämtlichen Thee übersteigt, welchen die Engländer sowohl für ihren eignen als für fremden Verbrauch von China beziehen. Dieser wichtige Handel ist unglücklicher Weise lange Zeit gegen die Verordnung der chinesischen Behörden geführt worden; denn seit dem Ende des letzten Jahrhunderts ist die Einfuhrung von Opium nach China verboten. Der Opium-Handel beschränkte sich damals auf Macao. Aber 1802 verlegten ihn die Engländer auf die Insel Lintin, welche seitdem die große Opium-Niederlage gewesen ist. Hier ist dieser Artikel in bewaffneten Fahrzeugen aufgespeichert und wird den Chinesen gegen schriftliche Ordre von Canton überliefert. Ein Chinese beschreibt das Verfahren dabei folgendermaßen: „In Canton giebt es Opium-Mäkler, Schmelzer (Melters) genannt.

Diese leisten ihre Zahlungen für das zu beziehende Opium in die Hände der fremden Geschäftsführer und erhalten dagegen von diesen schriftliche Anweisungen, welche ihnen die Auslieferung des begehrten Opiums von den Schiffen zusichern. Zuführende Bote segeln den Fluß auf und ab, der gemeine Mann nennt sie Schnell-Krebse oder krabbelnde Drachen. Sie sind gut bewaffnet und mit einigen Duzend Waghälften bemannt, welche ihre Ruder gebrauchen, als wären es Flügel. Sämmtliche Zoll-Häuser und Militär-Posten, welche sie passiren, sind bestochen. Stofen sie auf eines der bewaffneten Waghälften, welche in dem Flusse kreuzen, so sind sie verwegen genug, Widerstand zu leisten, und es entsteht Megelei und Blutvergießen."

Im März 1839 scheint die chinesische Regierung entschiedener Schritte zur Unterdrückung der Opium-Einfuhr als je zuvor gethan zu haben, und unter der Leitung eines kaiserlichen Bevollmächtigten von Peking wurden die brittischen Geschäftsführer in ihre Factorie eingeschlossen und erlangten ihre Erlösung nur erst nach Auslieferung des Opium-Vorrathes am Bord der Schiffe, der sich auf 20,283 Kisten und an Werth ziemlich auf 21,000,000 Thaler belief. Der Vorsteher des brittischen Handels ertheilte den Kaufleuten Entschädigungs-Scheine. Der Inhalt einer jeden Kiste wurde nachmals in Schleusen, die mit dem Flusse in Verbindung stehen, geschüttet, und dies in Gegenwart der chinesischen Behörden, so wie einiger Geschäftsführer der brittischen sowohl als anderer Factorien. Verpflichtete Leute mußten Tag für Tag den Prozeß der Aufweichung beschleunigen, bis das Opium schlammig und stinkend geworden war, worauf alles in den Fluß gespült wurde. Hierauf zogen sich die Kaufleute nach Maccao zurück, von wo sie am 27. August vertrieben wurden, weil sie sich weigerten, einen Matrosen, der im Wortwechsel einen Chinesen getödtet hatte, auszuliefern. Sie nahmen jetzt ihre Zuflucht zu den Schiffen von Hong-Kong; allein da es der Flotte an Mundvorräthen gebrach, so suchte der Vorsteher des brittischen Handels dergleichen von den Eingeborenen zu erlangen, fand aber hierbei Widerstand Seiten der chinesischen Kriegs-Junken, und in dem dadurch herbeigeführten Treffen wurden mehrere Chinesen getödtet und einige Europäer verwundet. Ein zweiter Angriff auf die Chinesen, welcher am folgenden Tage stattfinden sollte, unterblieb in Folge eines Gegenbefehls. Am 11. September kündigte der Vorsteher des brittischen Handels der chinesischen Regierung eine Blockade des Canton-Flusses und Hafens an, aber am 16. wurde die Blockade in Folge eingeleiteter Unterhandlungen mit den Chinesen wieder aufgehoben. Vorfälle weit ernstlicher Natur haben seitdem stattgefunden, dieselben haben den Verkehr zwischen China und England nicht wenig beeinträchtigt und eine gefährliche Spannung zwischen beiden Ländern hervorgebracht, und der letztere Staat hat vor Kurzem eine Flotte abgestickt, um durch kriegerische Demonstrationen die zur Lösung dieser ernsthaften Schwierigkeiten erforderlichen Unterhandlungen zu unterstützen.

Marie von Enambuc.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Er schwieg, dann machte er eine letzte Anstrengung, wendete die Augen nach Marien und setzte hinzu: „und einst, Coindilliers, heirathen Sie meine Witwe.“

Das Gesicht des Grafen wurde noch bleicher und er neigte sich mit einem schwachen Ausrufe über das Bett. Der General war wieder zurückgesunken; seine Hand hatte die des Grafen nicht losgelassen; schwächer und schwächer hob der Athem seine Brust; seine Bänge hatten ihre Heiterkeit wieder erlangt und man hätte sagen können, er schlafe.

Marie hatte nichts gehört; die Ermattung stumpfte alle ihre Gefühle ab; sie sah nur noch unklar, was um sie her vorging; selbst ihr Schmerz erlosch in dieser ihrer allgemeinen geistigen und körperlichen Abspannung. Coindilliers, der vor ihr an der andern Seite des Bettes stand, sah sie fest an und drückte die Hand des Sterbenden mit einem entsetzlichen Ausdruck von Freude.

Nach einigen Minuten trat der Arzt, der sich ein wenig entfernt hatte, um dieses letzte Gespräch nicht zu stören, wieder näher und zog den Vorhang des Bettes weg. Sobald er den General erblickt hatte, faßte er lebhaft den Arm Coindilliers und sagte: „Man muß die Frau von Enambuc hinwegführen! Sehen Sie nicht, daß Alles vorüber ist?“

3.

Die Sonne war hinter einer Masse schwarzer zerrissener Wolken untergegangen, deren phantastische Formen sich gleich Riesenschatten über das Dunkelblau des Himmels hinstreckten. Die äußerste Grenze des Horizontes bezeichnete ein brennendrother Streifen, das sichere Merkmal eines Sturmes. Obgleich die Luft völlig ruhig war, so brach sich doch das Meer mit Ungestüm an den Mauern des Forts St. Pierre, als ob ein unterseeisches Wetter in der Tiefe tose und die Wogen emporschleudere. Der Strand war öde; man hörte weder den eintönigen Gesang der Sklaven, die an der Rhebe beschäftigt sind, noch die heisere Stimme der Matrosen, noch das fröhliche Geschrei der Kinder, die bei schönem Wetter Abends in dem lauen und tiefen Wasser umherzuschwimmen pflegten, ohne sich vor den Haifischen zu fürchten, deren gefräßige Scharen sich bisweilen in diesen Gewässern einfinden. Einige Lichter glänzten in der Ferne längs der Küste gleich rothen Sternen, über denen die bleichern Sterne des Himmels aufgingen; alles war ruhig und still außer das Meer, dessen gereizte Wogen drohend an das Ufer schlugen.

Die Frau von Enambuc stügte sich in einem Fenster des Fortes auf und ihr Blick schweifte traurig und zerstreut an dem unermesslichen Horizonte hin, den das verglimmende Licht des Tages nur noch schwach erhellte. Der Doctor Janson, der hinter ihr stand, sah aus wie Jemand, der über die Lösung einer schwierigen Aufgabe nachdenkt.

Die Gemächer in dem Fort Saint Pierre waren wie die der Pflanzung glänzend, aber ungleich meublirt. Der Audienzsaal, in welchem sich eben die Frau von Enambuc befand, hatte in seinem Auspuge nichts Elegantes; alles war in einfachem, reichem und strengem Style; keine Tapete verhüllte die Wände; die Fenster hatten keine Glasscheiben, sondern es fielen vor denselben Rouleaux von weißem Atlas mit chinesischen Malereien herab; ein indischer Teppich bedeckte den Tisch, der mit Briefen und Papieren überstreuet war wie der eines Ministers. Ueber dem Portrait des Generals in ganzer Figur, der Thüre gegenüber, befand sich eine Art Baldachin; das Gegenstück dazu war eine Wappentrophäe aus dem Helme, den Handschuhen und dem Schwerte des Verstorbenen, nebst der Fahne mit den Lilien, die ihm im Kampfe vorangetragen wurde. Die Fenster dieses großen Saales gingen auf Festungswerke, die das Meer bespülte; selbst bei ruhigem Wetter hörte man das dumpfe unaufhörliche Geräusch der Wogen und das Auge sah nichts als den unendlichen Raum, in welchem der Himmel und das Meer verschmolzen.

Die Frau von Enambuc verließ langsam das Fenster und setzte sich vor dem Bilde des Generals nieder. Der Doctor trat zu ihr, faßte ihren Arm und legte seine beiden Finger auf den Puls, der schnell und ungleich schlug. Nach einem Augenblicke entzog ihm Marie kopfschüttelnd die Hand; der Doctor dachte eine kurze Zeit nach und sagte dann plötzlich:

„Sie sind krank, ich sehe es wohl; aber was Ihnen fehlt, weiß ich nicht.“

— „Was mir fehlt, Doctor?“ antwortete sie kurz; „ich bin krank, ich gehre mich ab, ich sterbe.“

„Das sehe ich wohl,“ wiederholte der Arzt, indem er ihr in das Gesicht sah; „aber warum?“

— „Weil ich Prüfungen bestand, die über die menschlichen Kräfte hinausgehen, weil ich alles verloren habe, weil ich hier fern bin von allen den Meinigen, ohne Rath, ohne Stütze, und eine schreckliche Verantwortlichkeit auf mir lastet.“

Der Doctor zuckte die Achseln und sprach nach kurzem Schweigen mit einigem Zögern:

„Der Graf von Voinvilliers besitzt ja Ihr Vertrauen.“

— „Nein, Doctor, nein,“ antwortete die Frau von Enambuc kalt, „und ohne das Andenken an den General, ohne seinen letzten Willen, den ich achte wie den Willen Gottes, würde der Graf hier nie so viel Einfluß und Macht erhalten haben; er ist ein hochmüthiger, rachsüchtiger, leidenschaftlicher Mensch; ich bin gegen ihn auf meiner Hut.“

„Er ist Ihnen doch ergeben,“ sagte der Doctor, indem er die Frau von Enambuc fest ansah; „er ist Ihnen ergeben auf Tod und Leben; haben Sie nicht den Beweis davon erhalten?“

— „Er hat mir das Leben gerettet, mit Gefahr seines eigenen,“ antwortete sie; „ich weiß es wohl.“

„Es war gestern ein Jahr, daß der General aus dieser Welt in ein besseres Leben übergegangen ist,“ fuhr der Arzt fort, „und seit jenem Tage dient Ihnen der Graf mit vielem Eifer und Auf-

opferung; ich begreife nicht, was Sie veranlaßt, an seiner Redlichkeit und Treue zu zweifeln. Was fürchten Sie von ihm?“

— „Seine Liebe,“ antwortete die Frau von Enambuc.

„Ach,“ entgegnete der Doctor verwundert, „er hat bereits davon gesprochen?“

— „Nein,“ antwortete Marie, indem sie mit der Hand über ihr schwarzes Taffetkleid strich, „noch hat er es nicht gewagt.“

„Aber Ihre Trauer geht heute zu Ende und Ihre Leute haben sie der Gewohnheit nach bereits abgelegt.“

— „Ich werde sie noch lange tragen,“ sprach leise die Frau von Enambuc, indem sie die gefalteten Hände auf ihr Herz drückte und einen traurigen Blick auf das Bild des Generals warf. „Ach, wenn er, den wir alle verloren haben, noch lebte, würde ich nicht so viele Unruhe und Leiden erfahren! Bei ihm lebte ich ruhig und glücklich; die heilige aufopfernde Liebe, die ich für ihn fühlte, hatte allen Schmerz von mir entfernt; aber jetzt, mein Gott! wie muß ich leiden!“

Der Doctor verstand dieses Vertrauen nicht, das ihm unwillkürlich ein von Erinnerungen und Sehnsucht gequältes Herz schenkte; er meinte ganz einfach, die Frau von Enambuc fürchte den Einfluß, den der Graf in der Verwaltung erlangt, und die Pläne, mit denen er vielleicht umgehe. Die Lage kam ihm nicht sehr gefährlich vor.

„Nun,“ sagte er nach einigem Nachdenken, „warum sollte, selbst wenn der Graf Hoffnungen nährte, selbst wenn er dieselben auszusprechen wagte, diese Erklärung Sie in eine so große Unruhe versetzen?“

— „Weil ich dann gegen diesen Mann kämpfen und zwischen seiner Liebe oder seinem Haß wählen muß. Ich kenne ihn wohl, Doctor, er wird mir eine abschlägige Antwort nie versetzen.“

„Sie sind also entschlossen, ihm einen Korb zu geben?“ unterbrach sie der Doctor unruhig. „Haben Sie auch alle Folgen wohl bedacht?“

— „Ja, denn ich weiß alles, was geschieht,“ antwortete die Frau von Enambuc kalt; „ich weiß, daß meine Verwaltung Feinde hat, welche sie ins Geheim angreifen und eine Empörung zu veranlassen suchen; ich weiß, daß Voinvilliers sich für nothwendig hält, um die Unruhigen im Zaume zu halten. Deshalb hat er sich allmählig mit einer eigenen Miliz umgeben, die man seine spanische Garde nennt: eine Handvoll Abenteurer! Ich durchschaue diese Intriguen schon längst.“

„Und doch konnten Sie dieselben nicht verhindern. Wem wollen Sie sich anvertrauen, um den Einfluß des Grafen zu bekämpfen?“

— „Vielleicht kommt Jemand!“ sagte die Frau von Enambuc mit einem langen Blicke nach dem Meere.

„Ach, Jemand, den Sie erwarten?“ fragte der Doctor verwundert.

— „Jemand, den ich schon längst erwarte,“ antwortete Marie. „Ja, Doctor, es giebt in der Welt einen Mann, dessen Redlichkeit und Hingebung ich genau kenne, einen Mann, des-

sen ganzes Leben das edelste Beispiel von Muth und Treue gewesen ist. Ich habe ihn von meiner Lage benachrichtiget, und wenn er noch lebt, wird er kommen."

"So gebe Gott, daß er bald erscheine!" sprach der Arzt in noch größerer Verwunderung.

— „Ja, er wird kommen," entgegnete Marie voll Vertrauen. Dann versank sie aber plötzlich wieder in ihre Besorgnisse, in die peinliche Unruhe des Harrens und flüsterte niedergeschlagen: „aber wenn er todt wäre?"

Es folgte eine Pause, dann sagte der Doctor:

„Ich habe längst schon die Gefühle des Herrn von Coinvilliers errathen; er liebt Sie, liebt Sie mit Leidenschaft und Eifersucht."

— „Ich habe es an dem Hasse errathen, den er gegen meinen Sohn hegt," sagte bitter die Frau von Enambuc; „das arme Kind! Meine Zärtlichkeit gegen dasselbe reizt den Herrn von Coinvilliers. Die reine und heilige Mutterliebe treibt diesen Mann zur Eifersucht! Ach es naht die Zeit, in der ich mich von meinem Sohne trennen — ihn nach Frankreich schicken muß!"

„Der ausdrückliche Wille des Generals verlangt, daß er in Paris erzogen werde."

— „Dieser Wille soll erfüllt werden, Doctor," sagte die Frau von Enambuc mit schmerzlicher Ergebung. „Es ist der größte Beweis meines Gehorsams, den ich ihm geben kann, dem ich, so lange er lebte, niemals ungehorsam gewesen bin. Theures Kind! Bald wird es über dieses unermessliche Meer schiffen und ich werde von hier aus das Segel des Schiffes verschwinden sehen, das es hinwegführt."

Bei diesen Worten wurde ihre Stimme unterbrochen und sie wendete ihr von Thränen überströmtes Gesicht nach dem Fenster, unter welchem man die Wogen anschlagen hörte.

„Meine Wissenschaft vermag nichts gegen ein Uebel, das durch solche Leiden verursacht wird," murmelte der entmutigte Arzt. „So lange Sie unter dem Einflusse solcher Gedanken stehen, wird das Fieber Sie nicht verlassen, gnädige Frau. Doch sollten Sie sich bestreben, gesund zu werden. Ich bin überzeugt, daß eine Reise, die gesunde Gebirgsluft Ihnen wohl thun würde. Sie würden überdies durch den Anblick neuer Gegenstände auf andre Gedanken kommen und einen Theil Ihrer Sorgen hier zurücklassen. Es ist wahrhaftig Zeit, daß Sie die Reise in verschiedene Theile der Insel unternehmen, die schon längst in Ihrem Plane gelegen hat."

— „Ich denke noch immer daran," antwortete Marie; „Sie begleiten mich, Doctor. Ich will die neue Bestzung an der Spitze von Bauclain besuchen."

„Diese Reise hat jetzt durchaus keine Gefahr mehr," fuhr der Doctor nach kurzem Schweigen fort; „es wird sich kein einziger Caraiße auf Ihrem Wege zeigen; der Herr von Coinvilliers hat uns auf immer von diesen schrecklichen Feinden befreit."

— „Es ist wahr," sagte die Frau von Enambuc mit ver-

änderter Stimme, „der Graf hat an den Unglücklichen schreckliche Wiedervergeltung geübt und sie ausgerottet! Welches Blut wurde vergossen, mein Gott! Alle Tage gedenke ich in meinem Gebete dieser armen Götzdiener, die, wie ich hoffte, eines Tages zu unserm Glauben bekehrt werden sollten."

„Sie werden also nach Bauclain reisen? bald?"

— „Ja, bald, Doctor," antwortete sie nachdenkend, indem sie sich umdrehete und sich von neuem auf das Fenster stützte.

(Fortsetzung folgt.)

Erich XIV.

Schwedische Chronik.

I.

Am 12. Juli des Jahres 1561 gewährte die Stadt Stockholm einen seltenen und merkwürdigen Anblick. Schon von frühem Morgen an gingen die Bürger in den Straßen umher; die Glocken auf allen Thürmen läuteten; die Kanonen waren auf dem Marktplatz aufgeföhren und von dem Thore des Schlosses her schmetterten Fanfaren. Bei dem Anblicke dieser in einer gewissen Unruhe hin und her irrenden Menge hätte man wohl glauben können, die Stadt sei von einer großen Gefahr bedrohet, die Glocken läuteten Sturm und die ganze Bevölkerung der Stadt eile zur Vertheidigung derselben auf die Wälle. Aber die Bürger erschienen im Festschmucke, die Frauen hatten ihr Haar mit ganz besondrer Sorgfalt geflochten und selbst die Kinder waren schon geschmückt wie zu einem Feiertage. Es war wirklich ein wichtiger Umstand. Erich XIV., der kurz vorher in Upsala gekrönt worden war, sollte seinen Einzug halten in die Hauptstadt seiner Staaten. Seit länger als dreißig Jahren, nämlich seit der Thronbesteigung Gustav Wasas, war keine solche Feierlichkeit vorgekommen. Schweden, das damals durch die Partienkämpfe erschöpft, durch die Einfälle der Dänen verwüstet war, und noch aus den Wunden blutete, die ihm die Grausamkeit Christians II. geschlagen hatte, konnte freilich bei jenem Feste nicht viel Pomp, nicht viel Luxus aufwenden und der weise, heldenmüthige Gustav, der das Elend und die Gefahren seines Volkes auf so edelmüthige Weise getheilt hatte, besaß ein zu edeles Herz, als daß er durch eiteln Glanz eine Ceremonie zu erhöhen gesucht hätte, deren größter Reiz für ihn ein Freudenschrei der Menge sein sollte. Im Verlaufe seiner Regierung hatte jedoch das Volk, gleich einem Kranken, der geschickten Händen anvertrauet ist, alle seine Wunden vernarben sehen; Schweden hatte neuen Glanz erhalten. Als Gustav starb, öffneten seine Kinder das geheimnißvolle Gemach, in welchem er in einer Art ahnender Vorsorge für die Zukunft die Früchte seiner Ersparnisse aufgehäuft hatte und sie fanden da unermessliche Schätze. Ein Theil derselben war bereits in den glänzenden Gesandtschaften nach England zur Unterhandlung der Verbindung Elisabeths mit Erich aufgewendet worden. Das

Uebrige wurde unter die Kinder des alten Königs getheilt und der unkluge Erich, der so verschwenderisch war wie sein Vater sparsam gewesen, hatte sein Erbe fast hingegeben, um seine Krönung recht glänzend zu machen. Alles, was man in seiner Zeit Kostbares hatte, Seide und Sammet, seine Stickereien und Perlen, sollten zum Schmucke dieses Festes dienen. Die berühmtesten Kaufleute und die geschicktesten Arbeiter waren aufgeboden worden. Aus Holland hatte man die Insignien des Königthums, das Scepter, den Reichsapfel und die Krone, sowie aus England Kästchen mit Edelsteinen, Kisten voll reicher Kleider und glänzender Stoffe kommen lassen. Der Einzug in Stockholm sollte, wie die Krönung in Upsala, allgemeines Aufsehen machen. Der Hof hatte sein Schauspiel und das Volk ebenfalls das seinige. Auf einem der größten Plätze der Stadt sah man seltene Thiere, welche die meisten Stadtbewohner kaum dem Namen nach kannten: Löwen in eisernen Käfigen, Dromedare, die von Fremden in seltsamer Tracht umhergeführt wurden, und Vögel, die auf wunderbare Weise sangen. Hier führte ein industriöser Aeteur mit Marionetten das ganze Drama „Faust,“ sammt dem schrecklichen Tode und der Höllenfahrt des Zauberers auf. Weiterhin erklärte ein Astrolog den Einfluß der Gestirne und entschleierte die Geheimnisse der Zukunft. Dort rühmte sich ein Taschenspieler, etwas Unerhörtes! binnen wenigen Minuten einem Manne den Kopf abschneiden und ihm denselben lebendig wieder aufsetzen zu können. Einige alte Bürger gingen mit Erstaunen und Entsetzen vorüber und meinten, solche Dinge könnten nur Betrügerei oder Zauberei sein und solche Wissenschaft einem Reiche unmöglich Glück bringen. Die jüngern dagegen blieben gern an der Bude stehen, wo ein geschickter Jongleur mit Kugeln und Dolchen spielte und die Frauen suchten dem Zauberer näher zu kommen. Trotz der Zerstreuung beschäftigte indeß ein Wunsch und ein Gedanke die Menge. Jeden Augenblick wendeten sich die Köpfe nach dem nördlichen Thore und jeder fragte den Nachbar: „sieht man noch nichts kommen?“

Gegen Mittag erhob sich eine Staubwolke auf der Straße und man hörte Trompetenschall und Puffschlag. Augenblicklich wurden alle Buden verlassen und das Volk stürzte sich wie ein gewaltiger Strom nach den Wällen: Erich kommt! Erich kommt! erscholl es. Zuerst sah man eine Schaar Elitentruppen in reichem Harnisch, mit blühenden Lanzen in der Hand erscheinen; dann folgten die adeligen Reiter, gekleidet mit einer Eleganz, wie man es bis dahin noch nie gesehen; die Herren des Reiches auf weißen Pferden, ernst, vor ihrem jungen Fürsten einherreitend wie Vormünder vor dem Mündel. Sodann kamen die großen Würdenträger des Staates, die Reichsinsignien tragend, die Herren, denen Erich die Grafenkrone gegeben, während er die Fürstenkrone für sich nahm; darauf der Herzog Johann und sein Bruder, und endlich der König, auf stolzem Rosse, das er mit bewundernswürdiger Gewandtheit und Anmuth tummelte. Ihm folgten seine beiden Gouverneure, Burreaus und Goran Persson, die bereits ansingen, des Volkes Haß sich zuzuziehen, und eine beträchtliche Anzahl Adeltiger, Knappen, Soldaten und Diener.

Erich trat in sein achtundzwanzigstes Jahr. Er war vielleicht das schönste von den Kindern Gustavs, die sämmtlich schön waren. Zwar war er minder groß als sein Vater, aber zierlicher gewachsen, minder kräftig, aber gewandter. Sein dunkelblondes Haar fiel in dicken Locken auf seine Schultern; seine breite, bereits von einigen frühzeitigen Runzeln durchzogene Stirn, seine blauen Augen mit braunen Brauen, seine leicht zusammengezogenen Lippen hatten einen eigenthümlichen träumerischen und traurigen Ausdruck. In seinem Blicke lag Poesie, in seinem Lächeln Bitterkeit und sein ganzes Gesicht würde in den Augen der alten Gefährten Gustavs wohl für zu mild gegolten haben, hätten ihm nicht ein dicker Schnurbart und ein langer Zwickelbart einen edlern und feinem Character gegeben. Die Tracht, welche Erich zu seinem Einzuge in Stockholm gewählt hatte, hob alle seine Körpervorzüge noch mehr hervor. Er erschien in einem Wamme von weißer Seide, das die Taille knapp umschloß, in kurzen Beinleidern von demselben Stoffe und derselben Farbe mit Rossetten, in großen Stiefeln von gesticktem Maroquin, in einem spanischen Mantel, der auf der Achsel durch eine Diamantengrafe gehalten wurde und in einem schwarzen Hute mit einer Straußenfeder. Kein schwedischer Edelmann übertraf ihn in körperlichen Uebungen; keiner kam ihm gleich an würdevoller Haltung und anmuthiger Bewegung. Auch betrachtete ihn die versammelte Menge, als er in der Mitte des Zuges erschien, schweigend und vergaß Beifall zu rufen und ihn zu begrüßen. Eine Frau aber, die, um ihn deutlicher sehen zu können, auf einen Prellstein gestiegen war, konnte ihre Empfindungen nicht zurückhalten. „Wie schön ist er!“ rief sie und dieser Ausruf brachte das Freudengeschrei zum Ausbruche. In diesem Augenblicke zog der König unter dem Triumphbogen hin, den man ihm an dem Nordthore errichtet hatte. Das Läuten der Glocken, der Donner der Geschütze, das Schmettern der Trompeten und Posaunen mischte sich unter den Jubelruf des Volkes. Tausende von Männern, Weibern und Kindern stürzten in einmüthigem Antriebe ihm entgegen, streckten die Hände nach ihm aus und sahen ihn voll Liebe an. Es war eine jener berausenden Minuten, die so schnell vorübergehen und nimmer wiederkehren, einer jener Augenblicke, in denen die menschliche Seele sich im Zauber ihrer Gefühle ausdehnt und der Gedanke zu gleicher Zeit alles umfaßt, was es im Leben Sanftes und Großes giebt. Der König zog weiter, grüßte mit fröhlichem Lächeln sein Volk und rief unaufhörlich neue Begeisterung hervor. Als er an dem Plage des Brunkebergs ankam, that sein Rosse einen falschen Schritt. Erich riß es verdrüsslich empor, wendete sich dann an den Grafen Svante Sture und sagte: „sollte dieser Platz mir einst verderblich werden?“ — „Es ist der Platz, auf welchem die edelsten Köpfe Schwedens unter dem Eisen des Henkers gefallen sind,“ antwortete Sture; „vielleicht noch das Pferd Ew. Majestät Blut.“ — Für jeden andern würde dieser Vorfall gleichgültig gewesen sein; auf das abergläubische Herz Erichs aber machte er einen gewaltigen Eindruck. Seine Stirn verdüsterte sich; sein Blick wendete sich mit einer gewissen Unruhe von dem so lebenvollen Schauspiel

rings umher ab und sein Ohr schien den Jubelruf nicht mehr zu beachten, der ihm noch eben so süß und angenehm gewesen war. Dem Volke entging es nicht und die Begeisterung kühlte sich augenblicklich ab; das Freudengeschrei hörte auf. Erich gelangte in den Schloßhof, ohne sich umzudrehen und ohne denen, welche ihm so freudig entgegengekommen waren, einen letzten Abschiedsblick zuzuwenden. Die Volksmenge blieb noch eine kurze Zeit an der königlichen Wohnung versammelt, unentschlossen und verwundert; dann zerstreute sie sich langsam und still, als ahne sie etwas Schlimmes.

2.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages kehrte ein Corporal der königlichen Garde, Mone mit Namen, das Gewehr auf der Schulter, in seine Wohnung zurück und wurde von einem jungen Manne angeredet, der ebenfalls Uniform und das Abzeichen eines Fähndrichs trug. „Ach, Du bist es, Mar,“ sagte Mone, indem er jenen auf die Achsel klopfte; „komm mit mir. Ein guter Unterthan Erichs darf sich heute wohl einer Flasche Bier erlauben. Mein alter Vater wird uns heute vielleicht mit seinen Bibelsprüchen verschonen und meine kleine Catharine siehst Du doch gern.“

Bei der Erwähnung dieses Namens überflog die Wange des jungen Officers eine leichte Röthe. Er drückte die Hand des Corporals und folgte ihm, einige Worte des Dankes stammelnd.

„Nicht wahr,“ fuhr Mone fort, heute ist ein freudiger Tag? Wahrhaftig, Schweden hat nicht viele ähnliche gesehen. Wie gut unser junger König zu Pferde sitzt und welchen prächtigen Degen er in der Hand hielt! Hast Du gesehen? Er soll mehrere hundert Mark kosten.“

Ehe Mar antworten konnte, öffnete der Corporal die Thüre seiner Wohnung. Es war eines jener alten hölzernen Häuser, wie man sie jetzt nicht mehr in den schwedischen Städten sieht, und stand in einem der engsten und dunkelsten Gäßchen Stockholms. Die gesprungenen Balken, die kleinen Fenster von gedüstem Pergamente verriethen den Vorübergehenden den niedrigen Stand der Bewohner. Das Innere stimmte mit dem mehr als bescheidenen Aussehen des Hauses vollkommen überein. Es hatte nur zwei Gemächer: eine kahle und verräucherte Küche und eine ziemlich große Wohnstube ohne Dielen. Im Hintergrunde derselben sah man drei Betten oder vielmehr drei Lagerstätten von Fichtenholz, auf denen Schaffelle lagen, in der Nähe des Fensters einen plump gearbeiteten Tisch, einige Stühle, zwei alte Truhen und, an den Wänden, ein großes halb verrostetes Schwert, eine Armbrust und eine Flinte mit Radschlosse. Das war das ganze Geräthe.

Der Vater Mones saß an dem Tische und hatte die Bibel in der Hand. Er war einer jener schönen Greise, die Rembrandt so gern malte: ein großer starker Kopf mit schneeweißem Haar, eine knochige Stirn mit tiefen Runzeln, ein lebhaftes, unter dich-

ten Brauen blühendes Auge und ein langer bis auf die Brust reichender weißer Bart. Er hatte während der langen Regierung Gustav Wasas gedient und, ohne zu einem höhern Grade emporzusteigen, sich unter seinen Waffengefährten durch seine Energie und seinen Verstand ausgezeichnet. Der König selbst hatte Gelegenheit gehabt, ihn zu bemerken und mehrmals im Vorüberreiten ihn namentlich begrüßt, was für den alten Soldaten eine unermeßliche Ehre war, so daß noch jetzt sein Herz laut klopfte, sobald er nur daran dachte. Als er den Dienst verließ, bewilligte ihm Gustav eine Pension und er zog sich in die Wohnung seines Sohnes zurück, der das Stück gehabt hatte, in das bevorzugte Gardecorps aufgenommen und recht bald zum Corporal befördert zu werden. Er führte da das friedlichste und einfachste Leben und machte den Tag über Körbchen, um sein bescheidenes Einkommen des Jahrs um einige Mark zu vermehren; des Sonntags erholte er sich dagegen von der Arbeit durch das Lesen in der Bibel. Zweifacher Schmerz hatte jedoch dieses so ruhige Leben durchzogen: als er die Frau seines Sohnes ganz jung hinstirben und ein ganz kleines Kind zurücklassen sah, und als er erfuhr, daß Gustav Wasa nicht mehr sei.

Ueber den ersten Verlust tröstete er sich, indem er seine Enkelin selbst erzog und dieselbe unter seinen Augen groß werden und sich entwickeln sah. Meist war er allein mit ihr; dann nahm er sie auf seine Knie und lehrte sie lesen und beten; das Kind hörte ihn mit rührendem Gehorsam an. —

Nichts aber konnte den Tod Gustav Wasas aus dem Gedächtnisse des Alten verwischen. Er hatte für denselben ein Gefühl der Verehrung gehegt, das an Anbetung grenzte. Er war der Lieblingsheld seiner Jugend und der Wohlthäter seines Alters gewesen. Die Hälfte seines Lebens hatte er unter den Befehlen desselben gedient und in der andern Hälfte ihn gesegnet. Er kannte keine rührendere Geschichte als die Gustavs und er meinte, es könne in der Welt keinen größern Namen geben. Oft, wenn die Freunde seines Sohnes zu ihm in das Haus kamen, erzählte er ihnen von dem unglücklichen Zustande Schwedens in den letzten Jahren der dänischen Herrschaft, von dem Aufstande des Volkes, von der Belagerung Stockholms, wo er selbst unter den Befehlen der schönen Gräfin Syllenskierna gekämpft hatte, und dann von der Ermordung des Adels, von der Flucht Gustavs nach Dalecarlien, von seinen Gefahren, seinem Muth und seiner Thronbesteigung. Nach Beendigung der Erzählung pflegte er die Hände auf der Brust zusammenzulegen; oft rollte eine Thräne aus seinen Augen über seine hagern Wangen und seinen weißen Bart und er sagte: „wie geht es zu, daß ich noch lebe, da mein großer Feldherr gestorben ist!“

In diesen Anfällen von Melancholie stand Catharine von dem Schemel auf, auf welchem sie bei ihrem Großvater zu sitzen pflegte, ergriff seine Hand, küßte ihn auf die Stirn und das Gesicht des Alten strahlte wieder von Freude.

Sie war ein junges Mädchen von Engelsanmuth und seltener Schönheit. Sie stand im funfzehnten Jahre, sah man aber

ihre zierliche Gestalt mit dem blonden Haar, das in langen Flechten auf ihre Schultern fiel, ihre niedlichen weißen Hände, so hätte man sie für ein Kind halten können. Sie hatte Augen so klar und blau wie das Wasser der schwedischen Seen, einen Mund wie zwei Rosenblätter und eine feine durchscheinende Haut; sie war eine wahre Tochter des Nordens, schüchtern und natürlich, wohlwollend, heiter und doch auch wieder träumerisch. Es lag in dem ganzen Ausdrücke ihres Gesichtes, in allen ihren Bewegungen so viel Zurückhaltung, so viel Züchtigkeit und Unschuld, daß schon ihr bloßer Anblick die aufrichtigste Liebe in dem Herzen jedes Mannes erwecken und die verdorbenste Seele wieder zum Glauben zurückführen konnte. Bei ihrem Großvater hatte sie eine allerdings unvollständige, aber ernste Erziehung erhalten. Der erste Unterricht, den sie genossen, waren die Grundsätze der Sittenlehre; die ersten Erzählungen, die sie vernommen, die rührendsten Ereignisse aus der Geschichte Schwedens und das erste Buch, das sie in den Händen gehabt, die heilige Schrift. Durch diese Lehren, welche durch die Bärtlichkeit ihres Großvaters einen eigenthümlichen Reiz erhielten, und durch das nützliche Lesen war ihre Seele so hoch erhoben worden, wie man bei einem Mädchen ihres Standes nicht hätte erwarten sollen. Sie wußte schöne Thaten und edele Aufopferungen zu würdigen.

Mit diesen Gefühlen und seltenen Eigenschaften sollte aber die arme Katharine die Last des gemeinen Lebens tragen. Des Morgens, wann sie wie eine Familienmutter die Wirthschaft in Ordnung gebracht und das einfache Mahl zubereitet hatte, nahm sie einen Korb und bot in demselben Blumen und Früchte in den Straßen der Stadt zum Verkaufe aus. Seit mehreren Jahren war sie in der Nähe des Schlosses wohl bekannt. Viele reiche Bürger wendeten sich auf ihrem Wege um, wenn sie das Mädchen mit dem braunen wollenen Mäntelchen, dem gestreiften Röckchen und den kleinen Schuhen sahen, um ihr lange nachzublicken. Viele vornehme Damen folgten ihr mit neidischen Blicken. Die übele Nachrede hatte sie indeß noch nicht zu erreichen vermocht; die andern Blumenmädchen erklärten sie bloß für stolz. Trotz ihren Bemühungen gelang es ihnen aber nicht, etwas ausfindig zu machen, was zum Nachtheile des Mädchens gereichen konnte. Man hatte wohl junge Herren bei Katharina stehen bleiben sehen und gehört, daß sie dieselbe mit Schmeicheleien überhäufte, aber sie achtete nicht auf diese Worte. Andere hatten unter verschiedenen Vorwänden versucht, in ihre Wohnung zu gelangen, aber alle waren von dem Alten unerbittlich zurückgewiesen worden.

Nur ein junger Mann hatte Zutritt in das Haus des alten Soldaten gefunden, Mar, der Sohn eines seiner alten Waffengefährten, der für Katharine wahre und tiefe Liebe fühlte, dieselbe zwar nicht auszusprechen wagte, aber sie deutlich genug durch seine Blicke verrieth. Sein einziger Wunsch war, sie einst heimzuführen zu können. Ehe er aber wagte,

diesen seinen Wunsch auszusprechen, wartete er bis er einen höhern Grad in der Armee erlangt haben werde, damit er dem Mädchen ein besseres Schicksal bieten könne.

Katharine ihrer Seite sah ihn gern; sie nannte ihn den guten Mar und plauderte gern mit ihm, aber sie fühlte auch keine Sehnsucht, wenn er nicht da war. Die Liebe hatte noch nicht den Weg in ihr Herz gefunden.

Als Mone mit Mar in der Thüre erschien, eilte Katharine beiden entgegen, grüßte freundschaftlich den jungen Fähndrich und trat dann zu ihrem Großvater, dem sie einige Worte zuflüsterte. Dann ging sie nach dem Bierkrüge, der auf dem Tische dieser armen Familie nur bei ganz besondern feierlichen Gelegenheiten erschien. Einen Augenblick darauf kam sie zurück mit dem feineren Krüge mit zinnernem Deckel und drei großen massiven Gläsern, auf denen man Inschriften in Plattdeutsch las, welche den Trinkenden Gottesfurcht und Tugend empfahlen. Mar hatte sich der Thüre gegenüber niedergesetzt, durch welche Katharine gehen mußte und der Corporal Mone berichtete, während er seine Uniform und Waffen ablegte, dem Vater die Ereignisse des Tages und schilderte den pomphaften Einzug des Königs in Stockholm. Als er das Stolpern des Pferdes auf dem Plage Brunkeberg erwähnte und die darauf eingetretene Verstimmung Erichs, schüttelte der Greis das Haupt und sagte: „höre, mein lieber Niks, dieser Vorfall ist vielleicht ernster als er zu sein scheint. Ich glaube nicht, wie viele meiner Bekannten, daß die Zukunft sich unsern Augen durch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß enthülle und daß man lange Schlüsse aus irgend einem Zufalle ziehen könne; aber man darf doch auch das Dasein und die Wirkung gewisser Ahnungen nicht läugnen, die uns bisweilen plötzlich ergreifen wie eine Offenbarung der Dinge, die wir noch nicht kennen. Du weißt, daß die Königin Katharine ihren Sohn Erich nur mit den größten Schmerzen zur Welt bringen konnte. Man wartete seit mehreren Tagen auf die Stunde ihrer Entbindung, als der Arzt, der sie behandelte und ein gelehrter Astrolog sein sollte, in das Zimmer der Kranken trat und zu den Anwesenden sagte: „fallet alle auf Euere Knie und bittet mit mir den Himmel, daß er die Geburt des Kindes noch verzögere, denn alle Constellationen haben sich gegen dasselbe verschworen und wenn es in diesem Augenblicke in die Welt tritt, ist es von dem größten Unglücke bedrohet. In demselben Augenblicke stieß die Mutter einen Schmerzensschrei aus und das Kind war geboren. Das ist eine traurige Vorbedeutung, und es giebt deren noch andere. Möge das Ereigniß, das Du eben erwähntest, nicht auch eine üble Vorbedeutung sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 30.

für die elegante Welt.

1840.

Marie von Enambuc.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war eingetreten und der Himmel, dunkel wie das Meer, überzog sich mit Wolken, die kaum einige Sterne durchschimmern ließen. Die in den Zimmern des Forts angezündeten Candelabres verbreiteten ein helles Licht inmitten dieser stürmischen Nacht und jedes Fenster bildete gleichsam einen leuchtenden Rahmen, dessen Widerschein in dem weißen Schaume der Bogen funkelte. In dem weiten Gemache vor dem Kubienzsaale befand sich nur ein Slave; einige Damen aber und die Beamten des Hauswesens der Frau von Enambuc spielten in dem ersten Saale Karte, um sich die Zeit bis zu dem Souper zu vertreiben.

„Gnädige Frau,“ sagte ehrerbietig der Arzt, indem er näher zu Marien trat, „ohne Zweifel wartet man auf Sie..“

— „Nur noch einen Augenblick Einsamkeit und Freiheit!“ unterbrach sie ihn mit klagender Stimme; „seit heute morgen bin ich umringt, belästigt.. Ach, man hat recht, wenn man mich die kleine Königin nennt; ich muß die Sklaverei des Thrones ertragen.“

„Ihr Gesundheitszustand kann Ihnen bisweilen als Entschuldigung dienen, jene ermüdenden Pflichten nicht zu erfüllen.“

— „Es ist wohl wahr, Doctor, ich bin ermüdet, ich leide; bis zum Souper will ich Niemanden mehr sehen und mich um kein Geschäft kümmern; das verordnen Sie mir, nicht wahr?“

„Der Herr Graf von Voinvilliers!“ rief der Slave draußen, indem er die beiden Flügelthüren aufriß.

— „Er ist mein Stellvertreter und hat das Recht zu jeder Zeit hier einzutreten,“ bemerkte bitter die Frau von Enambuc; „ich muß ihn empfangen und anhören. Sehen Sie, Doctor; in einer Viertelstunde werde ich in dem Salon sein.“

Der Leuchter mit den Kerzen und dem Schirme, den Palida auf den Tisch gesetzt hatte, verbreitete nur ein schwaches Licht, das ganz auf die glänzenden Rosetten des Teppichs fiel und den Rest des Saales im Dunkel ließ. Die Frau von Enambuc hatte sich wieder gesetzt; mit der einen Hand suchte sie zerstreut unter den auf dem Tische aufgehäuften Papieren; die andere, die sie auf ihre Brust drückte, schien eine peinliche Aufregung ersticken zu wollen. Ihr Gesicht war jedoch ruhig und sie beantwortete den Gruß des Herrn von Voinvilliers mit einer Kaltblütigkeit,

die weder Unzufriedenheit, noch Besorgniß, noch Verlegenheit errathen ließ. Der Graf trat mit jener ernsten kalten Miene näher, welche die Gewohnheit, alle seine Empfindungen im Zaume zu halten, seinem Gesichte gegeben hatte. Im Anfange konnte die Frau von Enambuc glauben, auch diesmal würde er die Erklärung vermeiden, die sie fürchtete, und er habe mit ihr nur von Angelegenheiten der Verwaltung zu sprechen. Sie wagte deshalb, ihre Augen auf den Mann zu erheben, dessen Liebe und Haß sie gleich sehr fürchtete, und sagte zu ihm mit schwacher Stimme:

„Nun, Herr, was geht heute vor? Haben Sie Nachrichten aus Frankreich? Ist ein Schiff angekommen?“

— „Nichts, gnädige Frau,“ antwortete Voinvilliers; „das Meer geht sehr hoch und alles verkündigt schlechtes Wetter; kein Schiff wird es wagen, sich jetzt der Küste zu nähern. Die, welche auf der Rhede lagen, hatten sich in die Ducht von Fort Royal geflüchtet.“

„Es ist gut. Ich hoffe, wir werden diese Nacht keinen Unfall, weder auf dem Meere, noch auf dem Lande erleben. Die Bewohner werden wie die Schiffer ihre Vorsichtsmaßregeln gegen das Unwetter genommen haben.“

— „Die Ansiedler sind meist so sorglos, daß man die Sicherheitsmaßregeln für sie treffen muß. Es stehen längs der Küste einige Häuser, die der Gewalt der Fluten ausgesetzt sind und es dürfte nicht rathlich sein, in dieser Nacht dort zu schlafen; ich habe deshalb den Befehl dahin geschickt, daß alle Bewohner derselben bis zum andern Morgen hierher kommen.“

„Und die Neger?“

— „Die Neger? Um diese habe ich mich nicht bekümmert; ihre Herren mögen mit denselben thun, was ihnen gut dünkt. Ich hatte bloß auf die Sicherheit der Bewohner zu denken, nicht aber an die Erhaltung ihres Eigenthumes. Ihre Sorgfalt, gnädige Frau, darf sich nicht bis darauf erstrecken; ihnen selbst liegt es ob, ihre Waaren und Slaven in Sicherheit zu bringen und dafür zu sorgen, daß das Meer sie diese Nacht nicht aus den Magazinen wegspült.“

„Aber wohin sollen sie ihre Neger schicken?“ unterbrach ihn die Frau von Enambuc; „unter freiem Himmel? Sie sind die letzten, die man in Sicherheit zu bringen suchen wird, weil man an denselben nicht dieselbe Beschädigung zu fürchten braucht, wie an Zucker oder Indigo. Sollen die Neger, nachdem sie in dem schlechten Wetter gearbeitet, unter den Mauern des Forts schlafen,

ohne gegen den Sturm und den Regen geschützt zu sein? Das will ich nicht. Das Schicksal dieser Unglücklichen wird von Tage zu Tage trauriger und ich halte es für eine Pflicht meiner Stellung, sie zu schützen, ihnen beizustehen. Auch sie sollen diese Nacht eine Zuflucht finden."

Dieses Mitleid, diese Menschlichkeit gegen die Schwarzen waren gar nicht nach dem Sinne des Herrn von Loinvilliers. Er hatte, in America geboren und erzogen, die unbeugsamen Vorurtheile der Creolen, und ein Neger war für ihn nichts weiter als ein Hausthier, wie sein Hund oder sein Pferd. Diesmal versuchte er indes nicht, den Edelmuth der Frau von Enambuc zu bekämpfen; er nahm vielmehr die Feder, um den Befehl aufzuschreiben, den sie eben gegeben hatte und sprach bloß mit einer Kälte, aus welcher die Ironie hervorsah:

"Erstreckt sich Ihre Güte auch bis auf die Engagés?"

"Allerdings," antwortete sie lebhaft; "die Unglücklichen! Sie sind noch mehr zu beklagen als die Sklaven, ob sie gleich zu den Weissen gehören, wie wir."

Das war buchstäblich wahr. Diejenigen, welche man auf den Antillen Engagés nannte, waren arme Abenteurer, die ihre Ueberfahrt nach den Inseln mit dem Verkaufe ihrer Freiheit auf drei Jahre bezahlten. Die westindische Compagnie betrieb diesen gräßlichen Handel sehr lebhaft und die Schiffe brachten fortwährend nach den Colonien hunderte von Unglücklichen, welche die Hoffnung lockte, sie würden, wenn sie diese zeitweilige Sklaverei überstanden, dort ihr Glück machen. So lange ihre Verpflichtung dauerte, waren sie mehr zu beklagen als die Schwarzen; der Herr, welcher drei Jahre ihres Lebens gekauft hatte, schonte sie weniger als seine Sklaven; denn es kümmerte ihn nicht, mochte auch nach Ablauf ihrer Dienstzeit ihre Gesundheit völlig zerrüttet sein. Er hatte keine Rechenschaft abzulegen von den Mitteln, deren er sich bediente, um seine Engagés zur Arbeit und zum Gehorsam zu zwingen; er ließ sie ebenso züchtigen, wie die Neger; die Trägen und Widerspenstigen wurden an die vier Pfähle gebunden und sie mußten in den Kerker wandern. Deshalb war auch die Sterblichkeit auf den Pflanzungen, die von solchen Leuten bearbeitet wurden, unglaublich groß. Nach dem Vorurtheile standen dennoch die Engagés über den Sklaven. Derjenige, welcher die entsetzlichen Prüfungen seiner ersten Jahre überlebte, machte oft schnell sein Glück und erwarb sich eine angenehme Stellung, während der freigelassene Neger niemals sein Verkommen verweisen, noch seinen frühern Stand vergessen machen konnte. Uebrigens war das Schicksal der Leute, die sich nach den Inseln begaben, meist der Willkühr der unumschränkten Macht überlassen. Jeder, der bei der Landung nicht sichere Existenzmittel nachweisen konnte, galt von Rechts wegen für einen Engagé und wurde sofort einem Herrn übergeben. Dieser Zustand der Dinge erzeugte eine Menge Grausamkeiten, denen durch specielle Gesetze erst fünfzig Jahre nach der Niederlassung der ersten Ansiedler auf den französischen Antillen abgeholfen wurde.

Der Graf von Loinvilliers schrieb zwei Zeilen und klingelte

sobald ungeduldig. Als bald erschien die schwarze stumme Gestalt eines Sklaven an der Thüre. Der Graf übergab ihm das Schreiben, kehrte zu Marien zurück und sagte mit einem gewissen Lächeln:

"Nun, gnädige Frau, sind Sie unbesorgt wegen derer, die Ihre Güte schützt; das Schicksal dieser Stenden hat Sie einen Augenblick beunruhiget; es ist dies wahrhaftig mehr Glück und Ehre als sie verdienen. Die Engagés sind im allgemeinen nichtswürdige Menschen, Banditen, die in Frankreich stets den Galgen fürchten mußten und in unsere Colonien sich flüchten. Meist weiß man nicht, wer sie sind und woher sie kommen; sie erzählen stets tausendertel Märchen von ihrer Abstammung und haben nie ein Papier, um ihre Behauptung zu beweisen. Zum Glück macht man hier kurzen Prozeß mit diesen Bagabonden und die Peitsche des Aufsehers bringt sie besser zur Ordnung als der Stock auf den Galeren."

— "Ja, Herr," antwortete die Frau von Enambuc mit traurigem Ernst, "Gerechtigkeit muß herrschen, aber auch Gerechtigkeit gegen alle. In gewissen Fällen können die Engagés und selbst die Sklaven sich an meine Macht wenden; ich muß sie vertheidigen, wenn sie von ihren Herren zu hart bedrückt werden, und ich werde Keinem von ihnen meinen Schutz versagen."

"Bis jetzt," sagte der Graf kalt, "hat sich noch Keiner an Sie gewendet."

Die Frau von Enambuc sah ihm in das Gesicht und antwortete:

— "Wer weiß? Es ist mir wohl bekannt, daß nicht alle zu mir dringen, die sich an mich wenden."

Das Lächeln, das auf den Lippen des Grafen schwebte, verschwand; er beobachtete Marien mit unruhigem Blicke; sie war ernst und traurig, aber nichts in ihren Zügen verrieth einen Nebengedanken, einen verheimlichten Haß. Die Besorgniß, die Loinvilliers gefüht hatte, verschwand also und er antwortete ruhig:

"Alle schriftliche Gesuche und Beschwerden werden Ihnen übergeben; Sie dictiren die Antworten und unterzeichnen sie eigenhändig; mehr können Sie wahrhaftig nicht thun, Sie müßten denn wie Ludwig der Heilige im Freien unter einem Baume allen Ihren Unterthanen Audienz geben und ihre Klagen anhören wollen."

"Das sollte ich vielleicht thun, um das Unrecht zu verhindern, das in meinem Namen geschieht," antwortete sie kurz, während sie sich erhob.

Loinvilliers erbebt innerlich und blickte der Frau von Enambuc noch einmal forschend in das Gesicht.

— "Herr Graf," fuhr sie mit ihrer gewöhnlichen ruhigen Trauer fort, "die Geschäfte sind für heute beendigt; ich werde mich in den Salon begeben."

"Noch einen Augenblick, bitte ich, gnädige Frau," sagte Loinvilliers ernst und in einer Aufregung, die er nicht ganz niederhalten konnte; "ich ersuche um diese Audienz für mich selbst."

Die Frau von Enambuc erblaste, als sie diese Worte hörte, aber ihr Muth kehrte bald zurück und sie wartete kaltblütig auf die Erklärung, die sie vorausah und seit lange fürchtete.

„Sprechen Sie, Herr,“ antwortete sie mit fester Stimme, während sie sich dem Grafen gegenüber wieder niederließ; „ich bin bereit, Sie anzuhören.“

Loinvilliers täuschte sich über die Gefühle Mariens gegen ihn nicht; er wußte wohl, daß sie, für die er eine leidenschaftliche, zu allem fähige Liebe fühlte, Widerwillen hegte; er wußte, daß sie ihn fürchtete und, um sich seinem Einflusse zu entziehen, einen andern Mann zu Hilfe gerufen hatte, den sie vielleicht liebte; er wußte aber auch, wie er sich von diesem Nebenbuhler bereits befreit hatte und er rechnete auf seine einflussreiche Stellung, um den Widerstand zu besiegen, den er erwartete.

„Gnädige Frau,“ sagte er, indem er neben Marien Platz nahm, die kalt, unbeweglich, mit niedergeschlagenen Augen dasaß, „ich bin heute Abend gekommen, um mit Ihnen über Dinge zu sprechen, die früher zu berühren die Schicklichkeit verbot. Gott weiß es, was es mich gekostet hat, ein ganzes Jahr lang schweigen zu müssen, aber endlich ist der Augenblick gekommen, in welchem ich die Rechte in Anspruch nehmen darf, die mir der Mann vermacht, dessen Wille für Sie in allen Stücken heilig gewesen ist.“

— „Welche Rechte, Herr Graf?“ unterbrach ihn Marie mit Besorgniß und Erstaunen; „Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts versprochen habe.“

„Ich weiß es, gnädige Frau; ich verlange auch nicht die Lösung eines von Ihnen gegebenen Versprechens, ich will Sie bloß an das erinnern, was vor einem Jahre geschah, als der General mich an sein Sterbelager rief. Sie gedenken noch an jenes Zimmer, in welchem man nur Schluchzen hörte, an jene Stelle, wo Sie saßen und wo ich Sie noch sitzen sehe. Auch ich war dort; der General, dem Tode nahe, reichte mir die Hand und sagte: Loinvilliers, Sie werden während der Minderjährigkeit meines Sohnes regieren, ihm sein Erbe erhalten und eines Tages meine Wittve heirathen.“

— „Herr Graf!“ rief die Frau von Enambuc, indem sie aufstand und sich rasch gegen das Bild des Generals wendete; „Herr Graf, Gott hört Sie!“

„Gott und er, dessen verehrtes Bild wir sehen,“ antwortete Loinvilliers, indem er sich ebenfalls nach dem Portrait wendete, das seinen unbeweglichen Blick auf sie herabzusinken schien. „Kein Zeuge hat es gehört, was ich Ihnen eben sage, aber bei meinem Christenglauben, bei meiner Edelmannsehre schwöre ich es, daß es Wahrheit ist; reicht dies nicht hin, jeden Zweifel zu verbannen?“

— „Ich glaube Ihnen,“ flüsterte Marie mit halberloschener Stimme, ohne von dem Portrait des Generals ihren Blick abzuwenden, „ich glaube Ihnen. Herr, mein Gott, er, der vor allen gerecht und weise war, hat sich also doch einmal geirrt!“

Loinvilliers errieth diese letzten Worte mehr als er sie hörte; ein bitteres Lächeln zog seine Lippen zusammen und sein Auge

funkelte unter seinen großen Brauen. Er vermochte es indeß, an sich zu halten und sagte ruhig:

„So lange Ihre Trauer dauerte, gnädige Frau, mußte ich schweigen und durfte meine Gefühle und Hoffnungen nur durch meine Handlungen andeuten. Sie haben mich verstehen und das Ziel errathen können, nach welchem ich strebte.“

— „Ja, Herr Graf,“ unterbrach sie ihn, „ich habe es vorausgesehen, daß ich bald würde wählen müssen, in Ihnen entweder meinen zweiten Gatten oder einen Todfeind zu sehen.“

Loinvilliers machte eine Bewegung, dann fuhr er in derselben Kaltblütigkeit fort: „Sie kennen meine Familie und mein Vermögen; weder die eine noch das andere stehen unter der Ehre, nach welcher ich strebe und deren mich Ihr Gemahl für würdig hielt. Sie kennen jetzt seinen letzten Willen und die Rechte, die er auf mich übertragen hat; ich erwarte Ihre Antwort.“

„Ehe ich Ihnen dieselbe gebe, muß ich mich sammeln und zu Gott beten,“ sagte Marie aufstehend; „morgen, Herr Graf, morgen sollen Sie meinen Entschluß erfahren.“

Diese letzten Worte sprach sie in einem Tone, der Loinvilliers wenig Hoffnung lassen mußte; er verrieth indeß weder Unwillen noch Entmuthigung; er bot vielmehr mit ruhiger Selbstzufriedenheit der Frau von Enambuc die Hand, um sie in den Saal zu geleiten, wo ihr kleiner Hof sie erwartete.

4.

Zwei Stunden später trat Marie an dem Arme des Doctor Janson und gefolgt von einem Duzend Sclavinnen, die sie alsbald entließ, in ihr Schlafgemach. Nur Palida blieb auf der Schwelle der Thüre sitzen.

„Mein Gott, was muß ich leiden!“ sprach die Frau von Enambuc, als sie auf den großen Bambusfessel am Fuße ihres Bettes sank; „es liegt in der Luft gleichsam eine glühende Feuchtigkeit, die mich durchdringt und mir das Fieber giebt.“

— „Ein Fieber der Unruhe und des Kergers,“ murmelte der Doctor, indem er seine langen knöchernen Finger auf den Arm der jungen Frau legte, die ihr bleiches Haupt auf die Lehne des Sessels sinken ließ.

Alles war still in den weiten Räumen des Schlosses, draußen aber grollte der Sturm mit gräßlicher Wuth; das Meer brach sich mit dumpfem Getöse an den Mauern und seine schäumenden Wogen bildeten gleichsam ein ungeheuer großes Tuch, das unaufhörlich seine silberweißen Falten im Dunkel dieser Nacht entrollte.

Die Frau von Enambuc horchte auf dieses Loben der Elemente und sagte mit einem langen Seufzer: „zum Glück ist kein menschliches Geschöpf auf diesem schrecklichen Meere in Gefahr; die armen Leute, die ihre Wohnungen an der Küste haben, sind hier in Sicherheit. Wenn das schöne Wetter zurückkehrt, werden wir kein unersehliches Unglück zu beklagen haben. Aber wie lang kommt mir diese Nacht vor; ich werde nicht schlafen.“

„Versuchen Sie einige Tropfen von dem da,“ sagte der gute Doctor, indem er der Frau von Enambuc eine Tasse reichte, die

auf einem silbernen Teller vor ihr stand; „Sie wissen, daß dieser beruhigende Trank Ihnen schon manchmal ein wenig Schlummer verschafft hat.“

Sie trank einige Schlucke, wies aber dann die Tasse zurück und flüsterte: —

„Ich weiß nicht, was in mir vorgeht; es ist, als ahne ich irgend ein Unglück; meine Seele ist von tausend Einbildungen gequält und das Herz klopft in mir als stehe mir eine große Gefahr bevor... Ich fürchte mich, Doctor, und bitte Sie, bleiben Sie bei mir.“

— „Ich verlasse Sie nicht,“ antwortete er mit liebevoller Sorgsamkeit; „fassen Sie Muth, gnädige Frau und rufen Sie Ihren festen Sinn zu Hilfe; Sie bedürfen ihn in den schwierigen Umständen, in welchen Sie sich befinden. Denken Sie an die wirklichen und vorhandenen Gefahren, die Sie bedrohen. Ich habe es über mich genommen, den Pfarrer von Tertre rufen zu lassen; er wird kommen, Sie schenken ihm ja volles Vertrauen.“

„Ja er ist ein frommer und aufgeklärter Mann; seine Ermahnungen haben mich oft getröstet; er kennt das tiefe, geheime Leiden meiner Seele und wird mir aus dieser peinlichen Angst heraushelfen. Seine Worte werden mein Gewissen beruhigen und mir die Kraft und die Hoffnung auf Gott geben, an denen mir es fast gebricht; bleiben Sie beide meine Rätthe. Zeigen Sie mir das Recht, die Wahrheit und meine Pflicht, denn ich zweifelte an mir selbst.“

Der Doctor drückte schweigend die Hand, die ihm die Frau von Enambuc reichte. Die junge Frau stand dann langsam auf und ging in dem Zimmer auf und ab; die Unruhe ihres Geistes machte ihr diese Bewegung nothwendig, obgleich ihre Kräfte kaum dazu hinreichten. Als sie vor einem Spiegel vorüberging, blieb sie stehen und sagte mit schwachem Lächeln: „Jesus, ich sehe ja aus wie eine Leiche!“

Sie war wirklich jene schöne, sonst so frische und lebensfrohe Marie nicht mehr. Der heitere Ausdruck ihrer Züge hatte einem trüben Schmachten Platz gemacht und eine gleichförmige Blässe ihre Wangen entfärbt, auf denen sich nur bisweilen eine flüchtige Röthe zeigte. Nur ihr Auge besaß noch alle seine Macht und strahlte noch milder, noch stolzer, noch durchdringender unter den langen braunen Lidern. Mit einemmale wendete sie den Kopf nach dem Fenster zu und fragte: —

„Doctor, haben Sie gehört? die Wache rief in dem großen Hofe an.“

— „Ohne Zweifel, weil sie den Pfarrer von Tertre kommen sah,“ antwortete der Arzt.

„Wie kommt es, daß er bei solchem Wetter über den Hof geht und nicht den andern Weg?“

Bei diesen Worten trat sie an das Fenster und sah hinaus. Der Regen fiel in Strömen von dem finstern, bisweilen von Blitzen zerrissenen Himmel herab; eine Laterne, die vor der Thüre hing, warf ihr Licht auf die Schildwache, die mit gleichem Schritte auf und abging. In dem großen Hofe war es sonst völlig dunkel,

aber durch dieses Dunkel glänzte ein röthlicher Schein, der eine Bogenthüre völlig erhellte.

„Es sind Leute in der Kapelle,“ sagte die Frau von Enambuc verwundert; „man hat die Thüre geöffnet und ich sehe Licht.“

— „Es ist Mitternacht,“ sprach der Arzt, „die Stunde, in welcher der Geistliche von Tertre die Mette liest; vielleicht wollte er diese Nacht seine Andacht in der Kapelle verrichten.“

Als er eben diese Worte gesprochen hatte, wurde die Thüre ganz geöffnet und ein Mann blieb auf der Schwelle stehen; seine hohe Gestalt trat wie eine schwarze Silhouette auf einem hellen Grunde hervor, und er blieb eine Minute so stehen, den Arm an die Steinsäule gestützt, wie völlig ermattet.

„Mein Gott,“ flüsterte Marie zusammenschaukeld, „dieser Schatten gleicht Jemanden! Ich erkenne die Größe, das Haar.. Mein Gott, ist es Maubray?“

In diesem Augenblicke wurde die Kapellenthüre geschlossen und alles verschwand, der thränenfeuchte Blick Mariens aber blieb noch lange auf jene Stelle geheftet.

Der Geistliche von Tertre trat ein, ein alter Jacobiner-Mönch von geradem Sinn, fest und erfahrungreich. Seit zehn Jahren war er Missionair in den Colonien und hatte sich in diesem schwierigen Amte einen hohen Ruf und viel Einfluß erworben.

„Mein Vater,“ sagte die Frau von Enambuc mit sehr bewegter Stimme, indem sie ihm entgegen ging, „wissen Sie, daß Leute in der Kapelle sind?“

— „Ich weiß es, gnädige Frau,“ antwortete er lächelnd; „Sie haben für diese Nacht so viele Leute gastlich aufgenommen, daß man nicht mehr wußte, wo man sie unterbringen sollte. Die Magazine und die untern Säle sind gefüllt, denn man hat viele Waaren hergebracht. Als die Ansiedler und ihre Lebensmittel in Sicherheit gebracht waren, fand man keinen Platz mehr für die Sclaven und die Engagés. Da nahm ich es denn über mich, Ihrem Gardecapitain zu ratthen, die Schwarzen in den Ställen bei den Pferden schlafen zu lassen und die Weißen führte ich selbst in die Kapelle, aus welcher ich das heilige Sacrament weggenommen habe. Dort sollen sie diese Nacht schlafen; ist es nicht recht, daß die, welche schutzlos sind, in dem Hause Gottes schlafen?“

„Die Engagés verbringen die Nacht dort unten?“ flüsterte die Frau von Enambuc, deren Gesicht wieder ruhig wurde und deren Herz mit einemmale minder heftig klopfte; „es war eine Täuschung. Ach, sein Bild schwebt mir immer vor den Augen.“

Es folgte eine kurze Pause, dann fuhr die Frau von Enambuc fort:

„Mein Vater, ich bedarf Guern Rath; Ihr habt mich aufrecht erhalten und geleitet in den schmerzlichsten Augenblicken meines Lebens; steht mir auch bei in dieser neuen Prüfung. Mein Vater, was ich fürchtete, ist geschehen.“

Dann erzählte sie ihr Gespräch mit dem Grafen von Coins-

villiers und erwähnte den Heirathsantrag, welchen sie am nächsten Tage abzulehnen entschlossen sei.

„Mein Vater,“ sagte sie endlich, „ich bin überzeugt, daß der Herr von Voinvilliers die Wahrheit sagte, aber mein Gewissen macht es mir nicht zur Pflicht, diesem letzten und schrecklichen Willen zu gehorchen... Der, welcher im Himmel thront und in mein Herz sieht, wird mich nicht verdammen.“

— „Meine Tochter,“ antwortete der Geistliche mit ernster und trauriger Stimme, „es ist dies kein Gewissensfall; vor Gott sind Sie frei, aber der Graf von Voinvilliers wird Ihren Willen durch das Recht des Stärkern beugen. Er weiß recht wohl, wie er Sie zu dieser Verbindung zwingen kann. Sie wissen noch nicht alles, was hier geschieht; Sie kennen die Gefahr nicht, in der Sie schweben. Es besteht eine Partei gegen Sie in der Colonie, eine furchtbare Partei von geringen Leuten, die überall die zahlreichsten und die unruhigsten sind. Was nützt es, daß die Hauptleute der Gemeinden Ihnen ergeben sind, wenn ihre Milizigen sich gegen Ihre Macht empören wollen? Alle diese Aufwiegler und Empörer fürchten den Grafen von Voinvilliers und die, welche man seine spanische Garbe nennt. Sie fürchten auch den Baron Voinvilliers de Poincy, den Gouverneur von Saint Christophe, der im Nothfalle seinem Neffen eine oder ein Paar bewaffnete Barken zu Hilfe schicken könnte. Dies allein hat bisher jeden Aufbruchversuch zurückgehalten; man erinnert sich noch recht wohl der Art, wie der Graf Sie an den Nothhäuten rächte, und man ist überzeugt, daß er den Christen eben so wenig verzeihen würde als den Heiden. Sobald er aber aufhörte, Ihr Stellvertreter zu sein, würden Sie Ihre Herrschaft verkannt und offen angegriffen sehen, vielleicht gezwungen werden, Ihrer Macht ganz zu entsagen.“

„Nie, mein Vater, nie,“ unterbrach sie ihn heftig; „keine menschliche Macht wird mich jemals zwingen können die Rechte meines Sohnes aufzugeben. Ich werde meinen Platz nicht verlassen, so lange der König die Macht, deren Sorgen mich umbringen, in meinen Händen läßt.“

— „Gnädige Frau,“ fiel der Arzt ein; „Sie haben eine Hoffnung gegen mich geäußert; wenn Sie dem Herrn von Voinvilliers Jemanden entgegensetzen können, wenn Sie einen Mann finden, der so fest, muthig und gewandt ist, wie er, so wäre es wohl möglich, ihn zu verdrängen.“

„Ja, wenn Maubray käme!“ flüsterte die Frau von Enambuc mit einem unbeschreiblichen Tone von Entmuthigung, Schmerz und glühender Ungeduld; „aber er kommt nicht.“

Offenbar wußte der Geistliche alles, was Marie fürchtete und hoffte, denn er antwortete, traurig das Haupt schüttelnd: —

„Es ist nun nichts mehr zu hoffen. Seit sechs Monaten schon ist er von Sankt Domingo auf einem Schiffe abgereiset, von dem man nichts wieder gehört hat, und wir müssen zu Gott beten für die Ruhe seiner Seele.“

Die Frau von Enambuc erbehte; dann sagte sie, den Kopf senkend, als unterwerfe sie sich dem Willen Gottes, „ja, alles ist vorüber.“

Der Mönch begann nochmals, ihr die Gefahr ihrer Lage vorzustellen, sowie die unermesslichen Vortheile Ihrer Vermählung mit dem Grafen von Voinvilliers. Der Arzt schloß sich dem Beichtvater an und beide, von gleicher Besorgniß durchdrungen, gaben gleichen Rath. Die unglückliche Frau sträubte sich lange, endlich aber versprach sie, den Grafen nicht durch eine bestimmte Weigerung von sich zu entfernen und ihm selbst Hoffnungen zu lassen. Ihre Rätthe verließen sie erst spät in der Nacht. Beim Hinausgehen sagte der Mönch zu dem Doctor Janson:

„Gelobt sei Gott, der uns die Worte eingab, welche die Frau überreden konnten. Der Entschluß, den sie gefaßt hat, rettet das Erbe ihres Sohnes und sichert die Ruhe der Colonie.“

— „Ja, mein Vater, aber vielleicht kostet er ihr das Leben,“ antwortete der Arzt.

Gegen Morgen ließ der Wind plötzlich nach, die aufgethürmten Wolken zertheilten sich und ließen das strahlende Antlitz der aufgehenden Sonne sehen. Bald zeigte der Himmel seine klare Bläue, kein Hauch bewegte die Luft, nur das Meer warf noch grollend seine Wasserberge an das Ufer. Die Häuser im Innern hatten wenig gelitten; die Zuckerrohrfelder grüntem noch; die Bananen breiteten noch ihre langen gelblich grünen Blätter auf dem Strohdache der Negerhütten aus, aber an den Strand hatte der Sturm viele Trümmer geschleudert.

Sobald der Tag erschien, kündigte ein gewisser Tumult den Ausbruch derer an, welche eine Zuflucht in dem Fort gefunden hatten. Die Frau von Enambuc schlummerte noch, hörte aber dieses verworrene Geräusch von Stimmen und Schritten.

„Palida!“ rief sie endlich, sich aufrichtend, „Palida!“

Die Sclavin stand am Fuße des Bettes auf.

„Höre,“ fuhr Marie fort; „die Neger und die Engagés entfernen sich; ich will den armen Menschen ein Almosen geben; gib her meine Börse.“

Palida brachte ein Säckchen von schwarzem Sammet, in welchem sich eine Handvoll Thaler befand.

„Gieb ihnen alles,“ sagte die Frau von Enambuc; „sie mögen es unter sich theilen; ich will das Geld der Armen nicht zählen.“

Palida öffnete das Fenster halb und rief, indem sie die Börse in den Hof hinunterwarf: „das ist von der gnädigen Frau für die Sclaven und Engagés; sie mögen gleich theilen.“ Sie zog gleich darauf den Kopf zurück und schloß das Fenster, ohne auf die zu achten, welche sich zu diesem reichlichen Almosen drängten.

„Es lebe die kleine Königin!“ riefen mehrere Stimmen im Hofe. Dann hörte man einigemal die Peitsche knallen und alles kehrte zur Ordnung und zum Schweigen zurück.

Zur Stunde der Messe stand die Frau von Enambuc auf, um sich in die Kapelle zu begeben. Wie gewöhnlich war sie von den meisten ihrer Leute begleitet. In der Nähe der Thüre des Gotteshauses traf sie den Herrn von Voinvilliers, der sie schweigend grüßte, ihr das Weihwasser reichte und sie an ihren Platz führte. Die Kapelle im Fort Saint Pierre war mit einer der ersten Zeit des Christenthums würdigen Einfachheit geschmückt.

Man sah darin weder Gemälde noch Vergoldung, noch kostbare Bildhauerarbeiten; aber man brachte jeden Tag in reichlicher Menge Blumen und Blätter dahin, die schönsten Gaben der Erde. Drangenzweige und Palmenblätter zierten den Altar, an dessen rechter Seite sich der Betstuhl der Frau von Enambuc befand. Das kleine und mit einem großen Muslinvorhange versehene Fenster ließ nur einen Lichtstrahl hereinbringen, dessen Widerschein von den blendend weißen Wänden ein mildes ruhiges Licht verbreitete. Diese einfache Kirche war ganz für Gebet und Nachdenken geeignet. Durch einen großen Hof von allen andern Gebäuden getrennt, stand sie allein auf dem Walle und ragte über das Meer hinaus, dessen ewiges Murren unter ihr rauschte.

Die Frau von Enambuc kniete nieder und stützte ihr Haupt auf das Pult des Betstuhles. Der Graf von Voinvilliers, der hinter ihr stand, betrachtete sie mit begehrliehen Blicken. Sie verbarg ihr Gesicht hinter dem Gebetbuche und er sah nur ihren schlanken weißen Hals und ihr langes Haar, dessen goldene Locken unter einem Geslecht von schwarzer Seide hervorquollen; aber er errieth die Thränen, die sie vergoß und sein Herz erbebte von grausamer Freude, denn er sah ein, daß sie nachgegeben habe und über sich selbst weine. Seine unbeugsame Liebe, seine unerschöpflich Eifersucht triumphirten und er dachte ohne Gewissenspein an die Gewaltthat, die ihm dieses Weib überliefert hatte, deren für ihn verschlossenes Herz vielleicht einem andern angehörte.

Die Frau von Enambuc hatte sich wirklich in Demuth ergeben; die geheime und letzte Hoffnung, die sie bis dahin aufrecht erhalten, war verschwunden. Noch am vorigen Tage wartete sie, hegte sie noch einen Schein von Vertrauen und Muth in ihrem Herzen; aber dieser Schein war plötzlich erloschen. Jetzt war alles vorüber; sie beweinte den Tod Maubrays und hörte schauernd das Rauschen des Meeres, dessen Tiefen ihn ohne Zweifel verschlungen hatten. Der Priester von Tertre stand am Altare; die Anwesenden folgten der Messe in stiller Andacht; selbst der Doctor Janson hatte sich auf beide Knie niedergelassen und betete ohne Zerstreuung. Marie stand während der ganzen Messe nicht auf und erst als sie aufstand, fielen ihre Blicke zufällig auf die weiße Wand, an welcher ganz vor kurzem große Buchstaben mit Kohle geschrieben worden waren. Diese Buchstaben bildeten ein fast unlesbares Wort, das Marie aber errieth; denn das Gebetbuch entfiel ihren Händen und sie fiel von neuem auf ihre Knie, zitternd, weinend, das Herz erfüllt von Verwunderung, Zweifel und Entsetzen: sie hatte den Namen Maubray an der Wand gelesen. Sie konnte die Blicke nicht wieder abziehen von diesen ungleichen Buchstaben, die von unsicherer Hand im Dunkel geschrieben worden zu sein schienen. Wie war dieser Name, den Niemand um sie her kannte, hierher gekommen? Warum hatte man ihr ihn in solchen Augenblicken vor Augen gebracht? War es eine Anzeige, ein Vorwurf? Ihr Geist verlor sich in Vermuthungen, dachte aber sogleich, nur einer der Engagés könne dieses Wort geschrieben haben, dessen Anblick ihr

Herz mit Unruhe, mit Hoffnung und tödtlicher Angst erfüllte. Warum aber dies Geheimnißvolle? Warum war sie nicht von dem Schicksale Maubrays unterrichtet worden, wenn einer dieser Unglücklichen dasselbe kannte? Warum hatte man nicht versucht, zu ihr zu gelangen und ihr alles mitzutheilen?

Während Marie, unbeweglich und in solchen Gedanken versunken, auf ihren Knien liegen blieb und die Augen auf jenen Namen gerichtet hielt, sah Voinvilliers, bleich und bewegt, mit einem seltsamen Ausdrucke von Erstaunen und Unwillen nach derselben Stelle. Er hatte ebenfalls diesen Namen gelesen. Einen Augenblick darauf ging er hinaus; die Messe war zu Ende. Die Frau von Enambuc dagegen blieb noch eine Viertelstunde in der Kapelle, um sich zu sammeln und an die Mittel zu denken, wie sie wohl die Wahrheit ergründe, wie sie erfahre, durch welchen unbegreiflichen Zufall dieser Name ihr mit einemmale vor die Augen gebracht worden sei. Als sie sich endlich mit ihrem Gefolge entfernte, traf sie draußen Voinvilliers, der von einem Theile seiner Leute umgeben war und mit ihnen in dem kurzen und gebieterischen Tone sprach, vor welchem Alle zitterten.

„Rizio,“ sagte er zu einem asturischen Riesen, der von seinen Kameraden der heilige Christoph genannt wurde, „geh sogleich zu allen Bewohnern, deren Engagés diese Nacht in der Kapelle zugebracht haben und befehl ihnen in meinem Namen alle diese Menschen hierher zu schicken. Ich muß ermitteln, wer seinen Namen an die Wand des Gotteshauses zu schreiben gewagt hat. Bei meiner Taufe, er soll dafür büßen!“

„Herr Graf,“ fiel die Frau von Enambuc ein, die eben herbeikam, „ich will selbst die Unglücklichen fragen.“

— „Man wird dieselben vor Sie bringen,“ antwortete der Graf ruhig; „haben Sie noch andere Befehle zu ertheilen?“

„In einem Augenblicke; folgen Sie mir,“ sprach sie, von unklarem Argwohne bewegt und befürchtend, Voinvilliers könne die Engagés vor ihr ausfragen.

Er bot ihr die Hand und geleitete sie so in ihre Gemächer, ohne die geringste Verlegenheit oder Besorgniß zu verrathen; seine Augen wendeten sich indeß häufig nach der Thüre und zwei oder dreimal trat er an das Fenster, das in den großen Hof ging. Die Frau von Enambuc saß, traurig die Stirn auf die Hand gestützt, in dem Audienzsaale und wartete in peinlicher Angst auf die Enthüllung, die ihr ohne Zweifel das Schicksal Maubrays aufklären sollte. Sie vergoß sogar darüber, daß der Graf zugegen war, der langsam in dem Saale auf- und abschrift, ohne ein Wort zu sagen.

Nach einer Stunde ungefähr kamen die Engagés mit Rizio an. Beim Eintreten wechselte der Asturier einen raschen Blick mit seinem Herrn und zuckte bedeutungsvoll die Achseln. Der Graf lächelte leicht, das Blut strömte wieder in seine Wangen, er schien freier aufzuathmen und sein Blick fiel mit einer gewissen grausamen Freude auf die Frau von Enambuc. Die Engagés standen zitternd vor der Thüre. Die armen Menschen waren von der Sonne verbrannt und kaum bekleidet. Ihr Aussehen war noch trauriger und schrecklicher als das der Neger; man las

in ihren Zügen tiefere Seelenleiden als bei den Sklaven. Marie von Enambue ließ flüchtig und forschend ihren Blick über dieselben hingleiten; alle Gesichter waren ihr unbekannt. Da schwand mit einemmale die schwache Hoffnung wieder, die auf kurze Zeit in ihr Herz eingezogen war und sie flüsterte: „welcher thörichte Gedanke! Es war unmöglich!“

„Tretet alle näher!“ fuhr der Graf die Unglücklichen rauh an.

(Fortsetzung folgt.)

Erich XIV.

Schwedische Chronik.

(Fortsetzung.)

„Nun,“ sagte Niels in halb lachendem, halb ernstem Tone, „ich that Unrecht, in meiner Erzählung an eine Sache zu erinnern, der ich nicht die geringste Wichtigkeit belegen zu dürfen glaubte, denn ich sehe, sie weckt in Euch neuen Schrecken. Seit dem Tode Gustavs, meint Ihr, müsse Schweden, von seinem guten Geist verlassen, bald von irgend einem Unglücke heimgesucht werden.“

— „Ach ja,“ antwortete der Alte, „ich fürchte es, denn ich sehe in dem neuen Könige nichts als trügerische Neigungen und um ihn her treulose Råthe. Seine sogenannten guten Eigenschaften werden, fürchte ich, nur seine fürstliche Eitelkeit erhöhen, statt das Glück des Reiches zu sichern. Man sagt, er sei ein sehr schöner Reiter, gewandt in allen Leibesübungen, ein guter Musiker und Dichter. Er muß den Frauen sehr gefallen.“

„Die Frauen sind ganz vernarrt in ihn,“ sprach Mar, der bis dahin stumm und unbeweglich vor Katharinen gesessen hatte.

— „Er soll auch,“ setzte der Alte hinzu, „gelehrt sein wie ein Bischof und Lateinisch lesen wie ein Professor. Ob er aber gleich zierlich eine Lanze führen und den Zügel eines Rosses halten kann, so zweifle ich doch, daß er, wie Gustav, das Reich mit einem Heere Bauern zu vertheidigen vermag und mit aller seiner Wissenschaft die schlechten Neigungen seines Charakters zu beherrschen versteht. Er ist heftig, eifersüchtig und argwöhnisch. Die geringfügigste Ursache zu Mißtrauen erfüllt sogleich seine Phantasie und bei dem kleinsten Hindernisse brauset er auf. Er soll einmal heftig mit dem Kopfe an eine Mauer gefallen sein und seit dieser Zeit oft ohne Ursache zornig und traurig werden. Das ist nicht mehr ein zufälliges Gebrechen, ein vorübergehender Irrthum, sondern eine Krankheit.“

Zu Ende dieser Rede trank Niels Mone, der seinem Vater nicht widersprechen wollte, oder vielleicht ihm auch nichts entgegenzuhalten wußte, schweigend sein Glas Bier aus. Mar stand auf, weil er bemerkte, daß das Gespräch zu Ende sei, wollte sich entfernen und bat noch durch eine flehentliche Miene um einen Blick Katharinens. Diese aber war ganz in Gedanken versunken.

Während sie fortwähete, horchte sie aufmerksam auf die Worte ihres Großvaters und diese Worte machten auf sie einen ganz entgegengefügten Eindruck, als der Alte wohl erwartet hätte. Sie fühlte die innigste Theilnahme mit dem jungen Könige, den man so schön nannte und der der Gefahr so nahe stehen sollte. Sie dachte an Erich, als Mar, trostlos über ihre gleichgiltige Miene, ihr mit einer Thräne im Auge gute Nacht wünschte; sie dachte noch an ihn, als ihr Großvater, der äußerst gewissenhaft seine Christenpflichten erfüllte, seine wollene Mütze abnahm und sprach: „Kniet nieder, Kinder, und laßt uns beten!“

3.

Die Befürchtungen des Vaters Mone waren nur zu wohl begründet. Erich zeigte sich gar bald so, wie ihn der alte Soldat geschildert hatte: unklug und verschwenderisch, launenhaft und zornig, mißtrauisch und rachsüchtig, voll von kindischen Schwächen, übertriebenen Leidenschaften und bisweilen bewundernswürdigen Gefühlen und Neigungen. Er war der erste König Schwedens, der den Titel Majestät in Anspruch nahm. Um die Würde dieses neuen Titels aufrecht zu halten, entfaltete er einen außerordentlichen Luxus. Große Dinge, sagte er, ziemen sich den Großen und in kurzer Zeit erlitt der schwedische Hof, der unter der Regierung Gustavs so bescheiden und einfach gewesen, eine völlige Umwandlung.

Seine Bemühungen, die Hand der Königin von England zu erhalten, stürzten ihn in unberechenbare Kosten. Elisabeth dagegen schien, nachdem sie ihm anfangs jede Hoffnung benommen hatte, von ihrem ersten Entschlusse zurückgekommen zu sein. Erich nahm sich deshalb vor, persönlich um die Einwilligung nachzusuchen, welche seine Gesandten nicht zu erlangen vermocht hatten. Er rüstete eine Flotte von vierzehn Schiffen aus und schiffte sich in Eiseborg mit einem glänzenden Gefolge ein. Kaum aber war die Flotte unter Segel gegangen, so brach ein fürchterlicher Sturm los; er gab es deshalb auf, die Reise zur See zu machen und ersuchte den König von Dänemark um die Erlaubniß, durch die Staaten desselben reisen zu dürfen. Der König, der durchaus nicht geneigt war, ihm in seinen Plänen behilflich zu sein, zog die Sache in die Länge. Erich kehrte deshalb nach Stockholm zurück und schickte in seiner Heirathslust eine neue Gesandtschaft nach England, eine zweite nach Schottland, um sich um die Hand der Marie Stuart zu bewerben, eine dritte an den Kaiser von Deutschland, um die der Prinzessin von Lothringen zu erhalten und kurz darauf eine vierte, welche über seine Vermählung mit der Prinzessin Katharine von Hessen unterhandeln sollte. Diese letztere Unterhandlung wurde mit Erfolg gekrönt; man willigte sofort in das Gesuch Erichs und die Hochzeit sollte im nächsten Mai gefeiert werden. In diesem Monate schickte Erich unter dem Commando des Admirals Bagge eine Flotte von zwölf Schiffen ab, welche seine Braut abholen sollte. Der Admiral traf bei Bornholm die dänische Flotte, griff dieselbe an, zerstreute sie, kam nach Lübeck und sandte einen Boten an die Prinzessin. Der Landgraf aber wollte wegen der Unruhen, die im Norden auszu-

brechen anfangen, seine Tochter nicht abreifen lassen. Die Heirath wurde also verschoben. Erich dagegen hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die Hand Elisabeths zu erhalten und schickte ihr durch einen geheimen Boten einen Brief, in welchem er erklärte, er habe nie im Ernst daran gedacht, sich mit der Prinzessin von Hessen zu vermählen. Dieser Bote wurde in Dänemark angehalten, der Brief ihm abgenommen und an den Landgrafen gesandt, der augenblicklich den Gesandten Erichs anzeigen ließ, sie möchten sofort seine Staaten verlassen.

Während der Sohn des weisen Gustavs auf diese Weise seine Würde im Auslande gefährdete, bereiteten sich im Reiche selbst die ernstesten Ereignisse vor. Zwischen Erich und seinem Bruder Johann bestand ein alter, nur bisweilen verheimlichter Haß. Erich nun, der sich eifrig mit dem Studium der Astrologie beschäftigte, hatte in den Gestirnen gelesen, sein Leben werde von einem Manne mit blondem Haar bedrohet. Sein Argwohn fiel zuerst auf seinen Bruder Johann, dann auf den unglücklichen Niels Sture. Der schändliche Goran Persson, der aus Instinkt alle diejenigen haßte, welche über ihm standen, und der aus Geiz die Großen und Adelligen vernichten zu können wünschte, um sich einen Theil der Güter derselben anzueignen, unterhielt eifrig in dem schwachen Herzen Erichs alle diese abergläubischen Beforgnisse, diesen Haß und Argwohn. Er suchte das Vorurtheil zu steigern, das der König bereits lange hegte, entstellte die einfachsten Handlungen, machte aus einigen unbedeutenden Umständen wichtige der Untersuchung werthe Dinge und beredete den König, dessen Bruder Johann trachte ihm nach dem Leben oder suche ihn doch wenigstens zu entthronen.

Johann wurde verhaftet und mit seiner jungen Gemahlin nach Stockholm gebracht. Der unversöhnliche Rath Erichs drang auf den Tod des Prinzen, der König aber schauderte vor diesem grausamen Urtheile zurück und einige Männer, die Einfluß auf ihn hatten, unter andern ein Franzose, der treue und tapfere Charles de Mornay, hinderten ihn, Bruderblut zu vergießen. Es wurde beschlossen, Johann sollte lebenslänglich im Kerker bleiben und die Helfershelfer Perssons schlossen ihn in dem Schlosse Gripsholm ein, nachdem sie dem Unglücklichen alles abgenommen hatten, was er werthvolles besaß. Seiner jungen Gemahlin gab man die Erlaubniß, ihn zu verlassen und in dem Palaste des Königs zu wohnen. Statt aller Antwort zeigte sie aber auf ihren Trauring, der die Inschrift trug „Nemo nisi mors“ (Niemand als der Tod), und begab sich in das Gefängniß.

Diese gewaltthätige Handlung Erichs gegen seinen Bruder erhöhte seine Unruhe nur noch mehr. Je älter er wurde, um so mehr litt er selbst von seinen Fehlern. Seine Reizbarkeit und sein Mißtrauen hatten allmählig auf eine schreckliche Weise zugenommen. Es gab eine Zeit, sagen die Geschichtschreiber, in der man in seiner Gegenwart weder lachen noch leise sprechen durfte, weil man fürchten mußte, er denke sogleich an Verrath. Ein un-

förmiges Zeichen, das zufällig an eine Mauer gekommen war, ein aus Versehen auf einen Weg gelegter Baumzweig galten in seinen Augen für ein böses Omenwerk. Das geringste Versehen von Seiten seiner Diener entflammte seinen Zorn, der oft die Todesstrafe eines Unglücklichen zu Folge hatte. War dieser Zornesanfall vorüber, so ging er reumüthig in sich. Er klagte sich selbst an und schrieb mit christlicher Reue in sein Tagebuch: heute habe ich gesündigt. Er nahm sich dann vor, seinen Argwohn zu mäßigen und seinen Zorn niederzuhalten; am nächsten Tage aber schon brach der Strom seiner schlechten Leidenschaften von neuem über die Dämme und die Reue vom vorigen Tage war vergessen. Im Grunde dieses königlichen Herzens lag allerdings der Keim edeler Gedanken, eine Vorliebe für alles Große und ein wahrhaft dichterisches Begeisterungsvermögen; aber er glich dem Jäger in der deutschen Ballade zwischen einem Engel des Lichtes und einem Geiste des Verderbens. Hatte die milde Stimme des Engels sein Herz bewegt, so kam der Verdammte und forderte seine Rechte. Ein Giftthauch trübte seine Sinne und eine verderbliche Hand riß ihn nach dem Abgrunde fort.

4.

Eines Abends kam Erich von einem Spazierritte zurück und ritt durch dasselbe Thor, durch welches er mit so großem Pompe eingezogen war. Drei Jahre erst waren seit dem Tage vergangen, da das Volk ihm entgegenströmte und ihn seinen König nannte. Welche Leiden hatte er in dieser kurzen Zeit erfahren! Welche Veränderung war mit ihm vorgegangen! Bei dem ersten Blicke erkannte man in ihm wohl noch den edeln, schönen Reiter, der sonst alle Augen auf sich gezogen und alle Frauen entzückt hatte. Es war noch dieselbe imposante und anmuthige Haltung, dasselbe gekrönte Haupt mit den blonden Locken; aber die Stirn war finsterner geworden, sein Lächeln seltener und trauriger und es lag in seinen Bewegungen eine träumerische Nachlässigkeit, welche seine Zerstretheit verrieth. Bisweilen versuchte er indes, wenn er durch die Straßen ritt, seine gewöhnliche Melancholie zu verschleichen, in seinen Blicken eine Heiterkeit zu zeigen, die er im Herzen nicht empfand und das Volk an sich zu ziehen; aber das Volk empfing und begrüßte ihn nicht mehr wie sonst. Das Volk, dieser schreckliche Richter, hatte für immer seine tollen Ausgaben und seine grausamen Handlungen verdammt. Die Bürger gingen ihm aus dem Wege und die Frauen sahen ihn hinter den Vorhängen ihrer Fenster hervor mit besorgter Neugier an.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 31.

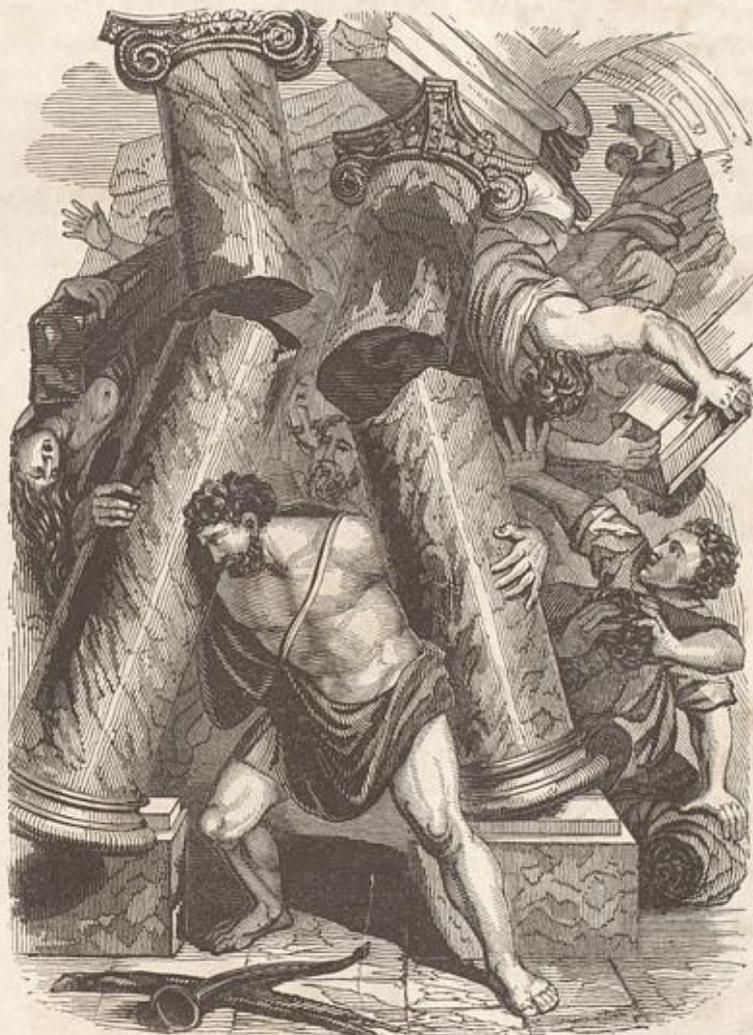
für die elegante Welt.

1840.

Gerard Hoet.

Gerard Hoet, dessen Meisterhand das schöne Gemälde, *Simson's Tod*, geschaffen hat, wovon der beigelegte Holzschnitt eine Copie ist, wurde zu Bommel 1648 geboren. Sein Vater, ein Glasmaler, unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Zeichnungskunst. Die ersten Anweisungen in der Malerei erhielt er von dem berühmten Bernher van Rysen; der Tod seines Vaters nöthigte aber den jungen Hoet, seine Studien auf-

zugeben, um im Verein mit seinem Bruder zum Unterhalt seiner Familie die Glasmalerei zu treiben. Beim Einfall der Franzosen flüchtete er sich nach dem Haag, wo er, ungeachtet der kurzen Lehrzeit und ob er gleich lange nichts in Del gemalt hatte, mehre Delgemälde verfertigte, die wegen ihrer zierlichen Ausarbeitung allgemeinen Beifall fanden. Hoet unternahm mehre Reisen in der Absicht, hinreichende Beschäftigung zu finden, konnte aber seinen Zweck nicht sogleich erreichen. Endlich ließ er sich zu Utrecht nieder; hier suchte er die Obriigkeit zur Gründung einer Academie



(*Simson's Tod*, von Gerard Hoet.)

unter seiner Leitung zu bestimmen, da er aber kein Gehör fand, so stiftete er eine solche in seinem Hause. Im Jahr 1714 begab er sich nach dem Haag, wo er bis zu seinem Tode, 1733, mit vielem Eifer und großem Erfolg arbeitete, und dieser Periode hat die Nachwelt seine vorzüglichsten Werke zu verdanken. Hoet malte mit großer Leichtigkeit und sein Gedächtniß kam ihm sehr zu statten; indes machte man ihm, und wohl mit Recht, den Vorwurf, daß er diesem zu sehr vertraut und die Natur darüber vernachlässigt habe; er hatte die Sitten und Gebräuche der Alten mit großem Fleiß studirt, wovon seine hinterlassenen Werke satzsam zeugen. Seine kleinen Gemälde werden wegen ihrer Feinheit und Ausführlichkeit gerühmt, auch zeichnen sie sich durch ihre zarten Umrisse und ihren trefflichen Farbenschmelz aus, daher sie sehr geschätzt sind. Unter seinen vorzüglichsten Werken verdienen der Raub der Sabinerinnen; der Friedensschluß zwischen den Römern und Sabinern; Alexander's Vermählung mit Roxana; Cleophas, von seinen Frauen begleitet, wie er dem Alexander Wein darreicht; eine ländliche Tanzpartie; zwei Landschaften mit Ruinen und Figuren; Celie, welche durch die Liber

schwimmt etc. Erwähnung. Die Abbildungen zu den fünf Büchern Moses und das Titelblatt des neuen Testaments in der Bibel von Van der Marck sind nach Hoet's Zeichnungen in Kupfer gestochen. Er selbst radirte einige Landschaften nach Johann Franz Millet.

C o l o m b a.

Novelle von Prosper Mérimée. *)

1.

In den ersten Tagen des Monats October 181.. stieg der Oberst, Sir Thomas Revil, ein Irländer und ausgezeichneter

*) Um Platz zu einigen ganz vorzüglichen Erzählungen zu gewinnen, geben wir, wie die Leser bemerkt haben werden, schon seit einigen Wochen einen halben Bogen im Bilder-Magazin mehr, werden auch noch eine Zeitlang damit fortfahren, und

Officier der englischen Armee, mit seiner Tochter nach der Rückkehr von einer Reise in Italien in dem Gasthause Beauveau in Marseille ab. Die einmüthige und fortwährende Bewunderung der enthusiastischen Reisenden hat eine Reaction bewirkt und um sich vor den Andern auszuzeichnen, machen gegenwärtig viele Touristen das *nil admirari* des Horaz zu ihrem Wahlspruche. Zu dieser Classe unzufriedener Reisender gehörte auch die Miß Lydia, die einzige Tochter des Obersten. Ihrer Meinung nach war die „Himmelfahrt“ sehr mittelmäßig und ein Ausbruch des Besuchs kaum mehr und sehenswerther als eine rauchende Dampfmaschinenesse in Birmingham. Ihr großer Tadel gegen Italien lief im Ganzen darauf hinaus, daß es dem Lande an localer Färbung, an Character fehle. Erkläre wer da kann den Sinn dieser Worte, den ich vor einigen Jahren recht wohl verstand, jetzt aber durchaus nicht mehr begreife. Miß Lydia hatte sich geschmeichelt, jenseits der Alpen Dinge zu finden, die vor ihr noch Niemand gesehen; aber überall waren ihre Landsleute ihr schon zuvorgekommen, sie gab also die Hoffnung auf, etwas Unbekanntes zu treffen und schloß sich der Oppositionspartei an. Es ist freilich sehr unangenehm, von den Wundern Italiens nicht erzählen zu können, ohne daß irgend Jemand einfällt: „Sie haben ohne Zweifel auch jenen Rafael in dem Palaste ... in ... gesehen? Das ist das Schönste in ganz Italien.“ Und gerade das hat man nicht gesehen. Da nun zu viel Zeit und Mühe dazu gehört, alles zu sehen, so ist es freilich am leichtesten und einfachsten, lieber gleich alles zu tadeln und zu verwerfen.

In dem Hôtel Beauveau sollte Miß Lydia bitter enttäuscht werden. Sie hatte eine hübsche Zeichnung von dem pelagischen oder cytopischen Thore in Segui mitgebracht, das, wie sie glaubte, noch nie gezeichnet worden. Lady Frances Kenwick, die sie in Marseille traf, zeigte ihr aber ihr Album, und in diesem fand sich zwischen einem Sonnett und einer getrockneten Blume das fragliche Thor, sorgfältig ausgemalt. Miß Lydia gab das Thor von Segui sofort ihrem Kammermädchen und verlor jede Achtung vor den pelagischen Bauten.

Diese Verstimmung seiner Tochter theilte auch der Oberst Nevil, der seit dem Tode seiner Frau alles nur durch die Augen seiner Lydia ansah. Nach seiner Ansicht hatte Italien die große Schuld auf sich geladen, seine Tochter gelangweilt zu haben und war folglich das langweiligste Land in der Welt. Zwar wußte er gegen die Gemälde und Statuen nichts zu sagen; so viel aber konnte er versichern, daß die Jagd in dem Lande ein jämmerliches Ding sei und daß man im heißesten Sonnenscheine zehn Stunden in der römischen Campagne herumlaufen müsse, um ein Paar armselige Rebhühner zu schießen.

Den nächsten Tag nach seiner Ankunft in Marseille lud er den Capitain Ellis, seinen ehemaligen Adjutanten, der sechs

zeigen so von neuem, daß wir kein Opfer scheuen, für die große Günst, die das Publicum der „Modenzeitung“ schenkt, erkenntlich zu sein.

Die Verlogshandlung und die Redaction.

Wochen auf Corsica' zugebracht hatte, zum Diner ein und der Capitain erzählte Lydien sehr gut eine Banditengeschichte, welche den Vorzug hatte, daß sie durchaus den Spigbubengeschichten nicht glich, mit denen man sie auf dem Wege von Rom nach Neapel oft unterhalten hatte. Beim Dessert sprachen die beiden Männer, die allein bei den Weinflaschen sitzen geblieben waren, von der Jagd und der Oberst erfuhr, daß sie in keinem Lande schöner, mannichfaltiger und ergiebiger sei als in Corsica. — „Man sieht da viele Wildschweine,“ sagte der Capitain, „die man von den zahmen Schweinen unterscheiden lernen muß, denen sie außerordentlich ähnlich sind; denn wenn man ein zahmes Schwein erlegt, bekommt man Handel mit den Hirten. Sie kommen aus einem Dickicht hervor, das sie Maquis nennen, bewaffnet bis an die Zähne, lassen sich ihr Vieh bezahlen und spotten über Einen. Dann giebt es das Muffelthier, ein merkwürdiges Geschöpf, das man nirgends anders findet, ein herrliches Wild, aber schwer zu erlangen, und Hirsche, Fasanen, Gott weiß was noch, denn es wimmelt in Corsica von Wildpret. Wenn Sie ein Jagdliebhaber sind, Herr Oberst, so reisen Sie nach Corsica; dort können Sie, wie sich einer meiner Wirths ausdrückte, auf jedes mögliche Wild schießen von der Schnepfe bis zum Menschen.“

Beim Thee zerstreute der Capitain Miß Lydia mit einer Geschichte von vendette transversale*), die noch seltsamer war als die erste, und endlich begeisterte er sie völlig für Corsica, als er ihr das wilde Aussehen des Landes schilderte, das keinem andern gleiche, den originellen Character der Bewohner, ihre Gastfreundschaft und ihre patriarchalischen Sitten. Zuletzt legte er ihr einen hübschen kleinen Dolch zu Füßen, der sich weniger durch seine Form und Fassung als durch seine Geschichte auszeichnete. Ein berühmter Bandit hatte ihn dem Capitain Ellis abgetreten und versichert, daß vier Menschen mit demselben ermordet worden wären. Miß Lydia steckte ihn in ihren Gürtel, legte ihn auf ihren Nachttisch und zog ihn zweimal aus der Scheide, ehe sie einschlief. Der Oberst seiner Seite träumte, er erlege ein Muffelthier und der Besizer verlange den Werth desselben in Gelde, das er gern bezahlte, denn es war ein äußerst merkwürdiges Thier, das aussah wie ein Eber, aber ein Hirschgeweih und einen Fasanenschweif hatte.

„Ellis erzählt, auf Corsica gebe es vortreffliche Jagd,“ sagte der Oberst beim Frühstück am andern Morgen; „wenn es nicht so weit wäre, möchte ich wohl vierzehn Tage dort zubringen.“

— „Nun,“ antwortete Miß Lydia, „warum sollen wir nicht nach Corsica reisen? Während Du jagst, zeichne ich; es würde mir viel Freude machen, wenn ich die Grotte, von welcher Ellis sprach und in der Bonaparte als Kind gelernt haben soll, in mein Album bekommen könnte.“

Es war vielleicht das erstemal, daß ein von dem Obersten

*) Das heißt die Rache, welche einen mehr oder minder fern Verwandten des ersten Beleidigers trifft.

ausgesprochener Wunsch die Billigung seiner Tochter erfuhr. Obwohl er nun über dieses ungewöhnliche und unerwartete Uebereinstimmen höchst entzückt war, so machte er doch zum Schein einige Einwürfe, um die Lust der Tochter noch mehr zu reizen. Vergebens sprach er von der rauhen Wildheit des Landes und wie beschwerlich es für eine Dame sei, dort zu reisen; sie fürchtete nichts; sie reiste vorzugsweise gern zu Pferde; sie freute sich wie auf ein Fest, in einem Bivouac zu schlafen und drohete, nach Kleinasien zu gehen. Kurz sie hatte auf alles eine Antwort, denn es war noch keine Engländerin in Corsica gewesen und folglich mußte sie dahin gelangen. Und welches Glück für sie, nach der Rückkehr in London ein Album zeigen zu können! „Warum überschlagen Sie diese allerliebste Zeichnung, Miß?“ — „O, es ist nichts, eine Skizze, die ich bei einem berühmten corssischen Banditen entwarf, der uns als Führer diente.“ — „Wie! Sie waren in Corsica?“

Da damals noch keine Dampfböte zwischen Frankreich und Corsica fuhren, so erkundigte man sich nach einem Schiffe, das nach der Insel segelte, welche Miß Lydia entdecken wollte. Noch denselben Tag schrieb der Oberst nach Paris, um die Wohnung abzubestellen, die ihn dort aufnehmen sollte, und einigte sich mit dem Capitain einer corssischen Golette, die nach Ajaccio segeln wollte. Es waren vier kleine Zimmerchen vorhanden. Man nahm Lebensmittel ein, der Capitain versicherte mit einem derben Schwure, ein alter Matrose auf seinem Schiffe sei ein vortrefflicher Koch, und versprach, die junge Dame würde sich recht behaglich befinden, guten Wind und ruhiges Meer haben. Nach dem Willen seiner Tochter bedung der Oberst sich überdies aus, daß der Capitain keinen andern Passagier aufnehme und so nahe an der Küste der Insel hinsahre, um die Berge sehen zu können.

2.

An dem festgesetzten Tage war alles eingepackt und schon am Morgen an Bord gebracht; die Golette sollte mit dem Abendwinde absegeln. Bis dahin promenirte der Oberst mit seiner Tochter in der Canebière. Mit einemmale kam der Capitain zu ihm und bat um die Erlaubniß, einen Better an Bord nehmen zu dürfen, d. h. einen Better des Pathen seines ältesten Sohnes, der in einer dringenden Sache nach Corsica, seinem Vaterlande, zurückkehre und kein Schiff finden könne, das dahin absegelt. „Er ist ein charmanter Bursche,“ setzte der Capitain Mattei hinzu, „Soldat, Officier der Gardejäger zu Fuß und gewiß längst schon Oberst, wenn der Andere noch Kaiser wäre.“

„Da er Soldat ist,“ sagte der Oberst und er wollte hinzusetzen: so habe ich nichts dagegen, daß er mit uns fährt. Aber Miß Lydia rief in englischer Sprache:

— „Ein Infanterie-Officier!“ (Da ihr Vater in der Cavalerie gedient hatte, so verachtete sie jede andere Waffe), „vielleicht ein Mensch ohne alle Bildung, der die Seekrankheit bekommen und uns das ganze Vergnügen der Reise verderben wird!“

Der Capitain verstand kein Wort Englisch, schien aber zu

errathen, was Miß Lydia sagte und begann eine lange Lobeserhebung seines Betters, die er mit der Versicherung schloß, derselbe sei ein artiger gebildeter Mann, aus einer „Corporal“-Familie, und würde den Herrn Obersten durchaus nicht belästigen, da er, der Capitain, ihn an einem Orte unterbringen wolle, wo man seine Gegenwart gar nicht bemerke.

Der Oberst und Miß Nevil fanden es seltsam, daß es in Corsica Familien gebe, in denen sich die Corporalswürde vom Vater auf den Sohn forterbe; da sie aber wußten, es handele sich nur von einem Infanterie-Corporale, so schlossen sie, es werde ein armer Teufel sein, den der Capitain gleichsam aus Mitleid mitnehmen wolle. War es ein Officier, so hätte man mit ihm sprechen, mit ihm zusammenleben müssen; einem Corporale aber gegenüber brauchte man sich nicht zu geniren, denn ein solcher hat nichts zu bedeuten, wenn er nicht mit seiner Mannschaft, das Bajonet auf dem Gewehre, erscheint, um Einen dahin zu bringen, wohin man nicht gern geht.

„Wird Ihr Better sekrank?“ fragte Miß Lydia Nevil.

— „Niemals, mein Fräulein. Sein Herz ist felsenfest auf dem Meere wie auf dem Lande.“

„Nun wohl, so mögen Sie ihn mitnehmen,“ setzte sie hinzu.

— „Sie können ihn mitnehmen,“ wiederholte der Oberst und er setzte die Promenade mit seiner Tochter fort.

Gegen fünf Uhr Abends kam der Capitain Mattei, um sie an Bord der Golette abzuholen. Am Hafen, bei der Yolle des Capitains, fanden sie einen großen jungen Mann in blauem bis an das Kinn zugeknöpftem Rocke, mit sonnverbranntem Gesichte, schwarzen, schön geschnittenen, lebhaften Augen und offener geistreicher Miene. An seiner ganzen Haltung, sowie an dem kleinen gedrehten Schnurbarte erkannte man leicht den Soldaten, denn um diese Zeit reichten die Schnurbärte nicht bis auf die Füße herunter und die Nationalgarde hatte noch nicht in jede Familie militairische Haltung gebracht.

Der junge Mann nahm seine Mütze ab, als er den Obersten erblickte und dankte ihm ohne Verlegenheit und in gutgewählten Worten für die Gefälligkeit, die er ihm erzeige.

„Es macht mir Freude, Ihnen nützlich sein zu können,“ entgegnete der Oberst, indem er freundlich nickte. Dann trat er in die Yolle.

— „Dein Engländer ist sehr ungezwungen,“ sagte der junge Mann leise italienisch zu dem Capitaine.

Dieser legte seinen Zeigefinger unter das linke Auge und zog die beiden Mundwinkel herab, wodurch er, wie jeder wissen wird, der die Zeichensprache versteht, andeuten wollte, der Engländer verstehe Italienisch und sei ein seltsamer Mensch. Der junge Mann lächelte, berührte als Antwort auf das Zeichen Mattei's seine Stirn, als wollte er sagen, alle Engländer hätten etwas Sonderbares im Kopfe, setzte sich sodann neben den Capitain nieder und betrachtete sehr aufmerksam, doch nicht mit Unbeschaidenheit, seine schöne Reisefährtin.

„Die französischen Soldaten haben doch eine treffliche Hal-

tung," sagte der Oberst englisch zu seiner Tochter; „man kann deshalb auch leicht Officiere aus ihnen machen.“

Dann wendete er sich französisch an den jungen Mann und fragte: „in welchem Regimente haben Sie gedient?“

Dieser stieß den Vetter des Patken seines Veters leicht mit dem Ellenbogen, unterdrückte ein spöttisches Lächeln und antwortete, er habe früher in den Garde-Jägern zu Fuß gedient, komme aber jetzt von dem siebenten leichten Regimente.

„Waren Sie bei Waterloo? Sie sind noch sehr jung.“

— „Es ist dies mein einziger Feldzug gewesen.“

„Er zählt doppelt," entgegnete der Oberst.

Der junge Corse biß sich auf die Lippen.

„Papa," sagte Miß Lydia ihrem Vater, „frage doch, ob die Corsen ihren Bonaparte sehr lieben.“

Ehe der Oberst diese Frage in das Französische übersetzt hatte, antwortete der junge Mann in ganz gutem Englisch, wenn auch mit einem etwas fremdartigen Accente: „Sie wissen, Miß, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Wir Landsleute Napoleons lieben ihn vielleicht weniger als die Franzosen. Ich aber, ich liebe und bewundere ihn, obgleich unsere beiden Familien sonst Feinde gegen einander waren.“

„Sie sprechen Englisch!" bemerkte der Oberst.

— „Sehr schlecht, wie Sie hören.“

Obgleich der Miß Lydia der ungezwungene Ton des jungen Mannes etwas mißfiel, so mußte sie doch bei dem Gedanken an eine persönliche Feindschaft zwischen einem Corporale und einem Kaiser lächeln. Es war dies gleichsam ein Vorgesmack von den Seltigkeiten und Eigenthümlichkeiten Corsicas und sie nahm sich vor, diesen Zug in ihrem Tagebuche zu notiren.

„Vielleicht waren Sie gefangen in England?" fragte der Oberst weiter.

— „Nein, Herr Oberst; ich lernte die englische Sprache ganz jung in Frankreich von einem gefangenen Engländer.“

(Fortsetzung folgt.)

Marie von Enambuc.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Die Engagés traten zitternd und schüchtern vor und ihre Blicke richteten sich bittend auf die Frau von Enambuc. Sie fürchteten sich, denn sie wußten nicht, wessen man sie beschuldigte, wenn ihnen auch gar wohl bekannt war, wie hart auch ihre geringsten Vergehungen bestraft wurden. Das erste Wort der kleinen Königin beruhigte sie.

„Lieben Leute," sagte sie mit milder Stimme, „Einer von Euch hat gegen Gott gesündigt, indem er einen weltlichen Namen an einem heiligen Orte anscrieb. Ich habe Euch hierher bescheiden lassen, damit Ihr mir den Schuldigen nennet. Ich

verspreche im Voraus ihm zu verzeihen; er soll keine andere Strafe erleiden als die Buße, die ihm der Geistliche auferlegen wird. Möge sich also der, welcher sich verging, selbst melden und mir dadurch einen Beweis von seiner Reue geben.“

Die Engagés sahen sich unter einander verwundert an, und keiner antwortete.

„Nun?" fuhr die Frau von Enambuc eben so sanft fort; „Ihr schweigt! Und doch habe ich gänzliche Verzeihung versprochen? Erkläre sich der Schuldige!"

Alle schwiegen und entschuldigten sich durch verneinende Geberden. Endlich trat einer von ihnen vor, warf sich vor der Frau von Enambuc auf die Knie nieder und sprach in demüthigem und reuevollem Tone: „verzeihen Sie, gnädige Frau, verzeihen Sie; wir sind diesmal wirklich unschuldig; keiner von uns kann seinen Namen lesen, vielweniger schreiben.“

„Keiner von Euch hat also den Namen Maubray an die Wand der Kapelle geschrieben?" unterbrach ihn die Frau von Enambuc mit bewegter Stimme.

— „Keiner, bei meiner Taufe und meinem Seelenheile!"

Bei dieser einfachen und bestimmten Erklärung ließ Marie entmuthiget das Haupt sinken und winkte den Engagés, sich zu entfernen. In dem Augenblicke, als sie herausgingen, befann sich der, welcher das Wort geführt hatte, eines andern und sagte zu einem seiner Gefährten: —

„Gott verzeihe mir, ich habe die kleine Königin vielleicht getäuscht, ohne daß ich es wollte. Es war in der Nacht einer unter uns, für den wir nicht stehen können, der große Matrose, den der Capitain Baillardet von St. Christoph mitgebracht hat und der den Mund nicht aufthat. Ehe der Tag noch anbrach, ging er schon in dem großen Hofe umher, als wenn das schönste Wetter von der Welt gewesen wäre.“

— „Vorwärts!" rief Rizio, indem er den Engagé mit dem stumpfen Ende seiner Pike forttrieb. „Vorwärts, oder bei dem Blute Gottes! ich stoße Dir das Eisen einen Zoll tief unter die Haut!"

Loinvilliers war bei der Frau von Enambuc geblieben. Sie dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie mit der zähen Ausdauer einer getäuschten Hoffnung: — „Die Kapelle ist seit dem Morgen offen; ohne Zweifel ist irgend ein Fremder hineingetreten und hat den Namen dahin geschrieben; wir müssen ihn ausfindig machen; ich muß die Wahrheit erfahren.“

„Es giebt unerklärliche Zufälle," antwortete der Graf kalt.

Marie schüttelte das Haupt, sagte aber nichts.

„Wirklich, Madame," fuhr Loinvilliers fort, „ein so bedeutender Umstand sollte Sie nicht so sehr beschäftigen. Was liegt an diesem Namen? Es ist ohne Zweifel der eines armen Teufels, der ihn als Botivtafel gleichsam an die Wand geschrieben haben wird. Da Sie ihn nicht bestrafen wollen, so halte ich es für unnöthig, weitere Nachsichungen nach ihm anzustellen.“

Marie sah den Grafen unruhig an; es war ihr, als spreche ein grausamer Hohn aus seinen Worten und besonders aus seinen

Zügen; aber er setzte auch gleich darauf in ruhigem Tone hinzu, der sie befänstigte: —

„Indeß auch hierin, wie in allem andern soll Ihr Wille geschehen, Madame; wenn Sie es wünschen, wollen wir alle Personen hierher berufen, die ihren Namen schreiben können. Die Zahl derselben wird nicht bedeutend sein, denn Ihre Unterthanen sind im allgemeinen nicht eben gelehrt.“

— „Sie spotten,“ unterbrach sie ihn mit bitterm Stolze.

„Das verhöte Gott, Madame!“ antwortete er ernster; „auch mich beschäftigen, wie Sie, wichtige Gedanken: nach unserer Unterhaltung von gestern Abend haben Sie mir noch etwas zu sagen.“

— „Herr Graf,“ sprach Marie, indem sie die Hand auf ihre bleiche, heiße Stirn legte, „ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht und zu Gott gebetet, dennoch... Nein, ich kann Ihnen nichts sagen. Sie müssen mir noch einige Zeit gestatten...“

„Ich werde warten, Madame,“ entgegnete Loinvilliers vertrauensvoll und ruhig.

Nach diesen Worten verbeugte er sich und ging. Die Frau von Enambuc dagegen verbrachte den ganzen übrigen Tag in grausamer Unentschlossenheit und unschlüssigem Schwanken; alle Nachforschungen, die sie anstellen ließ, führten zu nichts und sie sagte endlich wie der Graf von Loinvilliers, es gebe unerklärliche Zufälle. Noch denselben Abend verbreitete sich die Nachricht, ein Engagé habe seinem Herrn zwei Messerstücke versetzt und der Graf meldete es der Frau von Enambuc.

„Diesen Morgen,“ sagte er, „ist ein braver Seemann, Bailardet mit Namen, von einem seiner Leute, einem Engagé, den er von St. Christoph mitgebracht hat, verwundet worden. Das Verbrechen kann nicht unbestraft bleiben; es muß ein Exempel statuiert werden.“

— „Eine Verurtheilung zum Tode!“ unterbrach ihn Marie bestürzt; „es wäre die erste, seit ich hier gebiete...“

„Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben; wer tödtet, muß den Tod erleiden.“

— „Der Unglückliche hat ja aber das Verbrechen nicht vollendet; Sie sprechen nur von Verwundungen...“

„Ja; aber es handelt sich von einem Engagé, der die Hand gegen seinen Herrn erhoben hat. Und wenn er ihn nur berührt hätte, müßte er gehangen werden. Dieses Beispiel ist zur Erhaltung der Ordnung auf den Pflanzungen, für die Ruhe der Colonie und unsere eigene Sicherheit nothwendig. Die Sklaven und die Engagés zittern vor den freien Weißen, denen sie angehören; aber sie sind funfzig gegen Einen. Was würde aus uns werden, Madame, wenn sie nicht mehr durch die Furcht vor der Strafe zurückgehalten würden!“

— „Ja, ich weiß es, daß man hier für den Schuldigen ohne Erbarmen sein muß und ihm nicht verzeihen darf,“ antwortete die Frau von Enambuc mit trauriger Ueberzeugung; „aber ich werde meinen Namen nicht unter das Todesurtheil schreiben; Sie mögen es als mein Stellvertreter unterzeichnen. Morgen schon

reise ich nach dem Baucelain ab. Möge die Gerechtigkeit ihren Lauf haben! Ich komme erst zurück, wenn alles vorüber ist.“

5.

Um diese Zeit befanden sich im Innern der Insel nur einige Ansiedler, deren Pflanzungen, durch undurchbringliche Wälder und durch tiefe Thäler von einander getrennt, seltene Stationen in diesem verlorenen Lande bildeten. Je mehr man sich von der westlichen Küste entfernte, ein um so rauheres Aussehen nahmen diese Einöden an; man fand dort keine Spur mehr von den Menschen und seiner Arbeit; es war die unfruchtbare, aber herrliche Pracht der Wüsten in ihrer ganzen wilden Schönheit.

Die Frau von Enambuc reiste mit einem zahlreichen Gefolge nach der Spitze des Baucelain ab und ließ sich von zwölf kräftigen Negern, die einander von Stunde zu Stunde ablöseten, in einer Sänfte tragen. Der Doctor Janson und der Vater von Tertre ritten neben ihr auf friedlichen Maulthieren; ihre Dienerinnen folgten zu Pferde und nach diesen schwarzen Amazonen zu Fuße etwa dreißig Sklaven mit dem Gepäcke. Eine Gardecompagnie begleitete die Caravane und zwei Führer gingen voran. Marie, die hinter den Vorhängen ihres Tragesessels halb lag und ihr schönes Kind auf den Knien hielt, glich wirklich einer jener trägen Fürstinnen, welche die Völker Indiens, fern im Staube liegend, vorüberziehen sehen; sie war traurig, schmachend und schön wie die gekrönten Sklavinnen der Sultane. Die Schwarzen, die herbeiliefen, riefen: „es lebe die kleine Königin!“ Ueberall standen die Milizen der Gemeinden unter den Waffen. Die Pflanzler, durch deren Besitzungen sie kam, eilten herbei, um ihr Geschenke und Huldigungen darzubringen. Am zweiten Tage der Reise aber befand sie sich in Wildnissen, wo sich sonst die Rothhäute aufgehalten hatten und die noch von keinem bleichen Gesichte durchwandert worden waren. Die Caravane zog langsam in diesen großen Savannen, in diesen Wäldern hin, in denen es keinen andern Weg gab, als das ausgetrocknete Bett der Wildbäche. In der Nacht mußte man ein Kupa ausschlagen und die Frau von Enambuc schlief mit ihrem Sohne unter einem Blätterdach. Wie es der Doctor vorausgesehen hatte, die Bewegung der Reise heiterte sie auf und der Anblick der lachenden Natur beruhigte ihr Gemüth. Der düstere Schmerz, die tiefe Niedergeschlagenheit verwandelten sich in ruhige Melancholie. Sie vergaß die Sorgen der Gegenwart und die quälende Angst vor der Zukunft; eine unklare Hoffnung richtete sie auf und sie fühlte einen Augenblick neues Leben in ihren Adern strömen.

Die untergehende Sonne warf nur noch unsichern Schein hinter die Hügel, als die Caravane auf den Höhen ankam, welche die Spitze Baucelain beherrschen. Worte vermögen es nicht, die bewundernswürdigen Schönheiten der Landschaft zu beschreiben, die sich hier den Blicken der Frau von Enambuc darbot. In dem milden Halbdunkel, das die Erde und den Himmel umschleierte, sah sie zu ihren Füßen Savannen, deren frisches Grün sie an die Wiesen ihres Frankreichs erinnerte, große Blät-

terbogen, gebildet von einem Palmenwalde, und darüber hinaus den Ocean, den unermesslichen Ocean, der seine dunkeln, schäumenden Bogen an den Klippen brach. Entzückende Wohlgerüche verbreiteten sich von dieser fruchtbaren Erde und eine frischere, lebendigere Luft bewegte die Zweige, auf denen noch die Vögel zwitscherten.

„Da sind wir in dem gelobten Lande,“ rief der Geistliche von Tertre, „im Thale des Hebron.“

— „Es fehlt weiter nichts als die Heerden und die Patriarchen,“ murmelte der Arzt, „und die Neger, die da unten arbeiten, gleichen keineswegs einem Hirtenvolke.“

Und wahrhaftig, die funfzig Sklaven, die unter den Befehlen ihres Aufsehers gebückt auf einer Zuckerrohrpflanzung arbeiteten, erinnerten durchaus nicht an die friedlichen Schäfer Jacobs. An dem Saume des Feldes, das sie bearbeiteten, stand eine große von Fächerpalmenblättern bedeckte und von einem Drangenhaine beschattete Hütte. Das war die neue Wohnung, die man an der Stelle des Dorfes der Rothhäute errichtet hatte.

Eine Art Dorf begann sich um dieselbe zu bilden und man baute eben an einer kleinen Kirche. Die Frau von Enambuc wurde von dem Verwalter empfangen, der ihr freilich die Schlüssel seines Hauses nicht überreichen konnte, weil es keine Schlösser hatte. Einen Augenblick gab es Verwirrung und Tumult; die Arbeiten hörten auf und Alle liefen herbei, um die kleine Königin zu sehen. Die armen Schwarzen drängten sich schüchtern und neugierig an die Thüre und klatschten unter Freudengeschrei in die Hände. Dies rührte Marien tief; zum erstenmale seit langer Zeit fühlte sie wieder Zufriedenheit; das Schicksal der Unglücklichen hing ja von ihr allein ab; sie konnte ihnen wohl thun. Sogleich gab sie auch Befehle, welche von dem Aufseher ausgerufen wurden und die Sklaven in wahres Entzücken versetzten. Zwei Stunden später befand sich Marie in der Galerie, welche ihr als Schlafgemach dienen sollte. Ihre Dienerinnen hatten sich zurückgezogen; nur Palida stand noch an einem Fenster. Der Mond ging glänzend und unverhüllt über den Savannen auf; der Wind rauschte leise in den Blättern der Palmen und von Zeit zu Zeit hörte man in der Ferne ein dumpfes takthaltendes Geräusch, — die Töne des Tamtam, denn die Sklaven tanzten am Strande im Mondenlichte.

„Palida,“ fragte die Frau von Enambuc, indem sie sich in ihrer Hängematte aufrichtete, „was betrachtest Du?“

— „Den Baum, unter welchem der Ajupa meiner Mutter stand,“ antwortete die Sclavin; „wir sind gerade an der Stelle, wo die Rothhäute ihr großes Dorf hatten.“

„Du erinnerst Dich dessen noch? Du erkennst die Gegend wieder?“

— „Ich bin hier geboren und habe da meine Mutter sterben sehen,“ antwortete Palida mit bewegter Stimme.

„Armes Mädchen!“ flüsterte die Frau von Enambuc.

Die Sclavin trat vom Fenster zurück und legte sich auf die Decke vor der Hängematte.

„Du weinst, Palida,“ begann die Frau von Enambuc sanft von neuem; „hast mir aber doch gesagt, die Frauen wären Sklavinnen bei den Rothhäuten und Du möchtest, wärst Du auch frei, nicht zu den Deinigen zurückkehren.“

— „Nie, nie würde ich haben leben können wie sie,“ sprach sie lebhaft; „aber ich beklage sie.. wenn ich an die schreckliche Mezelei denke... hier an dieser Stelle hat man die Frauen, die Kinder, die Greise ermordet... Es ist keine Spur mehr übrig von dem großen Dorfe; die Flammen haben alles verzehrt... Herrin, es giebt unbarmherzige Männer unter den Weissen wie unter den Rothhäuten, unter den Christen wie unter den Heiden.“

„Der Graf von Voinvillers!“ murmelte Marie von Enambuc; „ach, Palida, ich fürchte diesen Mann!“

Sie begann ihr Gebet, dann sagte sie voll Muth und Vertrauen: „mein Herz ist ruhiger; ich fühle mich wohl hier. Palida, ich glaube, ich werde seit langer Zeit wieder zum erstenmale ruhig schlafen; Gott hat vielleicht mir für morgen ein Glück vorbehalten.“

Bei diesen Worten legte sie einen ihrer Arme unter ihr müdes Haupt und schloß die Augen. Palida gab der Hängematte eine schaukelnde Bewegung und wiegte so die Gebieterin sanft, die bald in ruhigen Schummer sank. Gegen Morgen wurde die Frau von Enambuc durch das wüthende Gebell der Wachhunde geweckt.

„Was giebt es, Palida?“ fragte sie, indem sie erschrocken aufsprang.

Die Sclavin sah hinaus.

„Ich sehe nichts, Herrin,“ antwortete sie; „nichts als einen armen Schwarzen, der da unten steht. Heilige Mutter Gottes, es ist als wollten die Hunde ihn zerreißen. Er gehört ohne Zweifel nicht auf die Pflanzung.“

— „Ein Buschnegel, der um Gnade bitten will; sie soll ihm werden,“ sprach Marie, indem sie die Augen wieder schloß.

Nach dem Frühstück ging Marie hinaus, um eine Promenade im Tragsessel zu machen. Der Arzt und der Priester begleiteten sie und sie war von einem Theile ihrer Garde umgeben. In dem Augenblicke, als sie über die Allee der Pflanzung kam, trat plötzlich ein Neger aus einem Gebüsch hervor, in dem er versteckt gelegen hatte und stürzte dem Tragsessel entgegen. Die Garden versuchten ihn zurückzutreiben, aber er trat entschlossen bis zu der kleinen Königin und sagte, indem er einen Beutel von schwarzem Sammet zu ihren Füßen niederlegte:

„Herrin, ein armer Weiser schickt Dir dies.“

Palida hob den Beutel auf und übergab ihn der Frau von Enambuc, die ihn verwundert annahm.

„Was bedeutet dieses Geschenk?“ fragte sie. „Es ist der Beutel, der vor kurzem den Engagés mit einem Almosen gegeben wurde.“

Bei diesen Worten öffnete sie ihn. Es lag darin ein Thaler mit verwishtem Gepräge, auf den mit einer scharfen Spitze sehr lesbar geschrieben war. Marie hatte die Züge kaum erkannt, als

sie sich mit einem dumpfen Schrei emporrichtete: sie hatte zum zweitenmale den Namen Maubray gelesen.

„Wer hat Dir dies übergeben?“ fragte sie den Regier, der noch immer vor ihr auf den Knien lag.

— „Ein armer weißer Engagé, der gehangen werden soll, weil er die Hand gegen seinen Herrn erhoben hat.“

„Ein Engagé! Der Engagé des Capitains Baillardet?“ fragte sie weiter.

— „Derselbe; man hat ihn in dem Viertel Precheur gefunden, nachdem er jenen bösen Streich gethan.“

„Du warst dort? Du hast ihn gesehen? Du kennst Maubray?“ fragte sie mit kaum vernehmlicher Stimme.

— „Ich kenne ihn, er ist ein guter kleiner Weißer. Wir ruderten mit einander. Als er gefangen wurde, folgte ich ihm. Als er nach St. Pierre kam, verlangte er mit der kleinen Königin zu sprechen und als man ihm sagte, sie sei abgereiset, übergab er mir das und ich versprach, es zu überbringen.“

„Und es sind schon zwei Tage!“ rief die Frau von Enambuc mit einem tiefen Seufzer; dann wendete sie sich zu ihrem erstaunten Gefolge und setzte in kurzem Tone hinzu: „Zu Pferde! Sogleich zu Pferde! Wir müssen heute Abend in Fort Royal sein. Dort schiffe ich mich ein und wenn der Wind günstig ist, kann ich noch dieselbe Nacht Saint Pierre erreichen. Vielleicht, mein Gott, komme ich noch zeitig genug an.“

„Madame,“ sagte der erstaunte Arzt, „können Sie so reisen, schwach und krank wie Sie sind? Wollen Sie sich umbringen..?“

— „Er soll ja sterben, er ist vielleicht schon todt!“ antwortete sie weinend;.. wenn ich nur zu rechter Zeit ankomme. Zu Pferde! Laßt die Führer kommen..., sie sollen mich den kürzesten Weg führen; um Anstrengung, um Gefahr kümmerere ich mich nicht, — ich werde alles ertragen, wenn ich nur schnell ankomme. Ich muß hin, hört Ihr? — sonst ist Maubray verloren.“

„Wir werden Sie nicht verlassen,“ sagte der Mönch; „sogleich brechen wir mit Ihnen auf.“

Sie war bereits aus ihrer Sänfte gestiegen und betrieb die Anstalten zur Abreise mit Ungebuld. Der Arzt trat zu dem Geistlichen und sagte bestürzt zu demselben:

„In dem Zustande, in welchem sich Madame befindet, kann sie nur zwischen ihrem Arzte und ihrem Beichtvater reisen; es ist nicht unmöglich, daß sie unterwegs stirbt.“

— „Nicht die Anstrengungen und die Leiden des Körpers werden ihr den Tod bringen,“ entgegnete der Mönch kopfschüttelnd.

Einige Augenblicke später saß die Frau von Enambuc zu Pferde; die erschütternde Nachricht hatte alle ihre Kräfte wieder geweckt. Die sieberhafte Aufregung hatte eine leichte Röthe auf ihre Wangen gebracht und gab ihren Augen mehr Glanz und Leben.

„Nun vorwärts!“ sprach sie, plötzlich wieder stark und muthig; „vorwärts; ich muß mit Gottes Hilfe noch diese Nacht nach St. Pierre gelangen. Fort im Galopp und immer auf dem kürzesten Wege!“

Sie brach auf, nur begleitet von dem Arzte, dem Priester, Palida und zweien ihrer Garden. Die Führer eilten voraus. Die kleine Schaar zog durch die Wälder und Abgründe, ohne von der geraden Linie abzuweichen, die von dem Fuße des Gebirges Bauclain zu der Bai von Fort Royal führt. Die Frau von Enambuc streckte dankend die Hände gen Himmel, als sie das Meer erblickte; der Wind war günstig und in drei Stunden konnte man nach Saint Pierre gelangen.

Es war ungefähr sechs Uhr Abends, die Sonne ging unter und aus Südosten blies ein ziemlich starker Wind. Marie von Enambuc, die im Hintergrunde der Barke saß und die Stier in ihre Hände stützte, berechnete mit namenloser Angst die Zeit, die man zur Verurtheilung Maubrays werde gebraucht haben. Die Justiz schritt rasch einher, ein Criminalprozeß konnte in vierundzwanzig Stunden beendigt werden; aber nachdem das Urtheil gesprochen war, pflegte man dem Verurtheilten noch eine Nacht zu gönnen, damit er an sein Seelenheil denken könne; die Frau von Enambuc konnte demnach noch zeitig genug ankommen. Die Barke wurde rasch vom Winde getrieben; bald ging der Mond auf und überströmte den Himmel mit seinem weißen Lichte; eine milde Helle ersetzte das düstere Zwielficht, in welches die Natur sich einen Augenblick gehüllt hatte. Die Krümmungen des Ufers traten in deutlichen Streifen auf dem Dunkelblau des Meeres vor und alle Einzelheiten der Landschaft waren sichtbar, wenn auch in mattern Tinten. Man hörte nur das Rauschen des Windes in dem Segel und bisweilen das Knarren des Steuers. Der Doctor Janson und der Priester sprachen leise mit einander; Marie saß mit übereinander geschlagenen Armen und gesenktem Haupte unbeweglich da. Nach drei Stunden ungefähr zeigten sich in der Ferne Lichter; man gelangte in die Rhede von Saint Pierre.

Der Mond verbreitete ein so helles Licht, daß man deutlich längs der Küste alle Gegenstände erkennen konnte und bald erblickte die Frau von Enambuc am Eingange des Hafenplatzes die Stelle, die man Grosse-Roche nannte. Sie wendete sich, einer Dohnmacht nahe, um und sagte mit verlöschender Stimme, indem sie die Arme der Sclavin drückte, die vor ihr saß:

„Palida, sieh dorthin; was ist das am Strande unterhalb Grosse-Roche?“

— „Jesus!“ rief das Mädchen; ich sehe den Galgen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 32.

für die elegante Welt.

1840.

Colomba.

Novelle von Prosper Mérimée.)

(Fortsetzung.)

Dann wendete er sich an Miß Revil mit den Worten:

„Matei hat mir gesagt, Sie kämen aus Italien zurück. Sie sprechen ohne Zweifel das rein Toskanische und es würde, wie ich fürchte, Ihnen etwas schwer fallen, unsern Dialect zu verstehen.“

— „Meine Tochter versteht alle italienische Dialecte,“ antwortete der Oberst; „sie hat eine besondere Gabe, Sprachen zu erlernen. Mir geht es freilich nicht so.“

„Würden Sie zum Beispiel diese Verse eines unserer corsischen Lieder verstehen? Ein Schäfer sagt zu einer Schäferin:

S'entrassi 'ndru Paradisu, santu, santu,
Et nun trovassi a tia, mi n'esciria.*)

Miß Lydia verstand sie, fand aber dieses Citat etwas kühn, noch mehr den Blick, der es begleitete und antwortete erröthend: Capisco (ich verstehe.)

— „Sie gehen auf Urlaub in Ihre Heimath?“ fragte der Oberst.

„Nein, Herr Oberst. Man hat mich auf Halbsold gesetzt, wahrscheinlich weil ich mit bei Waterloo war und Landsmann Napoleons bin. Ich kehre nach Hause zurück, leicht an Hoffnung, leicht an Geld, wie das Lied sagt.“

Und er sah seufzend zum Himmel empor.

Der Oberst griff in die Tasche, drehte ein Goldstück zwischen den Fingern herum und suchte nach einer Nebenart, um dasselbe auf recht artige Weise seinem unglücklichen Feinde in die Hand zu drücken.

„Auch mich,“ sagte er in gutmüthiger Laune, „auch mich hat man auf Halbsold gesetzt; aber... bei Ihrem Halbsolde können Sie sich ja nicht einmal Tabak kaufen. Nehmen Sie dies, Corporal.“

Er versuchte dabei das Goldstück in die geschlossene Hand zu bringen, welche der junge Mann auf den Rand des Bootes stützte.

Der Corse erröthete, richtete sich gerade empor, bis sich auf

*) „Wenn ich in das heilige, heilige Paradies käme und ich fände Dich nicht darin, würde ich es wieder verlassen.“ (Serenata di Zicavo.)

die Lippe und schien eben heftig antworten zu wollen, als er plötzlich seinen Gesichtsausdruck änderte und laut aufschrie. Der Oberst war mit seinem Goldstücke ganz verblüfft.

„Herr Oberst,“ sagte der junge Mann wieder ernst, „erlauben Sie mir, Ihnen einen zwiefachen Rath zu geben. Der erste ist, bieten Sie einem Corsen nie Geld, denn manche meiner Landsleute dürften so unartig sein, Ihnen dasselbe in das Gesicht zu werfen; der zweite, geben Sie den Leuten keinen Titel, den sie nicht in Anspruch nehmen. Sie nennen mich Corporal und ich bin Lieutenant. Der Unterschied ist zwar nicht groß, indeß...“

— „Lieutenant!“ rief Sie Thomas, „Lieutenant! Der Capitain des Schiffes hat mir aber doch gesagt, Sie wären Corporal wie Ihr Vater und alle Männer Ihrer Familie es gewesen.“

Bei diesen Worten lehnte sich der junge Mann weit zurück und fing an so laut und so aus Herzensgrunde zu lachen, daß der Capitain und die beiden Matrosen bald mit einstimmt.

„Verzeihen Sie, Herr Oberst,“ sagte endlich der junge Mann; „aber die Verwechslung ist herrlich, nur verstand ich sie nicht sogleich. Meine Familie rühmt sich allerdings caporali unter ihren Vorfahren zu zählen, aber unsere corsischen caporali sind nie Corporale mit Treffen am Rocc gewesen. Um das Jahr 1100 wählten sich einige Gemeinden, die sich gegen die Tyrannei der Gebirgsherrn auflehnten, Anführer, welche sie caporali nannten. Auf unserer Insel halten wir es noch heute für eine Ehre, von dieser Art Tribunen abzustammen.“

— „Ich bitte um Verzeihung,“ fiel der Oberst ein, „tausendmal um Verzeihung, und da Sie die Ursache meines Irrthums einsehen, so, hoffe ich, werden Sie ihn auch entschuldigen.“

Und er reichte ihm die Hand.

„Es ist eine gerechte Strafe für meinen kleinen Stolz, Herr Oberst,“ sagte der junge Mann, der noch immer lachte und die Hand des Engländers herzlich drückte; „ich zürne Ihnen durchaus nicht. Da mein Freund Matei mich so schlecht vorgestellt hat, so erlauben Sie, daß ich es selbst thue; ich heiße Orso della Rebbia, bin Lieutenant auf halbem Solde und wenn Sie, wie ich es beim Anblicke dieser beiden schönen Hunde muthmaße, der Jagd wegen nach Corsica reisen, so würde ich Sie mit Bergnügen in unsern Maquis und unsern Bergen begleiten, ... wenn

ich dieselben nicht selbst vergessen habe," setzte er mit einem Seufzer hinzu.

In diesem Augenblicke berührte das Boot die Soelette. Der Lieutenant bot der Miß Lydia seine Hand und half dann dem Obersten auf das Verdeck steigen. Hier bat ihn Sir Thomas, der noch immer sein Versehen nicht vergessen konnte und nicht wußte, wie er die Beleidigung wieder gut machen sollte, welche er einem Manne angethan hatte, dessen Familie schon 1100 existierte, ohne die Einwilligung seiner Tochter abzuwarten, mit ihnen zu Abend zu essen, während er zu gleicher Zeit seine Entschuldigungen und Händedrucke wiederholte. Miß Lydia verzog allerdings den Mund ein wenig, war aber im Ganzen nicht böse darüber, nun zu wissen, daß er nicht bloß Corporal sei. Ihr Gast hatte ihr nicht mißfallen; sie fand jetzt selbst etwas, ich weiß nicht was, Aristocratisches an ihm; nur war er ihr zu offen und heiter für einen Romanhelden.

"Herr Lieutenant della Rebbia," sagte der Oberst, indem er ihn auf die englische Weise, ein Glas Madera in der Hand, begrüßte, "ich habe in Spanien viele Ihrer Landsleute gesehen; es waren vortreffliche Tirailleurs."

— "Ja, viele sind in Spanien geblieben," sagte der junge Lieutenant ernst.

"Niemals werde ich die Haltung eines corsischen Bataillons bei der Schlacht von Victoria vergessen," fuhr der Oberst fort. "Ich muß mich wohl auch daran erinnern," setzte er hinzu, indem er die Brust rieb. "Den ganzen Tag hatten sie in den Gärten, hinter den Hecken Tirailleursfeuer unterhalten und uns, ich weiß nicht, wie viel Mann und Pferde getödtet. Als der Rückzug beschloffen war, sammelten sie sich in der besten Ordnung. In der Ebene hofften wir Vergeltung üben zu können, aber meine Bursche, — entschuldigen Sie, Lieutenant —, diese Tapfern hatten ein Carré formirt und es war nicht möglich, dasselbe zu sprengen. In der Mitte des Carrés, ich sehe ihn noch vor mir, ritt ein Officier auf einem kleinen Rapfen neben dem Adler und rauchte ruhig seine Cigarre, als säße er im Kaffeehause. Bisweilen spielte ihre Musik, wie um uns herauszufordern, Fanfaren... Ich schickte meine beiden ersten Escadrons gegen sie. Bah, statt die Front des Carrés zu packen, prallten meine Dragoner bei Seite, machten dann Schwenkung und kamen sehr in Unordnung, manches Pferd ohne Mann, zurück... und immer die verfluchte Musik. Als der Dampf, welcher das Bataillon verhüllte, sich verzogen hatte, sah ich den Officier neben dem Adler wieder; er rauchte noch immer seine Cigarre. Aufgebracht führte ich nun meine Leute selbst zum letzten Angriffe. Ihre Gewehre waren von dem vielen Feuern so verschmutzt, daß sie nicht mehr losgingen, aber die Soldaten hatten sich sechs Mann hoch aufgestellt und hielten den Pferden die Bajonette entgegen. Sie standen wie eine Mauer. Ich schrie, ich forderte meine Dragoner auf, ich setzte meinem Pferde die Sporen ein, um es vorwärts zu treiben, als der Officier, von dem ich sprach, endlich seine Cigarre aus dem Munde nahm und mich einem seiner Leute zeigte. Ich hörte ihn etwas sagen, wie: al capello

bianco! Ich trug einen weißen Federbusch. Mehr hörte ich nicht, denn eine Kugel durchbohrte mir die Brust. — Es war ein schönes Bataillon, Herr della Rebbia, das erste vom achtzehnten leichten Regimente und lauter Corsen, wie man mir später sagte."

"Ja," sagte Orso, dessen Augen während dieser Erzählung funkelten; „sie schützten den Rückzug und brachten ihren Adler zurück; aber zwei Drittheile dieser Tapfern schlafen auch nun in der Ebene von Vittoria."

— „Ist Ihnen vielleicht zufällig der Name des Officiers bekannt, der sie commandirte?"

„Es war mein Vater. Er war damals Major im 18. Regimente und wurde wegen seiner Haltung an diesem traurigen Tage zum Obersten ernannt."

— „Ihr Vater! Wahrhaftig, er war ein tapftrer Mann! Mit Vergnügen würde ich ihn wiedersehen, und ich erkenne ihn sicher augenblicklich. Lebt er noch?"

„Nein, Herr Oberst," antwortete der junge Mann leicht erblickend.

— „War er bei Waterloo?"

„Ja, Herr Oberst, aber er hatte nicht das Glück, auf einem Schlachtfelde zu fallen... Er starb in Corsica... vor zwei Jahren... Mein Gott, wie schön ist dieses Meer! Seit zehn Jahren habe ich das Mittelmeer nicht gesehen... Finden Sie das Mittelmeer nicht auch schöner als den Ocean, Mademoiselle?"

— „Ich finde es zu blau.. und den Bogen fehlt das Großartige."

„Ach, Sie lieben die rauhe Schönheit? Dann wird Ihnen Corsica gefallen."

— „Meine Tochter liebt alles, was außerordentlich ist; deshalb hat ihr Italien nicht gefallen."

„Ich kenne von Italien nichts als Pisa," sagte Orso, „wo ich einige Zeit die Schule besuchte; aber ich kann nicht ohne Bewunderung an das Camposanto, an den Dom, an den schiefen Thurm denken.. Sie erinnern sich gewiß des Todes Organs; ich glaube, ich könnte es abzeichnen, so treu ist es mir im Gedächtnisse geblieben."

Miß Lydia fürchtete, der Lieutenant werde seinen Enthusiasmus weiter aussprechen und sagte deshalb gähnend:

— „Es ist recht hübsch. Nimm es nicht übel, lieber Vater, ich habe etwas Kopfschmerzen und will in meine Kajüte hintertreten."

Sie küßte ihren Vater auf die Stirn, nickte Orso majestätisch zu und verschwand. Die beiden Männer sprachen lebhaft vom Kriege und von der Jagd.

Sie erfuhren, daß sie bei Waterloo einander gegenüber gestanden und wahrscheinlich viele Kugeln gewechselt hatten. Ihr gutes Vernehmen wurde dadurch nur erhöht. Sie kritisirten abwechselnd Napoleon, Wellington und Blücher, dann jagten sie mit einander den Hirsch, den Eber und das Muffelthier. Es war schon ziemlich spät in der Nacht und die letzte Flasche

geleert, als der Oberst dem Lieutenant von neuem die Hand drückte, ihm eine gute Nacht wünschte und die Hoffnung äußerte, die auf so lächerliche Art begonnene Bekanntschaft möge lange dauern. So trennten sie sich und jeder legte sich nieder.

3.

Die Nacht war schön, der Mond spielte auf der Fluth und das Schiff schwamm sanft vor einem leichten Winde her. Miss Lydia hatte keine Lust zu schlafen und nur die Gegenwart eines Fremden hatte sie gehindert, an jenen Gefühlen sich zu weiden, die auf dem Meere bei Mondenschein jeder Mensch empfindet, wenn er nur zwei Gran Poesie im Herzen trägt. Als sie glaubte, der junge Mann schlafe wie ein prosaischer Mensch, für den sie ihn hielt, stand sie auf, warf einen Ueberrock über, weckte ihr Kammermädchen und ging auf das Verdeck hinauf. Niemand war dort als ein Matrose am Steuer, der eine Art Klage im corfischen Dialecte nach einer rauhen und einförmigen Melodie sang. In der Stille der Nacht hatten diese seltsamen Töne auch ihren Reiz. Leider verstand Miss Lydia nicht ganz, was der Matrose sang. Unter vielen Gemeinplätze erregte ein sehr kräftiger Vers lebhaft ihre Neugierde; aber im schönsten Momente kamen wieder einige Worte, deren Sinn sie nicht errieth. So viel verstand sie, daß die Rede von einem Morde war. Die Verwünschungen gegen die Mörder, die Drohungen der Rache, das Lob des Todten, alles war ordnungslos unter einander gemischt. Sie behielt nur einige Verse, die ich zu übersetzen versuchen will.

„... Weber die Kanonen, noch die Bajonette — haben seine Stirn zu erblassen vermocht, — die auf dem Schlachtfelde heiter war — wie der Himmel eines Sommertages. Er war der Falke, der Freund des Adlers, — Wüstenhonig für seine Freunde, — für seine Feinde das zornige Meer. — Höher als die Sonne, — milder als der Mond. — Ihn, den die Feinde Frankreichs — nie erwarteten, — haben Mörder in seiner Heimath — im Hinterhalte getroffen, — wie Bittolo Sampiero Corso tödtete*). — Nie hätten sie gewagt, ihm in das Auge zu blicken... Hängt an die Wand an meinem Bette — mein wohlverdientes Ehrenkreuz.. Roth ist sein Band, — noch röther ist mein Hemd. — Für meinen Sohn, meinen Sohn in fernem Lande — bewahrt mein Kreuz auf und mein blutiges Hemd. — Er wird darin zwei Löcher sehen. — Für jedes Loch ein Loch in ein anderes Hemd! — Aber ist dann der Rache genug gesehen? — Die Hand muß ich haben, die schoß, — das Auge, das zielte, das Herz, das dachte...“

Der Matrose hielt plötzlich inne. — Warum singst Du nicht weiter, lieber Freund?“ fragte Miss Revil.

Der Matrose zeigte ihr durch eine Kopfbewegung eine Ges-

*) S. Filippini, lib. XI. — Der Name Bittolo wird unter den Corsen noch immer verwünscht. Er ist jetzt gleichbedeutend mit Verräther.

stalt, die heraustram. Es war Orso, der den Mondenschein genießen wollte.

„Vollende doch Dein Klage lied,“ sagte Miss Lydia. „Es machte mir großes Vergnügen.“

Der Matrose bückte sich nach ihr hin und sagte ganz leise: „das rimbuccu gebe ich Niemanden..“

— „Wie? das...?“

Der Matrose fing an zu pfeifen, ohne zu antworten.

„Ich überrasche Sie doch bei der Bewunderung unseres Mittelmeeres, Miss Revil,“ sagte Orso, indem er näher trat. „Gestehen Sie, daß man einen solchen Mondenschein nirgends sieht.“

— „Ich sah mich noch nicht um, weil ich eben sehr aufmerksam Corfisch studirte. Dieser Matrose, der eine höchst tragische Klage sang, schwieg bei dem schönsten Momente.“

Der Matrose bückte sich, als wolle er deutlicher seine Boussole sehen und zupfte Miss Revil derb am Kleide. Offenbar konnte seine Klage in Gegenwart des Lieutenants nicht gesungen werden.

„Was sangst Du, Paolo Francè?“ fragte Orso; „eine ballata? ein vocero?“ Das Fräulein versteht Dich und möchte das Ende hören.“

— „Ich habe es vergessen, Dr. Anton,“ sagte der Matrose, der gleich darauf aus voller Kehle einen Lobgesang auf die heilige Jungfrau anstimmte.

(Fortsetzung folgt.)

Marie von Enambuc.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Marie von Enambuc machte eine heftige Bewegung und versuchte hinzusehen; aber ihre getrübten Augen unterschieden nichts; sie sank auf ihre Knie und sagte wie wahnsinnig: —

„Sieh noch einmal hin!.. Was erkennst Du da unten?.. einen Menschen?..“

— „Nichts, nichts als den Balken des Hochgerichtes,“ antwortete Palida.

*) Wenn ein Mann gestorben ist, besonders wenn er ermordet wurde, legt man seinen Leichnam auf einen Tisch und die Frauen seiner Familie, sind keine solchen da, Freundinnen und selbst Fremde, die wegen ihres poetischen Talentes bekannt sind, improvisiren vor einer zahlreichen Versammlung Klagen in Versen im Dialecte des Landes. Man nennt diese Frauen voceratrici, oder nach der corfischen Aussprache bucceratrici, so wie die Klage selbst vocero, buccero, bucceratu, an der östlichen Küste, ballata dagegen an der entgegengesetzten Küste heißt. Das Wort vocero, sowie die davon abgeleiteten vocerar, voceratrice, kommt von dem lateinischen vociferare her. Bisweilen improvisiren mehrere solcher Frauen abwechselnd und häufig singt die Frau oder die Tochter des Todten die Todtenklage selbst.

„Ach, so lebt er noch! Er lebt noch!“ rief Marie aus. Dann stügte sie sich auf die Achsel Palidas, seufzte tief auf und sank in Ohnmacht.

Einige Minuten später ankerte die Barke vor dem Fort Saint Pierre. Es war ungefähr zehn Uhr in der Nacht. Frau von Enambuc, die kaum aus der Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, stieg an das Land, nahm den Arm ihrer Sclavin und sagte entschlossen, die Augen nach den Fenstern des Forts gerichtet: —

„Man erwartet mich dort oben nicht; aber da bin ich.“

Der Arzt und der Mönch, in ängstlicher Erwartung dessen, was geschehen würde, versuchten sie zurückzuhalten und zu überreden, sie möge erlauben, daß einer von ihnen ihre Ankunft melde.

„Nein, mein Vater,“ antwortete sie dem Mönche, „ich muß vor dem Herrn von Coinvilliers erscheinen, ohne daß er einen Augenblick Zeit hat sich vorzubereiten. Ihr wisst nicht alles, ... nein.. Ihr wisst nichts, .. mir selbst ist das Geheimniß dieser schrecklichen Ungerechtigkeit nicht bekannt, ... aber ich ahne es bereits und bald werde ich alles erfahren. Kommt, kommt.. es soll Gerechtigkeit geübt werden..., ich schwöre es bei dem Heile meiner Seele!“

Bei diesen Worten schritt sie nach dem Fort voran. Alles schlief bereits; tiefe Stille herrschte längs der Küste, an der sich kein menschliches Wesen zeigte. Die Schildwache am Eingange des großen Hofes rief an: „wer da?“

— „Madame und ihr Gefolge,“ antwortete der Mönch, der jetzt vorausging. Alle traten in den Hof hinein und als sie über denselben schritten, bemerkte die Frau von Enambuc Licht in der Kapelle, an deren Thüre einige Personen standen.

„Mein Gott!“ rief sie aus; „er ist hier!“ Und zitternd, weinend, die Hände gen Himmel emporgehoben, ging sie nach der Kapelle hin. Die Leute am Eingange vertraten ihr den Weg; Niemand hatte sie erkannt, denn ihr Gesicht war von der Kapuze ihres Mantels verhüllt.

„Heda, mein Schatz, was willst Du hier?“ fragte der Asturier Nizio; „weißt Du nicht, daß ein Mann drinnen ist, der nur noch mit dem Pfaffen und dem Henker zu thun hat? Kein anderer Mensch wird ihn diese Nacht sehen, die letzte in seinem Leben; zurück also!“

Die Frau von Enambuc schlug die Kapuze zurück, sah den Spanier an, der wie versteinert stehen blieb, und ging vorüber. Der Verurtheilte war allein in der Kapelle und kniete neben dem Betstuhle Mariens. Seine Handgelenke waren in Schellen gepreßt und seine Füße fest zusammengeschlossen, so daß er keinen Schritt thun, nicht einmal die Hände falten konnte. Ein Sclavenküttel bedeckte seine Schultern und sein langes blondes Haar fiel auf dieses grobe Kleid; die vor dem Altare brennende Lampe warf ihren Schein gerade auf sein Gesicht, das ruhig und gefaßt ausah. Als Marie eintrat, wendete er den Kopf um und sie konnte weiter gehen, ohne daß er sie sah. Als sie ganz nahe bei ihm war, betrachtete sie ihn einen Augenblick mit unnennbaren

Gefühlen; sie erkannte langsam, mit tiefem Mitleiden im Herzen und mit unermesslicher Freude diese abgemagerten Züge, das schöne Haar und die edele Haltung des Kopfes, die durch so viel Elend, Leiden und Schmach nicht verändert worden waren; dann kniete sie in ihrem Betstuhle nieder und sagte leise, indem sie sich zu ihm wendete: „Maubray!“

Bei diesem Tone zuckte er zusammen, seine Lippen wurden bleich und er rief, indem er die Hände zu falten suchte:

— „Marie! Theuere Marie! Gott des Himmels, ist es ein Traum?“

„Ich bin es,“ sprach sie mit von der übergroßen Erschütterung gebrochenen Stimme, „ich bin es, Heinrich, und komme, Sie zu retten. Ach, Gott sei gelobt, der mir gestattete, zeitig genug anzukommen.“

Sie sammelte sich und betete einen Augenblick mit gen Himmel gewendeten Augen; dann reichte sie dem Gefangenen die Hand und fuhr fort: „stehen Sie auf, Maubray, stehen Sie auf und kommen Sie mit mir.“ Er stand mit Anstrengung auf und sie bemerkte, daß er kaum gehen konnte, so fest gefesselt war er; da unterstützte sie ihn und fügte hinzu, ihn mit thränenden Augen anblickend: „stützen Sie sich auf mich, Heinrich.. Ach, wie haben Sie gelitten — und ach! auch ich!“

— „Ach, Marie, Marie! Sie sind es,“ sprach er, indem er die Hand, die ihn stützte, an seine Brust drückte. Aber die Freude war zu gewaltig, er mußte stehen bleiben und heftete auf Marien einen erlöschenden Blick.

„Heinrich!“ rief sie; „Heinrich, Sie erbleichen!“

„Es ist ein Augenblick; die Schwäche übermannt mich,“ antwortete er; „ich war doch so ruhig noch dem Tode gegenüber; mein Herz schlug nicht schneller.., ich zitterte nicht,.. jetzt aber wird mir übel.. Ach, Marie, dieses so ungehoffte, so große Glück geht über meine Kräfte; ich unterliege.. Marie, ich bin schwach.. jetzt möchte ich nicht sterben, sondern leben.. Aber wissen Sie, daß ich verurtheilt bin zu schmachvollem Tode, daß der Galgen errichtet ist und nur diese Nacht mir noch bleibt?“

„Ich weiß es,“ antwortete sie; „aber ich bin nun hier.“

Das Gefolge der Frau von Enambuc wurde an der Schwelle der Kapelle angehalten; jeder wartete mit einer Art Betäubung, was wohl geschehen würde; die Leute, welche den Verurtheilten bewachten und sämmtlich zu der spanischen Garde des Grafen gehörten, hatten sich zu beiden Seiten des Eingangs aufgestellt. Die Frau von Enambuc trat mit stolzem, unwilligem Blicke, mit hochgehaltenem Haupte zu ihnen, denn sie sah vielleicht schon einen Widerstand gegen ihre Befehle voraus; mit der einen Hand hielt sie die Kette des eisernen Bandes, das um den Hals Maubrays gelegt war.

„Entfernt Euch,“ sagte sie zu den Spaniern, „es ist Niemand mehr hier zu bewachen.“

— „Madame,“ antwortete einer dieser Männer mit einiger Zögerung, „wir bürgen dem Herrn Grafen für den Gefangenen.“

„Ich nehme alles über mich,“ unterbrach sie ihn, „und Ihr sollt meinem Stellvertreter keine Rechenschaft geben; geht.“

Sie gehorchten. Die Frau von Enambuc befahl darauf ihren Leuten, dem Gefangenen die Ketten abzunehmen; dann sagte sie zu ihm: „Ihre Hand und kommen Sie mit mir.“

Er hielt ihr seinen gedrückten Arm hin und sie stützte leicht ihre Hand darauf, die ein seidener Handschuh verhüllte. So schritten sie über den großen Hof und in dem Augenblicke als sie eintraten, erschien der Herr von Loinvilliers oben auf der Treppe. Rigio hatte ihm gemeldet, was geschehen war.

„Jesus, mein Erlöser!“ murmelte der Priester von Tertre dem Arzte zu, „was wird nun geschehen!“ Man begab sich schweigend in den Audienzsaal.

Die Frau von Enambuc sah ruhig aus, es lag aber in ihrem Blicke eine ungewöhnliche Energie und sobald der Graf vor ihr erschien, erkannte er, daß sie nicht bloß Maubray retten, sondern selbst versuchen würde, ihn zu rächen. Sie setzte sich und deutete mit der Hand auf die Stühle um die Tafel her, als wolle sie die, welche ihr folgten, auffordern, Platz zu nehmen; aber alle blieben stehen. Der Herr von Loinvilliers trat näher; sein Gesicht, das einen Augenblick Verlegenheit verrathen hatte, war wieder kalt und fest geworden. Er sah den Gefangenen an und wendete dann das Gesicht ab, als warte er auf eine Erklärung über das Geschehene. Der Priester von Tertre und der Arzt hatten sich neben die Frau von Enambuc gestellt; Maubray blieb vor ihr stehen, unbeweglich, in der Haltung eines Mannes, der sich kaum von einer jener heftigen Gemüthserschütterungen erholt hat, welche alle Körperkräfte lähmen.

„Herr Marquis,“ begann Marie endlich langsam, indem sie sich zu ihm wendete, „es sind Dinge geschehen, die mir unbekannt geblieben und die Sie allein mir erklären können. Sprechen Sie; wie kommt es, daß ich einen guten Edelmann, einen der tapfersten und treuesten Diener des seligen Königs von England in dieser entsetzlichen Lage wiedersehe? Warum haben Sie sich in Ihrem Unglücke nicht an mich gewendet, die ich hier gebiete?“

„Weil ich nicht bis zu Ihnen gelangen konnte, Madame,“ antwortete Maubray, „weil ich das Opfer der schändlichsten Ungerechtigkeit war.“

— „Wollenden Sie,“ sprach die Frau von Enambuc mit einem Blicke auf den Grafen.

„Die Schilderung so großer Noth und so vieler Leiden wird Ihnen kaum glaublich erscheinen, Madame,“ fuhr Maubray mit düsterer Bitterkeit fort. „Vor ungefähr sechs Monaten verließ ich St. Domingo auf einer Caravelle, welche die spanische Flagge führte. Wichtige Gründe und meine Ungebuld, so schnell als möglich hierher zu kommen, erlaubten mir nicht, ein anderes Fahrzeug zu wählen. Nach einer Fahrt von acht Tagen warf uns das schlechte Wetter an die Küste von St. Christoph. Die Mannschaft erreichte das Land, aber die Caravelle ging unfern vom Ufer unter und wir retteten nichts als unser Leben. Arme Ansiedler, welche an dem Pfingstflusse wohnen, unterstützten uns, gaben uns Lebensmittel und ihre eigenen Kleidungsstücke, denn es fehlte uns an allem. In dieser grausamen Lage glaubte ich

mich zuerst an den Gouverneur von St. Christoph, den Baron Loinvilliers von Poincy, wenden zu müssen...“

— „An Ihren Oheim, Herr Graf?“ sprach Marie mit einem Blicke auf Loinvilliers, der auf diese Frage nur durch eine Kopfbewegung antwortete.

„Ich nannte dem Gouverneur meinen Namen,“ fuhr Maubray fort, „und wagte, Madame, mich unter Ihren Schutz zu stellen. Ich fügte einen Brief dem bei, welchen ich dem Baron von Loinvilliers schrieb...“

— „Diesen Brief habe ich nicht erhalten,“ unterbrach ihn Marie, „aber erzählen Sie weiter.“

„Ich hoffte auf eine Antwort,“ fuhr Maubray fort; „ich wartete in der größten Ungebuld auf die Mittel, mich nach Martinique begeben zu können; aber kein Schiff, keine Barke kam. Mit einemmale erhielt ich einen Befehl von dem Gouverneur. Er ließ mich durch einen seiner Leute auffordern die Beweise für meine Behauptungen beizubringen und meine Mittel, frei in der Colonie leben zu können, nachzuweisen. Meine Habseligkeiten, meine Papiere, alles war mit dem Schiffe verloren gegangen; ich konnte die Beweise, die man verlangte, nicht beibringen, aber ich betheuerte bei meinem Christenglauben und bei meiner Ehre, die Wahrheit gesagt zu haben. Man glaubte mir nicht, Madame;.. ich wurde verhaftet, verurtheilt ohne Appellation.. wie die Missethäter, wie die Landstreicher, die auf die Inseln kommen und man verkaufte mich.. ja, Madame, ich wurde verkauft. Mein Herr nahm mich mit auf seine Pflanzung an der Palmenspitze...“

— „Und Sie haben gegen diese schreckliche Gewaltthat nicht protestirt?“ unterbrach ihn Marie nochmals, „Sie haben sich nicht an mich gewendet? Kein Brief, kein einziges Wort!...“

„Konnte ich schreiben?“ antwortete Maubray mit schmerzlichem Ausbruche; „einen Brief! Wie hätte ich schreiben sollen? mit meinem Blute auf ein Blatt, auf Baumrinde? Er würde doch nicht in Ihre Hände gekommen sein. Nein, ich wollte es nicht, ich hoffte lieber zu entfliehen und an eine Barke zu schwimmen, die mich hierher gebracht haben würde.. Aber ich wurde aufmerksam bewacht.. Zweimal ergriff man mich am Meeresstrande und brachte mich auf die Pflanzung zurück. Sehen Sie diese Narben, sie kommen von den Ketten, von den Peitschenhieben des Aufsehers.“

Bei diesen Worten hielt er ihr seine bloßen Arme hin, die von blassen Narben durchzogen waren. Die Frau von Enambuc schauderte und sah nochmals Loinvilliers an, dessen spöttischer Mund sich auf einen Augenblick durch ein leichtes Lächeln zu beleben schien.

„Ich hoffte nun nicht mehr auf meine Befreiung,“ erzählte Maubray weiter; „ich war gefaßt, in meinen Qualen bald zu sterben; aber mein Herr verkaufte mich an den Capitain Bailardet. Da faßte ich wieder Muth und Hoffnung; die Sklaven Bailardets wurden bisweilen als Matrosen auf einer großen Barke verwendet, mit welcher er von einer Insel zur andern fuhr. Endlich kam auch die Reihe an mich; die Barke legte

zuerst an Guadalupe an, dann segelte sie nach Martinique und vor acht Tagen ankerten wir auf der Rhyde von Saint Pierre. Ich kam mit dem Capitain an das Land voll Freude und Hoffnung; während man die Waaren ausschiffte, entfloh ich und kam unter die Mauern des Forts; ich wollte versuchen zu Ihnen zu bringen, aber Sie waren in den innern Gemächern eingeschlossen, denen ich mich nicht nähern konnte. Unterdeß wurde das Wetter schlecht, alles verrieth einen schrecklichen Orkan und die Bewohner, deren Magazine an der Küste stehen, erhielten den Befehl, im Fort Schutz zu suchen. Der Capitain Baillardet brachte seine Waaren dahin und da es an Platz gebrach, so wies man uns für die Nacht die Kapelle an. Schon früh am Morgen hatte ich das Fort verlassen. In dem Augenblicke als ich, gezwungen, den andern Engagés zu folgen, unter Ihren Fenstern vorüberging, wollte Ihre Güte, Madame, unser Elend erleichtern; Sie gaben uns Almosen; „ich erhielt meinen Theil davon, zwei Thaler; mit dem einen kaufte ich Ihre Börse.“

— „Da ist sie,“ sagte Marie, indem sie dieselbe aus der Tasche zog, „ach man sieht in allem diesen den Finger Gottes.“

„Noch denselben Tag, am Morgen, wurde ich von dem Capitain Baillardet an die Spitze Precheur geschickt. Dieser Befehl glich einer brutalen Loue; ich unterwarf mich aber doch, denn ich hoffte, bald zurückzukommen und glaubte meiner Befreiung nahe zu sein. Ich hatte ja das Land betreten, wo Sie herrschen, und ich hielt alle meine Leiden für beendet; ich hatte Hoffnung, Muth, Geduld. Baillardet kam eine Stunde nach mir auch nach Precheur. Er war zu Pferde und von einigen Schwarzen begleitet. Die steigende Flut fing an, einige auf dem Sande feststehende Bote an der Küste wieder flott zu machen. Der Capitain sprang in das, welches ihm gehörte, und gebot mir ihm zu folgen. Die Schwarzen sahen sich unter einander erschrocken an und zögerten einzustiegen, da befahl ihnen Baillardet, die Ruder zu ergreifen. Er wollte trotz dem unruhigen Meere nach Fort Royal fahren; „denn,“ sagte er mit einem entschlichen Fluche, „wir müssen mit der Barke die hohe See erreichen, wenn nicht die übrige Waare an Bord weggenommen werden soll!“ Ich sah ein, daß die Hoffnung der Rettung, auf die ich rechnete, mir entging. Alles war verloren, wenn ich Martinique verließ; ich nahm mir also vor, lieber zu sterben, als mich wieder einzuschiffen. „Rasch!“ rief mir Baillardet zu, „an das Ruder!“ Statt zu gehorchen, sprang ich in das Wasser und erreichte das Ufer. Wüthend gab der Capitain Feuer auf mich und eilte mir sodann nach. Ich hatte nur einen geringen Vorsprung vor ihm und er erreichte mich; es begann ein Kampf Mann gegen Mann. Baillardet wollte mich umbringen, ich bin fest überzeugt davon; ich verteidigte mein Leben, mehr als mein Leben, meine Freiheit und so habe ich ihn verwundet. Die Pistolenschüsse hatten Lärm gemacht; man kam von einer benachbarten Pflanzung herbei; alle Arbeiter setzten mir nach. Es lag mir wenig daran, ob man mich einholte; ich wollte mich selbst gefangen geben. Aber meine Hoffnung, endlich vor Ihnen erscheinen zu können, Madame, verschwand bald; als ich in den Kerker trat, erfuhr ich, daß Sie

am Morgen abgereiset waren. Ich verlangte zu Ihrem Stellvertreter geführt zu werden, um meine Lage auseinander zu setzen, um mich zu verteidigen; ich hoffte auf dieses letzte Rettungsmittel und hoffte auf dasselbe, ohne die Tage und Nächte in dem schrecklichen Kerker zählen zu können, denn es fiel kein Lichtstrahl in denselben hinein. Endlich öffnete sich seine Thüre; der Gerichtschreiber erschien mit zwei Soldaten und las mir mein Urtheil vor: ich war zum Tode verurtheilt. Seitdem sind nur einige Stunden vergangen; heute erst habe ich mein Todesurtheil vernommen und es blieb mir nur noch diese Nacht; ich hielt mein Sterbegebet in der Kapelle. Gegen alles Recht und alle Gerechtigkeit hat man mir meine Freiheit genommen, mich mit Schande beladen, mich vor den Galgen geschleppt und hätte die Vorsehung nicht Sie zurückgeführt, Madame, so wäre ich morgen durch Henkershand gestorben.“

Es folgte diesen heftigen Worten eine augenblickliche Stille; dann wendete sich die Frau von Enambuc an den Grafen und sagte mit tiefem Ausdrucke zu ihm: „nun, Herr?“ Voinvilliers richtete das Haupt empor; er sah ungemein blaß aus, aber kein anderes Zeichen verrieth die Wuth, die in ihm tobte. Er trat einen Schritt vor, als wolle er antworten und ohne Festigkeit in der Geberde, ohne Beben in der Stimme, sprach er langsam: — „der Capitain Baillardet ist heute an seinen Wunden gestorben.“

— „Gott sei seiner Seele gnädig!“ sprach die Frau von Enambuc mit einer Geberde der Ueberraschung und Bestürzung. Der Gefangene erhob die Hände gen Himmel. Ohne Zweifel hatte er auf dem Schlachtfelde mehr als einmal einem Feinde den Tod gegeben; aber noch war es ihm nicht geschehen, daß er einen Menschen so im Ringen getödtet.

„Ja, der Capitain Baillardet ist todt,“ fuhr Voinvilliers fort, indem er sich an Maubray wendete; „er wurde von einem seiner Engagés ermordet und Sie sind sein Mörder. Es liegt wenig daran, wer und was Sie vorher waren; der Richter durfte nur Ihr Verbrechen und den Stand berücksichtigen, in welchem Sie sich befanden, als Sie es begingen; das Urtheil, das Sie verdammt, ist gerecht. An wen wollten Sie übrigens appelliren? Welcher Gerichtshof hat das Recht, das Urtheil zu verwerten? Die Jurisdiction der Richter ist in dieser Colonie völlig unabhängig; es ist dies eines unserer schönsten Vorrechte; alle Bewohner würden aufstehen, wenn es sein müßte, um das Gesetz zu verteidigen und seine Ausführung zu bewirken.“

„Sie vergessen mein Recht,“ unterbrach ihn die Frau von Enambuc, indem sie stolz sich erhob und die Hand nach dem Gefangenen ausstreckte, wie um ihn zu schützen und zu verteidigen; „Sie vergessen mein schönstes Recht, das Recht zu begnadigen, wenn die menschliche Gerechtigkeitspflege verurtheilt hat.“

— „Sie können allerdings diesen Mann vom Galgen retten,“ antwortete der Graf.

„Herr Marquis,“ fuhr sie fort, indem sie sich an Maubray wendete, „morgen sollen Sie Ihr Begnadigungsschreiben erhalten.“

Maubray beugte seine Knie und küßte die Hand, die sie ihm

reichte; aber die Bewegung band seine Zunge. Er hatte dem Tode mit ruhigem Auge entgegengesehen, aber sein Glück überwältigte ihn. Sein sonst so starkes Herz war durch übermäßige Freude wie gebrochen. Er erbehte und Thränen trübten seinen Blick; denn er hatte mehr als das Leben wieder gewonnen, — die Hoffnung, die Gewißheit, von Marien geliebt zu werden. Voinvilliers ertrug mit unveränderter Miene seine Demüthigung und den Triumph seines Nebenbuhlers; aber Niemand konnte durch diese scheinbare Ruhe getäuscht werden. Der Geistliche und der Arzt wechselten besorgte Blicke, als der Graf sich nach einer stummen Verbeugung gegen die Frau von Enambuc entfernte. Einen Augenblick später ging auch Maubray mit dem Doctor fort. Als sie die Treppe hinabgestiegen, befanden sie sich Voinvilliers gegenüber, der auf der letzten Stufe stehen blieb, um ihnen den Weg zu vertreten. Er hatte den Hut über die Augen gedrückt, so daß man nur den untern Theil seines Gesichtes sah; aber der Ausdruck seines bleichen zusammengekniffenen Mundes verkündete eine Ausforderung. Maubray sah ihn mit Verwunderung an; er wußte nicht, warum man ihm nicht hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen und sah in dem Grafen einen ungerechten Richter, nicht aber einen persönlichen Feind.

„Herr,“ redete ihn Voinvilliers mit kurzem hochmüthigen Tone an, „die souveraine Macht der Frau von Enambuc hat das Urtheil cassirt und Sie vom Galgen gerettet; so weit aber geht ihre Macht nicht, Ihren guten Ruf wieder herzustellen und in Aller Augen sind Sie ein Mörder.“

Maubray trat bei dieser Beleidigung einen Schritt zurück und machte eine Bewegung, als wolle er nach dem Degen greifen. „Sie haben keine Woffen,“ sprach Voinvilliers mit ironischer Verachtung; „daran dachte ich nicht. Sie sind indeß Edelmann, ich kann mich mit Ihnen schlagen und will Ihnen Genugthuung geben.“ Maubray sah ihn mehr mit Erstaunen als mit Unwillen an und antwortete mit einem ruhigen Stolze, der trotz seinem Sclavenkittel und den Spuren, die so viele Leiden an seinem Körper zurückgelassen hatten, recht wohl zeigte, aus welchem Blute er stammte: „morgen, mit Tagesanbruche, unter den Mauern des Forts.“

„Mit dem Degen?“

— „Mit dem Degen.“

„Ein Zweikampf!“ rief der erschrockene Arzt; „was denken Sie, meine Herren! Madame wird es nicht dulden, daß zwei Edelleute sich gegenseitig morden.“

— „Ja, Doctor, Sie haben Recht; daran dachte ich nicht,“ entgegnete Voinvilliers. „Madame könnte benachrichtigt werden und uns Arrest geben, um den Zweikampf zu verhindern; es giebt aber einen Ausweg. Herr,“ setzte er gegen Maubray gewendet, hinzu, „wollen Sie sich jetzt gleich mit mir schlagen?“

„Ich bin zu Ihren Diensten,“ antwortete er ruhig.

— „Halten Sie ein!“ rief der Arzt, indem er zwischen beide trat; „Sie können sich nicht ohne Secundanten schlagen; bliebe Einer von ihnen, so würde der Andere für einen Mörder gelten.“

„Wir werden Zeugen finden,“ unterbrach ihn Voinvilliers,

„zuerst Sie, Doctor. Denken Sie nicht daran, wieder hinauf zu gehen und Lärm zu machen; Sie kommen mit uns oder ich lasse Sie durch meine Garde verhaften.“

Der Doctor folgte den beiden Begnern. Im Hofe fanden sie Rizio und einige Mann der spanischen Garde, die sie zu erwarten schienen. Als sie aus dem Fort hinaustraten, sagte Maubray halblaut zu dem Doctor: —

— „Ich begreife nichts von allem, was da geschieht; eine solche Beleidigung . . . ein Duell, in welchem einer von uns beiden bleiben kann! Ist der Mann wahnsinnig?“

„Nein, nein,“ antwortete der Arzt, „aber er ist Ihr Todfeind, denn er liebt die Frau von Enambuc.“

— „Ach, nun verstehe ich alles,“ entgegnete Maubray. Dann wendete er sich an Voinvilliers und setzte heftig hinzu: „lassen Sie uns eilen; man könnte kommen. Wir müssen die Zeit haben, uns zu schlagen.“

„Aber, Herr,“ fiel der Doctor ein, indem er den Arm Maubray's erfaßte, „die Chancen sind gegen Sie; Sie können sich ja kaum aufrecht erhalten. Wenn jener teuflische Mensch mir nur wenigstens die Zeit ließe, Ihnen ein stärkendes Mittel zu geben! In dem Zustande, in welchem Sie sich befinden, werden Sie kaum die Kraft haben, einen Degen zu handhaben.“

— „Seien Sie unbesorgt,“ antwortete Maubray, die Hand des Arztes drückend, „es liegt etwas in mir, das mich stark macht.“

Sie gingen noch einige Schritte. Rizio folgte mit zwei Degen, die er Maubray reichte.

„Sie haben zu wählen,“ sagte Voinvilliers, indem er sein Wamms und seinen Spigenkragen ablegte. Maubray sah nach dem Fort hinauf nach den Fenstern des Saales, in welchem er Marien verlassen hatte; dann trat er, ehe er sich auslegte, zu dem Arzte und sagte in traurigem Tone zu ihm: „wenn ich falle, so sagen Sie der Frau von Enambuc, daß mein letzter Gedanke ihr gatt.“

Eine Viertelstunde später hörte die Frau von Enambuc Tumult und eilige Schritte unter ihren Fenstern. „Wieder ein Unglück!“ flüsterte sie in banger Ahnung.

„Was machen alle diese Leute draußen?“ fragte der Geistliche, indem er hinaus sah.

— „Ach, sehen Sie es nicht, mein Vater?“ sprach die Frau von Enambuc, indem sie zurücksank und das Gesicht mit den Händen bedeckte . . . „ein Verwundeter — vielleicht ein Todter! Man bringt ihn hierher . . .“

In diesem Augenblicke trat Rizio ganz bestürzt herbei.

„Mein Vater,“ sprach er, „kommen Sie schnell, der Herr Graf ist verwundet . . . Er kann jeden Augenblick den Geist aufgeben . . . kommen Sie, um seine Beichte zu hören . . .“

— „Er wird sterben?“ fragte die Frau von Enambuc entsetzt; „er wird sterben? Und wer hat ihn verwundet?“

„Der Engagé, der Gefangene, der morgen gehangen werden sollte,“ antwortete der Spanier.

Kurz darauf kam der Doctor; er fand die Frau von Enambuc auf ihren Knien im Gebet.

„Loinvilliers ist todt?“ fragte sie.

— „Noch nicht, Madame,“ antwortete der Arzt; „er hat einen Stich in die Brust, aber bisweilen erholt man sich von solchen Wunden.“

6.

Der Doctor hatte sich wirklich in seiner Prophezeiung nicht geirrt; der Graf genas von dieser Wunde, die im Anfange tödtlich zu sein schien. Bald nach seinem Duell mit Maubray hatte man ihn auf sein ausdrückliches Verlangen und auf die Gefahr hin, daß er unterwegs sterbe, in seine Wohnung gebracht. Am nächsten Tage schickte er der Frau von Enambuc sein Entlassungsgesuch, das sie annahm. Das machte großes Aufsehen in der Colonie. Leute, die seine Feinde waren, welche ihn des unbeugbaren Stolzes seines Characters wegen haßten, näherten sich ihm jetzt; die Ansiedler wußten es ihm Dank, daß er ihre Rechte vertheidiget hatte, und tadelten, ohne die Sache genau zu untersuchen, laut die Frau von Enambuc, daß sie einen Engagé, der seinen Herrn getödtet, von dem Galgen gerettet habe. Eine dumpfe Gährung herrschte auf der Insel und es war alles zu fürchten. Marie blieb indes ruhig. Was lag ihr jetzt an der Rache des Grafen von Loinvilliers, was kümmerten sie die Complotte, die vielleicht angezettelt wurden, und die drohenden Gefahren, die sie umringten? Maubray war ja da und sie fürchtete nichts mehr. Wenn sie ihn so stolz, so muthig, so ruhig, so ergeben sah, fand sie die Sicherheit wieder, die sie sonst gefühlt hatte, als sie mächtig und geachtet im Schutze der unbeschränkten Gewalt des Generals lebte.

Das Schicksal Mariens sollte in allem dem einer Fürstin gleichen; obgleich frei und Herrin ihrer Hand, konnte sie dieselbe doch nicht öffentlich dem Manne ihrer Wahl reichen. Einst in der Nacht führte sie der Marquis von Maubray in die Kapelle wo der Priester sie erwartete. Ihre Verbindung hatte keinen andern Zeugen als den Doctor Janson und einen Herrn im Dienste der Frau von Enambuc. Die Maßregeln waren so zweckmäßig getroffen, daß Niemand etwas ahnte, nicht einmal die Slavinnen, welche die kleine Königin bedienten; nur Palida wachte und wartete in dem Schlafgemache ihrer Gebieterin. In derselben Nacht geschahen nicht minder geheimnißvoll andere Dinge und während der Priester die Trauungsmesse las, fand eine geheime Zusammenkunft bei dem Grafen von Loinvilliers statt, der noch immer an seiner Wunde litt und noch nicht in dem Fort Saint Pierre erschienen war.

Unter den Mauern befand sich eine kleine Terrasse, die mit den innern Gemächern in Verbindung stand; hier blieb Marie auf dem Rückwege aus der Kapelle einige Augenblicke stehen. Mit der einen Hand stützte sie sich auf den Arm Maubrays, mit der andern hielt sie den Spigenschleier, der um sie wallte. Nie war

sie so reizend gewesen, selbst nicht in der frischen Blüte ihrer ersten Schönheit. Ihre Blässe gab ihr einen neuen Reiz. Sie erhob auf Maubray ihre Augen voll Freude; beide beschäftigte ein und derselbe Gedanke; sie gedachten einer andern schon fernern Zeit, der Zeit ihrer ersten Liebe.

„Heinrich,“ sagte sie, „ist Dir es nicht auch, als habe die Vergangenheit gar nicht existirt, als sei ich erst gestern aus dem Kloster gekommen und als wären wir in der Kirche des heil. Ludwig vermählt worden?“

— „Ja, liebe Seele,“ antwortete er voll Zärtlichkeit, „es ist wahr. Ich hatte alles vergessen, .. ich bin glücklich.“

„Glücklich!“ .. ungetrennt auf ewig!“ flüsterte sie, indem sie ihre Stirn auf die Achsel Maubrays lehnte.

Die Nacht war dunkel und der Wind, der aus Osten wehete, brachte aus dem Innern der Insel den Duft der blühenden Nelkenbäume herbei. Plötzlich rauschte ein Cassiabaum, der einzige Baum, dessen Grün die Mauern des Forts beschattete, und seine langen Schoten schlugen klappernd an einander. Marie erbebte.

„Wie schwarz da unten der Himmel, wie schwül die Luft ist!“ flüsterte sie. „Diese Nacht gleicht jener, die einen so schrecklichen Morgen hatte!..“

— „Diese Nacht ist schön, die schönste meines Lebens!“ antwortete Maubray, indem er die gefalteten Hände Mariens an seine Brust drückte; „vergiß jene Schrecken und traurigen Erinnerungen .. Wir wollen endlich glücklich sein.“

Der andere Tag war ein Sonntag und früh am Morgen war der Geistliche in die Pfarrkirche des Dorfes gegangen, um die Beichte der Leute zu hören; aber gegen seine Gewohnheit kam er vor der großen Messe in das Fort zurück. Marie war eben in den Saal getreten und hatte da den Arzt getroffen.

„Eine schlimme Nachricht, mein Vater?“ rief sie, als sie den Mönch eintreten sah, dessen Gesicht eine gewisse Unruhe verrieth.

Er blieb auf der Schwelle stehen, um sich zu überzeugen, ob ihn Jemand hören könne, dann winkte er Palida Wache zu stehen und sagte, indem er Marien näher trat: —

„Gnädige Frau, noch heute soll eine Verschwörung ausbrechen, in zwei Stunden, nach der Messe .. Die Vorsehung erlaubte, daß ich Nachricht davon erhielt. Man will den Marquis ermorden.“

— „Und wer ist mit diesem Morde beauftragt?“ unterbrach ihn Marie erbleichend.

„Ein Verwandter Baillardets wird ihn bei dem Herausgehen aus der Kirche betheiligen, wo man ihn in Ihrem Gefolge zu sehen erwartet. Man wird ihm nicht Zeit lassen, den Degen zu ergreifen, will sich auf ihn stürzen und er soll von zwanzig Stichen zu gleicher Zeit durchbohrt werden.“

(Beschluß folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 33.

für die elegante Welt.

1840.

Marie von Guambuc.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Beschluß.)

„Der Graf hat diesen Hinterhalt gelegt,“ rief Marie; „er ist es, nicht wahr, mein Vater? Ach, ich hielt ihn einer solchen Schändlichkeit nicht für fähig.“

— „Ja, er hat es gethan, aber er nicht allein.. Die Anstifter glauben, auf diese Weise sich selbst Recht zu schaffen. Sie haben mit dem größten Unwillen gesehen, was geschehen ist.. Sie stehen an einem Abgrunde, Madame; alles, was ich vorherseh, wird nun eintreffen.“

„Aber Maubray ist ein Mann von Kopf und Muth. Er wird uns verteidigen, wird uns retten.“

— „Eben deshalb will man ihn zuerst aus dem Wege schaffen. Uebrigens dürfen Sie es sich nicht verheimlichen, Madame, daß der Marquis nur durch seinen persönlichen Muth und seine Aufopferung etwas vermag. Die Umstände, die seine Ankunft begleiteten, werden ihm stets hinderlich sein, einen mächtigen Einfluß zu erlangen.. Der Graf von Coivilliers weiß dies recht wohl.. er triumphirt.“

„Was soll ich dann thun?“ fragte Marie entsetzt. „Mein Vater, ich selbst kann Maubray nicht auf die Gefahr aufmerksam machen, in welcher wir schweben; er würde ihr trogen wollen.“

— „Wir werden ihn leicht verhindern, diesen Morgen die Kirche zu besuchen,“ fiel der Arzt ein; „aber das reicht nicht hin; man sucht dann eine andere Gelegenheit auf.“

„Ich werde Maubray mit meiner Garde umgeben und übrigens giebt es ja Gerechtigkeit hier; ich kann noch diejenigen, welche Aufruhr und Mord anstiften, verhaften und bestrafen lassen.“

— „Nein, Madame, das werden Sie nicht können,“ entgegnete der Mönch; „an einen Gewaltstreich dürfen Sie nicht mehr denken; Sie würden dadurch vielleicht alles verlieren, selbst das Leben, ohne den Herrn von Maubray zu retten. Man hat mir das ganze Complot enthüllt.. Leute aus Ihrem eigenen Hause sind dabei betheiliget. Sie können sich nicht mehr auf die Capitaine der Gemeinden verlassen: die von Precheur, von Carbet und von Lamantin waren diese Nacht bei dem Herrn von Coivilliers und sie verbürgten sich für die übrigen. Die ganze Verschwörung ist so klug und so im Stillen geleitet worden, daß sie

nur durch eine besondere Begünstigung der Vorsehung an den Tag kommen konnte.. Einer der Spanier hat sie mir im Beichtstuhl mitgetheilt. Um Sie von der Größe und Nähe der Gefahr zu überzeugen, brauche ich nur noch ein Wort hinzuzusetzen: der Graf ist die Seele des Complottes; er leitet alles. Sie kennen ihn und wissen, ob er der Mann ist, der lange zögert und die Rache sich entgehen läßt.“

Während der Mönch sprach, ging Marie unruhig auf und ab, mit gefalteten Händen und stierem Blicke; nur bisweilen blieb sie an dem Fenster stehen und sah auf das Meer hinaus.

„Maubray muß gerettet werden,“ sagte sie, „und es giebt dazu nur ein einziges Mittel. Der „Saint Malo“ geht morgen mit Tagesanbruch unter Segel.“

— „Sie wollen abreisen, Madame? nach Frankreich zurückkehren?“ unterbrach sie der Mönch.

— „Nein, nein, ich nicht, mein Vater,“ entgegnete sie, „sondern Maubray. Ich werde ihm meinen Sohn anvertrauen und Ihr selbst sollt ihn begleiten und mit einem Auftrage zu dem Könige gehen. Ich bleibe hier, allein hier, ohne den Grafen oder irgend einen meiner Feinde zu fürchten. Ich hoffe, die Güte des Königs wird diese schreckliche Lage abkürzen.“

— „Ich verstehe Sie nicht, Madame,“ sagte der Mönch höflich verwundert.

„Die Depeschen, die ich Euch übergeben will, werden Alles erklären,“ antwortete sie ruhig. „Setzt, mein Vater, begehrt Euch wieder in die Kirche; in einer Stunde werde auch ich mich dort einfinden.“

Als der Geistliche sich entfernt hatte, trat Marie zu dem Arzte.

„Doctor,“ sagte sie, „ich will von Maubray nicht Abschied nehmen.“

Während sie diese Worte sprach, verließ sie die Festigkeit mit einemmale und sie brach in Thränen aus.

„Nein,“ fuhr sie fort, „ich will ihn nicht wiedersehen, ich müßte sterben dabei. Uebrigens würde ich ihn nicht täuschen können; er würde die Wahrheit errathen und bleiben wollen.. Nein, nein, er muß fort, fort! Es handelt sich um sein Leben. Wie verblendet ich doch war, daß ich glauben konnte, Coivilliers werde sich nicht rächen.. Ach er brächte gewiß den Heinrich um.. Bin ich allein, so fürchte ich ihn nicht mehr. Habe ich nicht gegen seinen Einfluß, gegen seinen Ehrgeiz, gegen seine Liebe gekämpft? Endlich kommt doch der Tag meiner Erlösung.. Jetzt

muß vor allem an Maubray gedacht werden.. Gehen Sie zu ihm, Doctor, sagen Sie ihm, er möge sich sofort an Bord des Saint Malo begeben und da einen Brief von mir erwarten. Sagen Sie ihm, ich habe einen Vorsatz geheim gehalten, der mich seit seiner Ankunft beschäftigt und den ich ihm mittheilen würde. Sagen Sie ihm, ich verlange von seiner Liebe das größte Opfer; sagen Sie ihm, mein Leben, unser Glück stehe auf dem Spiele. Er wird mir glauben und abreisen.. Ich werde dem Capitain meine Befehle senden.. Doctor, verlassen Sie Maubray nicht, sorgen Sie dafür, daß er nicht wieder an das Land kommt.. Gehen Sie, alter Freund, ich verlasse mich ganz auf Sie."

In diesem Augenblicke ließ sich eine Stimme in dem ersten Saale hören; die Leute der Frau von Enambuc versammelten sich, um der Herrin in die Kirche zu folgen.

"Er ist es!" flüsterte Marie, indem sie sich schnell in ihr Zimmer begab; „ach, mein Gott, gib mir Kraft und Muth!"

— „Ich werde Ihnen gehorchen, Madame," sprach rasch der Arzt; „bleiben Sie ruhig; ich habe alles verstanden."

Kurz nachher stieg die Frau von Enambuc in den Tragsessel, um sich in die Kirche zu begeben. Sie hielt ihren Sohn auf den Knien. Ihre sämtlichen Leute folgten ihr und die Gardecompagnie schritt vor dem Tragsessel her. Dieser Pomp wurde nur an großen Festtagen entfaltet und man bemerkte mit einem gewissen Erstaunen die Feierlichkeit, mit welcher die kleine Königin sich umgeben hatte. Die Kirche war bereits gefüllt; ihr kleiner Raum faßte kaum die Bevorzugten, die Leute von reiner weißer Abkunft; die Schwarzen, die Sclaven befanden sich draußen und folgten dem Gottesdienste nur von weitem wie sonst in Europa die Excommunicirten. Marie sah, als sie eintrat, den Grafen von Loinvilliers inmitten einer zahlreichen Gruppe. Er war noch krank und ganz schwach; aber sein schwarzes funkelndes Auge hatte noch immer denselben Ausdruck von fester Entschlossenheit. In dem Augenblicke als Marie erschien, wendeten sich aller Blicke nach ihr und die tiefste Stille herrschte in dem Gotteshause. Loinvilliers hatte Maubray mit schnellem Blicke gesucht.

„Bei Gott," murmelte er, indem er den Arm Riglos drückte, „ich sehe ihn nicht; er ist nicht gekommen."

Marie ging langsamen Schrittes durch das Schiff der Kirche und kniete mit ihrem Sohne vor dem Betstuhle nieder, der für sie eingerichtet war. Der Geistliche hatte bereits Instructionen von ihr erhalten; ehe er die Messe begann, blieb er am Fuße des Altars stehen, wendete sich an die Versammlung und sprach mit lauter Stimme:

„Meine Brüder, betet mit mir zu Gott, daß er seinen Segen ausschütte über dieses Kind und die Mutter desselben. Heute noch trennt sich Madame von ihrem Sohne, um ihn nach Frankreich zu senden, wo er nach dem ausdrücklichen Willen seines verstorbenen Vaters, des ehemaligen Herrn dieser Insel, erzogen werden soll. Laßt uns, meine Brüder, beten, daß Gott die Wittwe und den Erben des Generals Enambuc schütze und behüte."

Die Anwesenden wurden von diesen Worten ergriffen und

alle Augen wendeten sich mit Erstaunen nach Marien. Sie war aufgestanden.

„Ja," sagte sie, „mein Sohn nimmt heute Abschied von Euch und er wird hierher erst nach vielen Jahren zurückkehren, wenn er ein Mann geworden ist. Dann wird er das Blut nicht verläugnen, aus dem er stammt, und sich des Beispiels erinnern, das sein Vater ihm hinterlassen hat; jetzt vertraue ich ihn sichern Händen an; der ehrwürdige Priester von Tertre und der Marquis von Maubray werden ihn nach Frankreich begleiten."

Diese so unerwartete Erklärung brachte eine Bewegung in der Gruppe Loinvilliers hervor; alle diese finstern und aufmerksamen Gesichter wendeten sich nach dem Grafen. Dieser lächelte ruhig und kniete ruhig nieder, um die Messe zu hören, die nun begann. Marie betete und weinte knieend vor dem Altar; ihre kalten und zitternden Hände drückten die Hände ihres Sohnes und sie sprach leise mit ihm, um ihr Herz zu erleichtern.

„Mein liebes Kind," sagte sie, „ich bleibe hier, allein und trostlos.. Morgen wirst Du mich vergebens suchen und rufen; aber der Mann, dem ich Dich anvertraue, wird Dich auch lieben.. Bedroht Dich eine Gefahr, so wird er Dich schützen und retten; bald wirst Du mit ihm in dem schönen Lande sein, das ich so sehr geliebt, nach dem ich mich so sehr gesehnt habe. Dann bete zu Gott, Du armes unschuldiges Kind, daß Deine Mutter Dir bald dahin nachfolgen kann!"

Nach Beendigung der Messe und als Marie, ihren Sohn an der Hand, aus der Kirche hinausging, drängte man sich um sie und die Frauen weinten, wenn sie den schönen Knaben ansahen, der sie lächelnd wie ein kleiner Prinz grüßte. Die Nachricht von der Abreise Maubrays hatte mit einem Male die Gemüther beruhigt und die kleine Königin erhielt auf ihrem Wege Beweise von Theilnahme, die man ihr einige Stunden vorher nicht bewilliget haben würde.

Die unglückliche Frau vollbrachte muthig ihr Opfer. Als sie in das Fort zurückgekehrt war, schrieb sie an Maubray; aber der Brief enthielt nur die Worte: „wir müssen uns trennen, Heinrich. Du wirst Dich in dieses schreckliche Unglück ergeben, denn meine Sicherheit, vielleicht mein Leben stehen auf dem Spiele; der Priester von Tertre wird Dir alles erklären.. Im Namen des Himmels, bei unserer Liebe beschwöre ich Dich, reise ab; Deine Frau bittet Dich auf ihren Knien darum. Ich vertraue Dir mein Theuerstes auf dieser Welt an, meinen Sohn.. Eine heilige Pflicht hält mich selbst zurück; ich kann, um Euch zu folgen, die wichtigen Interessen nicht aufgeben, deren Wahrung mir anvertraut ist. Ich bin dem Könige und dem Erben des Generals Enambuc Rechenschaft über mein Benehmen hier schuldig; aber ich hoffe und erwarte mit Ungeduld den Augenblick, der mich von dieser schrecklichen Verantwortlichkeit befreien soll. Der Priester überbringt mein Besuch dem Könige. Heinrich, ich komme Dir nach; ich verspreche es vor Gott, Dir nachzufolgen."

Der „Saint Malo" ankerte in geringer Entfernung von der Küste unter den Fenstern des Forts; Böte fuhrn fortwährend hin und her. Maubray war seit zwei Stunden an Bord,

als er den Brief von seiner Frau erhielt. Der Doctor Janson hatte ihm sein Unglück schon angedeutet und er war fast außer sich, als der Priester erschien. Der Mönch kannte die menschlichen Leiden, verstand die Kunst, sie zu lindern, und wußte Maubray den Muth einzulösen, sich dieser Trennung zu unterwerfen. Marie saß den ganzen übrigen Tag und die ganze folgende Nacht an dem Fenster und blickte unverwandt nach dem Schiffe, das alles mit sich fortnehmen sollte, das ihr auf dieser Welt theuer war. Kurz vor der Morgenröthe erschien der Geistliche mit einem zahlreichen Gefolge, um den jungen Enambuc abzuholen. Das Kind lag schlafend auf den Knien der unglücklichen Mutter; sie küßte es schweigend, übergab es dem Mönche und sagte mit der düstern Ruhe, welche der stärkste Ausdruck der heftigen Schmerzen ist:

„Betet zu Gott für mich, mein Vater, und sagt Maubray, daß wir einander wiedersehen würden.“

Mehrere Stunden nachher kniete Marie noch immer an dem Fenster, unbeweglich, die Augen nach dem Meere gewendet. Ihr Blick folgte einem Schiffe, das mit jedem Augenblicke undeutlicher wurde und endlich in der unklaren Linie verschwand, in welcher die blaue Fluth mit der ruhigen Bläue des Himmels verschwamm. Als sie nichts mehr sah als den unermeßlichen leeren Raum, breitete sie die Arme aus und sprach in trauriger Ahsung:

„Werde ich sie wiedersehen, mein Gott?“ Dann richtete sie sich schnell auf und flüsterte, indem sie sich erschrocken umsah: „nun bin ich allein.“

Der Doctor und Paliba waren bei ihr und sie führten sie fort. Als sie durch den Audienzsaal ging, trat Loinvilliers herein und Marie konnte bei dem Anblicke des Mannes, dessen Einfluß ihr Leben mit Schmerz und Angst erfüllt hatte, eine Bewegung des Erschreckens nicht unterdrücken; ihre Knie wankten und sie sprach mit kaum vernehmlicher Stimme: „entschuldigen Sie, Herr, ich kann heute nicht die Ehre haben, Sie zu empfangen.“

— „Ich kam bloß, Madame, um Sie meiner Ergebenheit zu versichern,“ antwortete er ernst; „ich werde unter allen Umständen bereit sein, Ihnen Beweise davon zu geben.“

Sie beantwortete diese Bethenerungen nur mit einem Kopfschütteln und ging langsam fort. Der Graf sah ihr nach und murmelte erfreut:

„Ach, sie liebt ihn also doch nicht, da er abgereiset ist? Sie weint um ihr Kind.. Ach, Marie, Marie! Der Mann wäre todt, wenn er hier geblieben. Aber nein, Du liebst ihn nicht, — ich irrte mich.“

Von diesem Tage an kam der Graf wieder häufig in das Fort Saint Pierre, doch hatte er die Nacht nicht wieder übernommen, die er so lange Zeit ausgeübt und die kleine Königin gab ihm sein Amt nicht zurück, das unbefest blieb. Die Abreise Maubrays hatte ein gewisses Aufsehen in der Colonie gemacht und den Unwillen befähigt, dessen Opfer er beinahe geworden wäre; aber noch war nicht alles vorüber und der Graf von Loinvilliers, der alle diese Complots zum Verderben Maubrays ange-

stiftet hatte, ohne daß er es selbst wußte, noch weiter gegangen. Maubray war für die Leute, die lange gegen die kleine Königin Haß und Groll hegten und einen ganz andern Zweck hatten, als den Tod Baillarbets zu rächen, nur der Vorwand gewesen. Alle diese Unzufriedenen wollten sich der oberherrlichen Gewalt entziehen, von der sie unmittelbar abhingen, und die Colonie zu einem kleinen Staate machen, der von Magistratspersonen regiert würde, die, wie die Kirchspielcapitaine unter den angesehenen Bewohnern gewählt werden sollten. Alle diese Intriguen blieben lange geheim; der Graf von Loinvilliers hatte sich nicht in dieselben gemischt; man hatte aufgehört ihn zu fürchten, aber man mißtraute ihm noch immer. Marie wußte von allem dem, was vorging, gar nichts; sie befand sich in jener Sicherheit, welche die Gewöhnung an eine schwierige Stellung giebt. Sie hielt sich mit bewundernswürdigem Muth in allen den bitteren Leiden aufrecht, die an ihr nagten. Alle gehorchten ihr noch, Niemand hatte den ihr geleisteten Treuschwur gebrochen; aber sie wurde nicht mehr mit gleichem Jubel begrüßt und nur die armen Schwarzen riefen noch: „es lebe die kleine Königin!“

So vergingen einige Monate. Der Graf von Loinvilliers sah mit Besorgniß und finstrem Ungeboth die Vertheidigung, die ihm Marie entgegenstellte. Es lag in ihrer Weigerung ein ruhiges Verharren, an welchem die Festigkeit des Grafen sich brach. Trotzdem gab er jedoch die Hoffnung nicht auf; er rechnete auf die Zeit, auf die Dauer seiner Bewerbung und besonders auf die Einsamkeit, in welcher Marie lebte; er konnte es nicht begreifen, welche Hoffnung sie noch aufrecht hielt. Eines Morgens, im Anfange des Winters oder der Regenzeit, ungefähr zehn Monate nach der Abreise Maubrays, ging die kleine Königin an der Küste spazieren, auf den Arm des Doctor Janson gestützt. Paliba trug den großen bunten Sonnenschirm und den Fächer der Gebieterin; einige Negerinnen folgten in der Entfernung. Der alte Arzt sah bekümmert aus.

„Wenn nur die ganze Canaille die Abgabe zahlt, ohne die Einnehmer umzubringen!“ murmelte er. „Funzig Pfund auf den Kopf von diesem Gewächse, das man hier petun, in Paris Tabak nennt! In kleinem Lande ist die Abgabe minder bräukend.“

— „Ich bin nicht ruhig,“ sagte Marie, „seit dem Morgen hört man in den Bergen die Hörner, die Leute geben einander von Pflanzung zu Pflanzung Nachricht, als wenn man die Rothhäute kommen sähe.“

„Wäre es nicht gut, den Capitain der Gemeinde herzubersuchen?.. Ich glaube, man kann bei einem Aufstande auf ihn und seine Leute rechnen.“

— „Wer weiß?“ sagte Marie kopfschüttelnd; „sollten Uarushen eintreten, so reißten die Auführer die friedlichen Leute mit sich fort. Gott verhüte es, daß ich die Bewohner gegen einander bewaffnet sehen muß!“

In diesem Augenblicke hörte man in der Ferne Trommelwirbel und bald bemerkte man an der Küste nach Carbot hin eine

Menge Menschen, die näher kamen. Die meisten hatten Flinten und Lanzen, deren Spitze in der Sonne bligte.

„Sie haben ihre Waffen gepugt!“ sagte der Doctor. „Alle diese Lanzen hingen seit dem Kriege mit den Rothhäuten verrostet an den Wänden... Madame, sie wollen vielleicht gar Sie selbst angreifen; kommen Sie in das Fort zurück und lassen Sie die Thore schließen.“

— „Warum?“ antwortete Marie ruhig. „Wer könnte uns vertheidigen, wenn sie in der Absicht kommen, uns anzugreifen. Die Gardecompagnie, sechszig Mann gegen diese Menge der Belagernden? Wir wollen in das Fort zurückgehen, aber das Thor soll offen bleiben und ich werde sie in dem großen Hofe erwarten.“

Die Schaar kam unterdeß im Sturmschritte heran; vor dem Fort machte sie Halt. Man sah nun, daß sie aus einer Menge Ansiedler aus den Bezirken Precheur und Carbet bestand; die meisten hatten auch ihre Engagés bewaffnet. Der genaue und wahrheitsliebende Verfasser der *Histoire des Antilles* hat uns die Namen der Häupter dieses Aufruhrs aufbewahrt; es waren ein Neffe des Capitains Baillardet und zwei reiche Ansiedler, Vigeon und Sigaliz. Sie erschienen mit ungefähr zweihundert wohlbewaffneten und entschlossenen Leuten. De la Fontaine Heron, der Commandant von Saint Pierre, hatte schnell alle seine Leute zusammengerufen und die Garde der kleinen Königin war im Hofe aufgestellt. Marie befahl dem Commandanten, seinen Leuten die Waffen ablegen zu lassen, dann ging sie allein den Empörern bis an das Thor des großen Hofes entgegen. Hier blieb sie stehen und sagte ruhig:

„Was wollt Ihr? Und warum erscheint Ihr so vor mir?“

Es entstand ein unverständlicher Lärm und allgemeine Verwirrung; alle antworteten auf einmal; endlich trat jedoch Sigaliz vor und sprach:

„Madame, die angesehenen Einwohner sind in diesem Augenblicke in den Magazinen von Mouillage versammelt, um sich über das Interesse der Colonie zu berathen; wir kommen in ihrem Namen, um Sie aufzufordern, sich in diese Versammlung zu begeben.“

„Es darf sich keine Versammlung bilden, die nicht von mir zusammenberufen ist,“ antwortete Marie fest; „ich erkenne keine der Handlungen an, die von dieser neuen Gewalt ausgehen. Entfernt Euch und sagt denen, welche Euch senden, ich sei bereit, sie anzuhören, wenn sie ihre Forderungen und Bitten mir hier vortragen wollen.“

— „Innerhalb der Mauern des Forts und unter den Ge- wehren der Besatzung würden sie nicht frei sprechen können,“ entgegnete Sigaliz; „Sie müssen uns folgen, Madame.“

Bei diesen Worten machte er eine Bewegung, als wolle er Hand an die kleine Königin legen. Dies war das Zeichen zum Angriffe. Die Rebellen suchten in den Hof einzudringen, während die Gardes, dicht geschaart um Marien und die Lanzen vorhaltend, ihre Rückkehr in ihre Zimmer schützten; aber Vigeon bemächtigte sich mit seinen Leuten bald des Thores. Mitten in

diesem Tumulte hörte man eine Stimme, die rief: „rettet, rettet Madame!“ Es war Palida. Die Sclavin hatte sich vor ihre Gebieterin gestellt und schützte sie mit ihrem eigenen Körper. Nach einigen Minuten brach sich Sigaliz Bahn bis zu der kleinen Königin; er faßte sie mit kräftigem Arme und trug die Unglückliche, die von Blut bedeckt war und deren Haar aufgelöst um ihr Haupt hing, hinweg.

„Sie ist gefangen! Sie ist gefangen!“ rief man auf allen Seiten und die ganze Schaar verließ den Platz, um Sigaliz zu folgen, der die kleine Königin nach den Magazinen trug.

7.

Zwei Tage später, gegen Mitternacht, wachte Marie noch in dem Zimmer, das ihr als Gefängniß diente. Sie saß vor einem kleinen Tische, auf welchem aufgeschlagen ihr Gebetbuch lag; vor ihr stand Palida, mit dem Rücken an die Wand gelehnt und schien zu horchen, ob sich draußen nicht ein Geräusch hören lasse; aber alles war still, nur der Wind rauschte in den vergitterten Laden des Fensters. Eine irdene Lampe erhellte kaum das ärmliche Stübchen unter dem Dache eines der Magazine, das man eilig zum Aufenthalte für Marien eingerichtet hatte. Inmitten des Dunkels trat wie eine leuchtende Erscheinung die weiße und unbewegliche Gestalt der kleinen Königin hervor; sie las mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen; bisweilen warf sie einen Blick auf ein vor ihr liegendes Papier neben einem Schreibzeuge.

„Herrin,“ sagte endlich Palida, indem sie den Kopf emporrichtete, „es ist mir, als höre ich etwas da unten, als kämen Leute.“

— „Es ist die Wache, die vor der Thüre auf und abgeht. Geh, alles schläft schon hier,“ antwortete Marie.

„Nein, nein, man hat gesprochen,“ fuhr die Sclavin fort, indem sie auf die hölzerne Bank vor dem Fenster stieg und zu erkennen suchte, was draußen vorging; aber sie bemerkte nur ein Licht, das in geringer Entfernung in dem Kloster der Jacobiner- mönche glänzte. Alles war stumm und öde in der Umgegend, denn damals gab es den Stadttheil Mouillage noch nicht und die Stadt Saint Pierre war nur erst ein Flecken bei dem Fort. Mit einemmale vernahm man ein leichtes Geräusch hinter der Thüre des Gefängnisses selbst und der Schlüssel wurde leise in dem Schlosse umgedreht.

„Herrin!“ rief Palida; „man öffnet.“

Das Herz Mariens klopfte heftig.

— „Um diese Zeit!“ flüsterte sie; „Gott sei uns gnädig! Wer kommt?“

Die Thüre wurde halb geöffnet und leise wieder zugemacht; der Schlüssel blieb draußen und Loinvilliers trat ein. Marie war aufgestanden; als sie aber den Grafen erkannte, wich sie bis an das Ende des Gemachs zurück und blieb da stehen, zitternd, mit beiden Händen auf die Schulter Palidas gestützt. Loinvilliers überblickte rasch das Gefängniß und dann ruheten seine Augen mit bitterer Freude auf Marien. Wie oft hatte er in dem grau-

famen Egoismus seiner Liebe gewünscht, sie so allein, gebeugt, verlassen von jeder menschlichen Hilfe zu sehen! Er glaubte nun endlich, wenn auch nicht das Herz, doch den Stolz dieser Frau zu beugen, deren Rettung in diesem Augenblicke von ihm abhing, und er sagte also, indem er sich Marien näherte: —

„Ich komme, um Ihnen beizustehen, Madame.“

— „Sie!“ unterbrach sie ihn mit einer Geberde des Zweifels und fast des Schreckens.

„Wissen Sie, was geschieht?“ fuhr er fort; „die Rebellen sind im Besitz des Forts und der Stadt; sie haben Magistrate und neue Beamte ernannt, sie haben ein Actenstück entworfen, nach welchem Sie Ihren und Ihres Sohnes Rechten entsagen.“

— „Hier liegt das Papier,“ antwortete sie, indem sie auf das zeigte, welches auf dem Tische lag.

„Sie haben es Ihnen zur Unterzeichnung gebracht und hier gelassen?“

— „Allerdings, aber ich werde, und müßte ich sterben, meine Freiheit so nicht erkaufen.“

„Sie können den Nichtswürdigen noch auf eine andere Weise entgehen,“ sprach Loinvilliers; „ich habe Ihre Garde gewonnen; meine Spanier erwarten uns am Ufer des Priesterflusses. Mit Tagesandruhe können wir in den Bergen in Sicherheit sein und wissen Sie, was ich dann thun werde, Marie? Ich nehme alle Seeräuber dieser Inseln in Dienste; mein Oheim, der Baron von Poincy wird mir Truppen von St. Christoph senden. Mit dieser vereinigten Macht greife ich die Rebellen an und ich werde sie behandeln wie ich die Rothhäute behandelte. Sie sollen gerächt werden, Marie; wollen Sie es? dann aber müssen Sie mir vertrauen und mir folgen.“

— „Nein,“ antwortete sie, „nein; denn wer weiß, welchen Preis Sie für Ihre Aufopferung verlangen?“

„Den höchsten, ich gestehe es,“ entgegnete Loinvilliers; „ich fordere ein Versprechen, einen Schwur, den Sie erfüllen sollen, wenn Sie siegreich und gerächt zurückkommen.“

— „Ich darf also nur noch auf Gott hoffen,“ sprach sie, indem sie den Kopf sinken ließ; „ich folge Ihnen nicht, Herr Graf.“

„Marie, im Namen des Himmels, haben Sie Mitleid mit sich selbst,“ fiel Loinvilliers ein, „kommen Sie, die Zeit drängt; hassen Sie mich denn mehr als den Tod? Die Nichtswürdigen werden Sie umbringen; wer kann Sie retten, wenn ich es nicht thue? Welche Hilfe können Sie auf dieser Insel erwarten, die durch die unermeßlichen Tiefen des Meeres von der übrigen Welt geschieden ist?“

Marie hatte sich gesetzt; sie wendete das Gesicht ab und winkte Loinvilliers sich zu entfernen. Da sank er auf seine Knie nieder und sprach noch lange mit Liebe, Unwillen, Drohung und Bitten; aber sie blieb unerschütterlich. Der Graf verließ sie endlich gereizt, zur Verzweiflung gebracht durch ihren Widerstand und entschlossen, sie doch zu retten.

Die Lage der kleinen Königin war schrecklich; die Urheber des Aufstandes hatten sich so sehr compromittirt, daß sie zum

Äußersten schreiten mußten, wenn Marie das Actenstück nicht unterzeichnete, das ihnen auf gefehmäßige Weise die Macht übertragen sollte. Aber Loinvilliers beobachtete sie und erregte ihnen Verlegenheiten, die ihnen keine Zeit ließen, zu ihrem Zwecke zu kommen; er bearbeitete im Stillen die Capitaine der Gemeinden, welche bereits mit Besorgniß die Verlegenheit der neuen Regierung sahen; um die geringen Leute zur Pflicht zu führen, bediente er sich des allmächtigen Einflusses der Geistlichkeit, und endlich verlangte er laut die Freilassung Mariens. Die kleine Königin wurde noch immer streng bewacht. Sie erhielt keine Kunde von dem, was draußen vor sich ging und selbst Loinvilliers konnte nicht zum zweitenmale zu ihr gelangen. Eines Tages endlich öffnete sich die Thüre ihres Gefängnisses und sie sah den Doctor Janson eintreten; der arme Mann war bleich.

„Ach, alter Freund,“ rief sie ihm mit Thränen in den Augen entgegen, „Sie sind es. Was haben Sie Ihnen gethan, großer Gott!“

— „Sie haben mich da unten in ein dunkles Loch eingesperrt,“ antwortete er mit einer Jammermiene, „und Sie, Madame? O, die Schändlichen, Sie so zu behandeln! Aber jetzt fürchten sie sich. Sigaliz und die Andern haben sich in dem Fort eingeschlossen; in Pecheur wird eine Versammlung gehalten und der Graf von Loinvilliers hat sich dahin begeben. Die Dinge können sich jeden Augenblick anders gestalten.“

„Jeden Augenblick kann ein Schiff aus Frankreich ankommen,“ rief Marie mit einem unbeschreiblichen Tone des Vertrauens und der Hoffnung. „Doctor, es sind heute elf Monate, seit Maubray abreisete.“

Während sie so sprach, war sie bleich, aber seltsam aufgeregt; ihre glänzenden Pupillen schienen sich zu erweitern. Der Arzt ergriff ihren Arm und zählte die Pulschläge mit besorgter Aufmerksamkeit. Sie lächelte, streckte die Hand nach dem Meere hin aus und sagte: „dort erwartet mich Maubray; ich folge ihm. Sie begleiten mich, Doctor.“ In diesem Augenblicke entstand großer Lärm nach dem Fort hin; man hörte die Trommeln wirbeln und verworrenes Geräusch. „Heilige Mutter Gottes! Man schlägt sich!“ rief Marie. Es folgte ein Augenblick voll schrecklicher Angst und grausamer Erwartung; der Lärm kam näher.

„Man wird Sie befreien!“ rief der Arzt.

In demselben Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und Loinvilliers erschien an der Spitze von etwa zwanzig Mann.

„Sie sind frei, Madame,“ sagte er; „Ballardet, Bigeon und Sigaliz sind verhaftet; die Einwohner empfehlen sich Ihrer Barmherzigkeit. Die Wache hat ein Schiff signalisirt, ein Staatsschiff, und die Rebellen sind erschrocken.“

— „Ein Schiff, das aus Frankreich kommt!“ rief Marie, indem sie die Hände gen Himmel erhob; „mein Gott, ich danke Dir!“

Die kleine Königin wurde im Triumphe in das Fort Saint Pierre zurückgebracht. Die, welche sie einen Monat vorher mit wüthendem Geschrei verfolgt hatten, fühlten Mitleid, als sie die Unglückliche jetzt blaß, schwach, leidend, aber mit freudestrahelndem

Angesichte daherkommen sahen. Der Doctor und Paliba führten sie, denn sie hatte nicht in den Tragsessel steigen wollen. Als sie an die Küste kam, wendete sie ihre Augen nach dem Schiffe, dessen Takelwerk man erst mit Mühe in der Ferne erblickte. „Ach!“ stürzte sie in Hoffnung und Vertrauen, „da kommt meine Erlösung!“

Loinvilliers ging stolz und hoffnungreich neben der kleinen Königin; sie hatte in ihrer übergroßen Freude selbst einige wohlwollende Worte an ihn gerichtet. Er begab sich mit ihr in das Fort und Jedermann glaubte, er sei von neuem zum Stellvertreter ernannt worden. Ehe er Marien in deren Gemächer folgte, rief er Rizio und sagte leise zu ihm: „hatte mein Boot bereit. Sobald das Schiff vor Anker gegangen ist, begeben sich mich an Bord. Ich muß hier sein; jetzt ist sie mein.“

Noch denselben Abend ging das Kriegsschiff „Amphitrite“ auf der Rhede von Saint Pierre vor Anker. Der Vater von Terre und Herr von Bauberoque von Enambuc, der Bruder des verstorbenen Generals, befanden sich am Bord.

Am andern Tage gegen Mittag kam auf Aufforderung der kleinen Königin im Fort eine feierliche Versammlung zusammen. Die vornehmsten Einwohner, die Geistlichkeit, alle Offiziere und alle Beamte des Gouverneurs erfüllten den Audienzsaal. Der Graf von Loinvilliers hatte seinen Platz wieder neben dem Sessel eingenommen, auf welchem sich die kleine Königin niederlassen sollte. Zum erstenmale in seinem Leben vielleicht konnte er nicht gänzlich verbergen, was in seiner Seele vorging; ein unwillkürliches Lächeln zuckte um seine bleichen Lippen, eine geheime Freude glänzte auf seiner Marmorstirn und erweiterte seine dunkeln Pupillen. Man wußte noch nicht, welche Mittheilung die kleine Königin der Versammlung machen werde. Loinvilliers selbst ahnte nicht im mindesten, was geschehen sollte. Punkt zwölf Uhr erschien Marie, geleitet von ihrem Schwager, Bauberoque von Enambuc; der Vater von Terre ging neben ihr und trug in der Hand ein Pergament, an welchem das königliche Siegel hing. Von allen Seiten rief man: „es lebe die kleine Königin! es lebe Madame!“ Marie verneigte sich, sichtbar ergriffen; ihr schönes so bleiches, so schmachthendes Gesicht färbte sich mit einer leichten Röthe und sie erhob die Hand nach dem Portrait des Generals, als wolle sie ihm diese Huldigungen berichten. Als der Jubelruf vorüber war, nahm Marie aus den Händen des Vaters das Pergament mit dem königlichen Siegel und sprach mit sehr bewegter, aber lauter und vernehmlicher Stimme: „meine Herren, die Gefinnungen, die Sie mir zu erkennen geben, rühren mein Herz und ich werde sie nie vergessen. Ich habe Sie zusammenberufen, um Abschied von Ihnen zu nehmen. Se. Majestät haben meinen Bitten nachgegeben und die Regierung dieser Colonie andern Händen übertragen. Der Bruder dessen, den Sie alle beweint haben und dessen Andenken hier noch immer geehrt wird, der Herr von Bauberoque von Enambuc wird von nun an meinen Sohn vertreten und im Namen des Königs von Frankreich regieren; hier ist die Ernennungsurkunde. Meine Herren, ich stelle Ihnen den neuen Gouverneur vor.“ Bei diesen Worten sah

sie nach dem Herrn von Bauberoque, der sich erhob und die Versammlung begrüßte. Einen Augenblick herrschte Staunen und Schweigen. Niemand hatte eine solche Erklärung erwartet; alle Blicke wendeten sich auf Loinvilliers, den einen Augenblick vorher jeder als den zukünftigen Gatten der kleinen Königin bezeichnet hatte. Er stand da unbeweglich und scheinbar ruhig; aber seine Hand hatte den Dolch gefaßt, denn sein erster Gedanke war gewesen, Marien sogleich zu ermorden; dann berechnete er aber schnell, daß er noch einige Tage Zeit habe und daß er doch noch in den Besitz dieser Frau kommen könnte, der so lange der einzige Zweck seines Lebens gewesen war. Er unterdrückte seinen Unwillen, verbarg alle die Leidenschaften, welche in seiner Seele stürmten und hörte mit ruhigem Gesichte die lange Rede des Herrn von Bauberoque an. Als alle sich entfernt hatten, trat er zu der kleinen Königin und sagte mit glühendem Blicke, mit bleichen Lippen: „Sie reisen fort! Sie wollen jenen Menschen wieder aufsuchen, aber bei meiner Seele! bei meinem ewigen Heile! er soll Sie nicht wieder sehen!“

Die „Amphitrite“ sollte nach einem Aufenthalte von einigen Tagen an Martinique nach St. Domingo segeln und die Zeit ihrer Rückkehr nach Frankreich war noch ziemlich entfernt. Marie wollte nicht darauf warten; sie entschloß sich, auf einem Schiffe von Bordeaux abzusegeln, das seine Ladung zu Basse Terre auf Guadeloupe vervollständigte. Man versuchte vergebens, sie davon abzubringen, eine so langwierige und beschwerliche Fahrt auf einem schlecht gebauten und schlecht segelnden Kaufahrtsschiffe zu unternehmen; sie achtete auf nichts als auf ihre Ungeduld, die nicht länger zu beschwichtigen war.

Einige Tage später drängten sich viele Bewohner an die Küste. Sie waren aus allen Orten der Insel gekommen, als sie die Ankunft des neuen Gouverneurs und die Abreise der kleinen Königin vernommen hatten. Das Bedauern und die Nüchternheit waren allgemein; man dachte in diesem Augenblicke nur an die Güte, an die Gerechtigkeit und die edeln Eigenschaften Mariens; selbst die, welche sich durch den Gedanken empört gefühlt hatten, von einer Frau regiert zu werden, vergossen jetzt Thränen. Alle Böte auf der Rhede bewegten sich um die „Amphitrite“ her, welche die Königin und deren Gefolge nach Guadeloupe bringen sollte, wo sie sich auf dem „St. Nicolas“ von Bordeaux einschiffen wollte. Die Schwarzen sangen nach einer eintönigen und klagenden Melodie improvisirte Worte; alle liebten die junge Frau, deren freundliche Blicke sie immer nur aus der Ferne gesehen hatten; sie beweinten sie, denn sie wußten wohl, daß sie oft ihrem Glende einen mitleidigen Blick geschenkt hatte und daß sie die armen Sklaven gegen die Unterdrückung der Weißen schützte. Die kleine Königin hörte die Messe in der Kapelle, wo sie ein Jahr vorher im Stillen mit dem Marquis vermählt worden war; ihr Herz fühlte nur Freude und Hoffnung; es war ihr, als müßte dieser Jahrestag ihr Glück bringen. Nachdem sie ihre Andacht verrichtet hatte, ging sie an die Küste, begleitet von allen ihren Leuten, die ihr nach Frankreich folgen sollten. Ein langgedehnter freudiger Zuruf begrüßte sie bei ihrer Ankunft; die

weinende Menge drängte sich segnend und glückwünschend um sie. Marie legte, traurig und erkreut zugleich, eine Hand auf das Herz und grüßte das wankelmüthige Volk, von dem sie einen Monat vorher in das Gefängniß geschleppt worden war und das sich zu ihrer Befreiung nicht erhoben hatte. Sie sah ungemein blaß aus und konnte sich kaum aufrecht erhalten. Der Gouverneur führte sie, aber sie war so schwach, daß sie sich auf den Arm des Doctor Janson stützen mußte. Als sie in das Boot getreten war, das sie an Bord bringen sollte, wendete sie sich noch einmal um und winkte mit der Hand. Da streckten Alle die Hände nach ihr aus und riefen: „es lebe die kleine Königin!“

„Lebt wohl! Lebt wohl!“ rief sie mit einem langen Blicke auf das Land, wo sie regiert und so viel gelitten hatte; „lebt wohl! Ich werde auch in Frankreich diese Insel nie vergessen.“

Der Graf von Voinvilliers hatte nicht Abschied genommen von der kleinen Königin; er stand allein hinter den Mauern und sah sie sich einschiffen und Martinique auf immer verlassen. Als das Boot das Schiff erreichte, als Marie das Verdeck verlassen, nachdem sie noch einmal das Volk am Strande begrüßt hatte, rief Voinvilliers Nigio:

„Ist alles bereit?“ fragte er. „Auch ich reise ab. Ach, Juan de Mata, Du schrecklicher Seeräuber, welche Beute! Rasch zu meinen Freunden, den Piraten! Sie sollen mir die kleine Königin zurückgeben.“

Es giebt in dem Ozeane, der die beiden Welten trennt, unsichtbare Straßen, welche der Schiffer erkennt, um ihnen zu folgen. Juan de Mata, der Capitain des „Santiago“, wußte recht wohl, unter welcher Breite er den „St. Nicolaus“ von Bordeaux erwarten müsse und ungefähr einen Monat nach der Abfahrt Mariens kreuzte der Seeräuber bei den Bermudas. Der Santiago war eine leichte Golette mit Kanonen und einer Mannschaft aus allen Welttheilen, die jedoch zumeist aus Spaniern bestand. Bei einer vierzehntägigen Fahrt hatte er zwei bis drei Schiffe gesehen, die er gern angegriffen hätte; aber Voinvilliers nöthigte ihn zu warten.

Das Wetter war ruhig; ein schlaffer, oft wechselnder Wind kräuselte kaum die unermessliche Wasserfläche, in welcher die Golette einem weißen Punkte auf bläulichem Sammete glich. Voinvilliers entfernte sich nicht von dem Verdecke; fortwährend blickte er forschend nach dem Horizonte, ob nicht ein Segel dort erscheine; er wartete mit peiniger Ungeduld, daß ein günstiger Wind ihm seine Beute zuführe. Endlich rief die Wache: „Schiff!“ und man erblickte bald deutlich ein Fahrzeug, das man an dem schweren Takelwerke für den „St. Nicolaus“ von Bordeaux erkannte. Da äußerte sich die Freude der Mannschaft durch Geschrei und entseztliche Flüche; man schickte sich zum Kampfe an wie zu einem Feste, denn man erwartete keinen Widerstand. Der Graf von Voinvilliers nahm Juan de Mata bei Seite.

„Unsere Uebereinkunft gilt,“ sagte er; „Dir und Deinen Leuten gehört die ganze Ladung, mir dagegen die Frau von

Enambuc. Du bringst sie mir in einen Hafen von Südamerika. So lautet unser Abkommen, Juan de Mata?“

— „So lautet es bei meiner Seele und ich werde es erfüllen,“ antwortete der Seeräuber, indem er die Hand auf die Brust legte.

„So ist sie mein!“ rief Voinvilliers; „weder der Himmel noch die Hölle können Sie mir jetzt entreißen.“

Der „St. Nicolaus“ hatte seiner Seite das Schiff erkannt, das ansah ihn zu verfolgen und er versuchte zu fliehen; aber die Golette, die unvergleichlich besser segelte, bewies ihm bald die Nutzlosigkeit des Versuchs. Der schwache Wind, der aus Osten geweht hatte, legte sich ganz; der plumpe Kauffahrteifahrer blieb unbeweglich und wie durch eine unüberwindliche Macht an dies schlummernde Meer angekettet, während ihm die Golette immer näher rückte. Als sie noch einen Pistolenschuß von dem „St. Nicolaus“ entfernt war, richteten sich die Seeräuber mit wildem Geschrei auf und schickten sich an, die Entenhalen auszuwerfen.

„Zur Enterung! Zur Enterung!“ rief Juan de Mata.

Die Golette legte sich an den St. Nicolaus und die Piraten stürzten auf das Verdeck, die Dolche zwischen den Zähnen, das Pistol in der einen, das Pistol in der andern Hand. Einen Augenblick herrschte Verwirrung, aber man schlug sich nicht, das Kauffahrteischiff war völlig entwaffnet. Während die Seeräuber sich des Capitains und der Mannschaft bemächtigten, flog Voinvilliers in das Zwischendeck hinob. Als er in die Kajüte trat, befand er sich dem Doctor Janson gegenüber.

„Herr,“ rief er demselben zu, „jeder Widerstand ist vergebens; wir sind Herren des Schiffes. Wo ist die Frau von Enambuc?“

Der Arzt öffnete die Thüre einer Kajüte und antwortete bloß: — „da!“

Die offenen Stückpforten beleuchteten den engen Raum vollkommen; Palida saß am Boden in einem Winkel und hatte den Kopf in ihre Hände gestützt. Mitten in der Kajüte stand eine schmale Kiste, die mit einem schwarzen Tuche bedeckt war.

„Tobt!“ rief Voinvilliers, indem er wie vom Blitze getroffen stehen blieb. „Sie ist todt?“

— „Ich konnte sie nicht retten; sie hatte zu viel gelitten,“ antwortete der Arzt.

„Herr,“ unterbrach ihn Voinvilliers; „heben Sie das Tuch auf; enthüllen Sie den Sarg; ich will sie sehen.“

— „Das ist eine Entweihung!“ rief der Arzt, indem er entsezt zurückwich; „im Namen des Himmels, lassen Sie die geweihten Reste in Ruhe.“

„Ich will sie sehen!“ wiederholte Voinvilliers mit drohender Geberde.

Da hob der Arzt mit zitternder Hand das Tuch auf und enthüllte den Sarg. Seine Kunst hatte die traurigen Ueberreste erhalten; sie lag da wie schlummernd, der Kopf von dem langen Haar verhüllt, die Hände auf dem Crucifixe gefaltet. Der Graf von Voinvilliers kniete nieder; zwei Thränen, die ersten, die er in seinem Leben vergossen hatte, rollten über seine Wangen und

er rief in entsetzlicher Verzweiflung: „Marie! Marie! todt auf ewig!“

— „Sie hat Ihnen in ihren letzten Augenblicken verziehen“ sprach der Arzt; „sie betete für Sie, für Sie, deren verderbliche Liebe ihr Leben mit bitterem Schmerz und Unglück erfüllte. Aber nun lassen Sie mich auch ihren letzten Willen erfüllen; gestatten Sie, daß ich ihre sterblichen Ueberreste nach Frankreich bringe, sie ihrem Gatten, dem Marquis von Maubray, zu übergeben.“

„Ihrem Gatten?“ rief der Graf, indem er aufsprang; „sie war seine Frau?“

— „Sie hatte sich ins Geheim auf Martinique mit ihm vermählt.“

Loinvilliers unterbrach ihn und gebot ihm mit einer heftigen Geberde Schweigen; dann wurde er scheinbar wieder ruhig und Herr seiner selbst und rief Juan de Nata. Der Pirat erbleichte und blieb entsetzt stehen, als er die todte Frau in dem offenen Sarge erblickte, an dem Palida und der Arzt niedergeliegt waren.

„Ist dies die Frau von Enambuc?“ fragte er, indem er sich bekreuzigte; „bei dem lebendigen Gott, so erwarteten Sie dieselbe nicht zu finden, Herr Graf! Was gedenken Sie nun zu thun?“

— „Sie zu bestatten,“ antwortete Loinvilliers.

Eine Viertelstunde später stand die ganze Mannschaft des St. Nicolaus nebst allen Seeräubern mit entblößten Häuptern auf dem Berdecke; der Geistliche, das Messbuch in der Hand, las das Gebet für die Todten vor dem Sarge, an den man zwei Kugeln befestigt hatte. Der Graf kniete in einiger Entfernung und murmelte mit hohler gebrochener Stimme das De profundis. Dann hoben zwei Mann den Sarg empor und warfen ihn über Bord. Das tiefe Gewässer schlug dumpf auf und kleine Wellen zogen sich in weiten Kreisen umher; dann schloß sich der Abgrund und alles war vorüber. Die kleine Königin war auf immer in dem Schooße des Meeres geborgen. Da richtete sich der Graf auf und murmelte zwischen den Zähnen:

„Er soll sie weder lebendig noch todt wieder sehen!“

Colomba.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Miß Lydia hörte den Lobgesang zerstreut an, drang nicht weiter in den Sänger, nahm sich aber vor, später die Auflösung des Räthfels zu ermitteln. Ihr Kammermädchen jedoch, die, obwohl aus Florenz gebürtig, den corssischen Dialect nicht besser verstand als ihre Gebieterin, war auch neugierig und wendete sich, ehe Miß

Lydia sie durch einen leisen Stoß mit dem Einbogen zurückhalten konnte, mit der Frage an Drso: „Herr Lieutenant, was ist das rimbecco?“

„Das rimbecco!“ sagte Drso; „das ist für einen Corsen die schrecklichste Beleidigung, der Vorwurf, sich nicht gerächt zu haben. Wer hat etwas von dem rimbecco gesagt?“ *)

— „Gestern in Marseille,“ antwortete Miß Lydia schnell, „bediente sich der Capitain der Golette dieses Wortes.“

„Und von wem sprach er?“ fragte Drso lebhaft.

— „Er erzählte uns eine alte Geschichte, aus der Zeit von, ja ich glaube es war bei Erwähnung Bannina d'Ornanos.“

„Der Tod Banninas hat Ihnen wahrscheinlich unsern Helden, den tapfern Sampiero, nicht sehr liebenswürdig erscheinen lassen?“

— „Finden Sie dies sehr heroisch?“

„Sein Verbrechen wird durch die rohen Sitten der Zeit entschuldigt. Und dann führte Sampiero einen Krieg auf Tod und Leben mit den Genuesen; welches Vertrauen würden seine Landsleute in ihn haben setzen können, hätte er diejenige nicht bestraft, die mit Genua unterhandeln wollte?“

— „Bannina,“ sagte der Matrose, „hatte sich ohne die Erlaubniß ihres Mannes entfernt; Sampiero that ganz recht daran, daß er ihr den Hals umdrehete.“

„Aber,“ entgegnete Miß Lydia, um ihren Mann zu retten, aus Liebe zu ihm, wollte sie die Gnade der Genuesen ansprechen.“

— „Seine Begnadigung! Dadurch würde er geschändet worden sein,“ sprach Drso.

„Und sie selbst umzubringen!“ fuhr Miß Revil fort. „Welcher Unmensch muß er gewesen sein!“

— „Sie wissen, daß sie es sich als eine Gunst erbat, von seiner Hand zu sterben. Halten Sie, Miß, den Dithello für einen Unmenschen?“

„Welcher Unterschied! er war eifersüchtig, Sampiero nur eitel.“

— „Und ist die Eifersucht nicht auch Eitelkeit? Sie ist die Eitelkeit der Liebe und Sie entschuldigen dieselbe vielleicht aus diesem Grunde.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Rimbecco bedeutet im Italienischen zurückwerfen, zurücksenden, in dem corssischen Dialecte aber: einen beleidigenden öffentlichen Vorwurf machen. Man giebt das rimbecco dem Sohne eines Ermordeten, wenn man ihm sagt, sein Vater sei nicht gerächt worden. Das rimbecco ist eine Art Abspernung für den, welcher die Beleidigung noch nicht im Blute abgewaschen hat. Das genuesische Gesetz bestrafte den Urheber eines rimbecco sehr streng.

finden doch die Züricher große Freude an Besuchen; Mittags- und Abendgesellschaften, wozu Verwandte und vertraute Freunde gezogen werden, sind nichts Ungewöhnliches.

Ein Hauptbestrebung der Züricher ist, nachdem sie durch ihren Fleiß ein Vermögen erworben, ein Landhaus an den Ufern des Sees zu erbauen. Die meisten von den Landhäusern, welche den See zieren und die in Zahl und Schönheit alle andere dergleichen Wohnsitze in der Schweiz übertreffen, gehören Städtern an und dienen ihnen als Erholungs-Orte. Auch die Vorstädte Zürichs sind reich an schönen Wohngebäuden; in den nächsten Umgebungen der Stadt findet man schöne Promenaden, wovon unter die nach Gesner benannte den ersten Rang einnimmt.

In dem Canton Schweiz, südlich von dem Canton Zürich, liegt Einsiedeln, berühmt wegen seiner Kirche zur heiligen Jungfrau, wohin die Katholiken von Zürich, sowie überhaupt aus der ganzen Schweiz jährlich in zahlloser Menge wallfahrten, um vor dem dassigen Muttergottesbilde reuig ihre Sünden zu bekennen und Vergebung dafür zu erhalten.

C O L O M B A.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Miß Lydia warf ihm einen würdevollen Blick zu, wendete sich an den Matrosen und fragte, wann die Solette in dem Hafen ankommen würde.

„Uebermorgen,“ sagte er, „wenn der Wind anhält.“

Sie stand auf, nahm den Arm ihres Kammermädchens und ging einige Zeit auf und ab; Drso blieb unbeweglich bei dem Steuer stehen und wußte nicht, ob er mit ihr umhergehen oder ein Gespräch abbrechen sollte, das ihr lästig zu sein schien.

„Ein schönes Mädchen, bei dem Blute der Madonna!“ sagte der Matrose; „wenn alle Flöhe meines Bettes ihr gleichen, würde ich mich über ihre Stiche nicht beklagen.“

Miß Lydia hörte vielleicht diese naive Lobpreisung ihrer Schönheit und wurde durch dieselbe verschreckt, denn sie begab sich gleich darauf in ihre Kajüte hinunter. Bald nachher zog sich auch Drso zurück. Sobald er das Verdeck verlassen hatte, kam das Kammermädchen wieder dahin, fragte den Matrosen und stattete ihrer Gebieterin folgenden Bericht ab: die durch die Ankunft Drsos unterbrochene Ballata war bei Gelegenheit des Todes des Obersten della Rebbia, seines Vaters, verfaßt worden, der vor zwei Jahren ermordet worden. Der Matrose zweifelte nicht, daß Drso nach Corsica zurückkomme, um ihn zu rächen, und versicherte, man würde in kurzem frisches Fleisch in dem Dorfe Pietranera sehen, das hieß: der Herr Drso habe die Absicht, zwei oder drei Personen zu ermorden, die in dem Verdachte ständen, seinen Vater umgebracht zu haben, die deshalb wirklich von der Justiz verhört, aber ganz unschuldig gefunden wären, weil sie

die Richter, die Advokaten, den Präfecten und die Gendarmen auf ihrer Seite gehabt hätten. „Es giebt keine Gerechtigkeit auf Corsica,“ setzte der Matrose hinzu, „und ein gutes Gewehr ist mehr werth als ein Rath am königlichen Gerichtshofe. Wenn man einen Feind hat, muß man zwischen den drei S wählen.“*)

Dieser interessante Bericht änderte das Benehmen und die Stimmung der Miß Lydia in Bezug auf den Lieutenant della Rebbia bedeutend. Von diesem Augenblicke an war er in den Augen der romanhaften Engländerin eine wichtige Person geworden. Sein sorgloses Aussehen, der offene Ton und die gute Laune, die sie anfänglich gegen ihn eingenommen hatten, wurden jetzt ein Verdienst mehr, denn sie zeugten von der gewaltigen Verstellung einer kräftigen Seele, die keines ihrer Gefühle äußerlich bemerkbar werden läßt. Drso kam ihr vor wie eine Art Fiesko, der weitumsfassende Pläne unter dem Scheine des Leichtsinnes verbirgt; und ob es gleich minder schön ist, einige Taugenichtse umzubringen, als das Vaterland zu befreien, so bleibt eine solche Rache doch schön, und überdies ist es nach dem Sinne der Frauen, wenn ein Held sich nicht um Politik kümmert. Erst jetzt bemerkte Miß Nevil, daß der junge Lieutenant sehr große Augen, weiße Zähne, eine zierliche Taille, Bildung und einige Lebensart besäße. Am folgenden Tage sprach sie oft mit ihm und seine Unterhaltung gefiel ihr. Corsica, das er sehr jung verlassen hatte, erst um die Schule zu besuchen, dann eine Militäranstalt, hatte in seiner Erinnerung den Schmuck poetischer Farben behalten. Er wurde lebhafter, wenn er von den Bergen, den Wäldern und den originellen Gebräuchen seines Vaterlandes sprach. Das Wort Rache kam, wie man sich leicht denken kann, mehr als einmal in seinen Erzählungen vor, denn man kann von den Corsen nicht sprechen, ohne ihre sprichwörtliche Leidenschaft anzugreifen oder zu vertheidigen. Drso überraschte jedoch Miß Nevil etwas, indem er im allgemeinen den endlosen Haß seiner Landsleute tadelte. Bei den Landsleuten suchte er ihn allerdings zu entschuldigen; die vendetta, sagte er, ist der Zweikampf der Armen. Das ist so wahr, setzte er hinzu, daß man einander nur nach einer regelrechten Herausforderung ermordet. „Sei auf Deiner Hut, ich bin es,“ das sind die Worte, welche zwei Gegner wechseln, ehe sie einander Hinterhalte legen. Es kommen bei uns mehr Mordthaten vor, setzte er hinzu, als in irgend einem Lande, aber diese Verbrechen werden nie eine unedele Ursache haben. Wir haben allerdings viele Mörder, aber keinen Dieb.“

Wenn er die Worte „Rache“ und „Mord“ aussprach, betrachtete Miß Nevil ihn aufmerksam, ohne aber in seinen Zügen die geringste Spur von Aufregung entdecken zu können. Da sie überzeugt war, er besäße die Seelenstärke, die nöthig ist, allen Augen, den ihrigen ausgenommen, sich undurchschaubar zu machen, so glaubte sie fortwährend fest, die Manen des Obersten della Rebbia würden nicht lange auf die Genugthuung warten, die sie verlangten.

*) Ein Nationalausdruck, d. h. zwischen schioppetto, stiletto, strada (Zinte, Dolch, Flucht).

Die Golette befand sich bereits im Angesichte Corsicas. Der Capitain nannte die vorzüglichsten Küstenpunkte und ob sie gleich sämmtlich der Miß Lydia unbekannt waren, so machte es ihr doch Vergnügen, die Namen derselben zu kennen. Nichts ist langweiliger, als eine namenlose Landschaft. Bisweilen zeigte das Fernrohr des Obersten irgend einen Insulaner, der in braunes Tuch gekleidet, mit einer langen Flinte bewaffnet, auf einem kleinen Pferde an steilen Abhängen hin galoppierte. Miß Lydia glaubte in jedem einen Banditen oder doch einen Sohn zu sehen, der den Tod seines Vaters rächen wolle; Orso aber versicherte, es sei nur ein friedlicher Bewohner des benachbarten Dorfes, der in Geschäften reife und eine Flinte weniger aus Nothwendigkeit, als aus Galanterie und der Mode wegen trage, wie ein Stutzer nicht ohne einen eleganten Stock ausgehe. Obgleich nun eine Flinte eine minder edele und weniger portische Waffe ist als ein Dolch, so fand Miß Lydia doch, daß sie für einen Mann passender sei, als ein zierliches Stöckchen, und sie erinnerte sich, daß alle Helden Lord Byrons an einer Kugel sterben, nicht aber durch einen claffischen Dolch.

Nach einer dreitägigen Fahrt befand man sich vor den Sanguinariern und das herrliche Panorama des Golfes von Ajaccio entfaltet sich vor den Augen unserer Reisenden. Man vergleicht es mit Recht mit der Ansicht der Bucht von Neapel und in dem Augenblicke, als die Golette in den Hafen gelangte, erinnerte ein brennendes Maquis, das die Punta di Girata mit Rauch umhüllte, an den Vesuv, wodurch die Aehnlichkeit noch mehr erhöht wurde. Um sie vollständig zu machen, müßte ein Heer Attila's über die Umgegend von Neapel herfallen; denn um Ajaccio ist alles todt und öde. Statt der zierlichen Gebäude, die man überall von Castellamare bis zum Cap Misene erblickt, sieht man um den Golf von Ajaccio nur düstere Maquis und im Hintergrunde kahle Berge, aber keine Villa, keine Wohnung. Nur hier und da auf den Höhen um die Stadt her treten einige weiße Gebäude einzeln aus dem grünen Grunde hervor; es sind dies Begräbnißkapellen und Familiengräber. Alles in dieser Landschaft besitzt eine ernste und traurige Schönheit.

Der Anblick der Stadt, besonders um diese Zeit, erhöhet den Eindruck noch, der durch die Einsamkeit und Dede ihrer Umgebungen verursacht worden war. Keine Bewegung in den Straßen, wo man nur wenige müßige Gestalten, und immer dieselben, bemerkt. Keine Frauen außer einigen Bäuerinnen, welche ihre Waaren da verkaufen. Man hört nicht laut sprechen, nicht lachen, nicht singen wie in den italienischen Städten. Bisweilen spielt im Schatten eines Baumes auf der Promenade ein Dugend bewaffneter Bauern Karten oder sieht dem Spiele zu. Sie schreien nicht, sie zanken sich nie; wird das Spiel lebhaft, so hört man Pistolenschüsse, welche stets der Drohung vorausgehen. Der Corse ist von Natur ernst und schweigsam. Abends erscheinen einige Gestalten, um die Kühle zu genießen, aber die Promenirenden sind fast alle Fremde. Die Insulaner bleiben vor ihren Thüren; jeder scheint auf der Lauer zu sein, wie der Falke auf seinem Neste.

4.

Nachdem Miß Lydia das Haus, in welchem Napoleon geboren wurde, besucht und sich durch irgend ein Mittel ein wenig Papier von der Tapete verschafft hatte, fühlte sie sich am zweiten Tage ihrer Ankunft auf Corsica von tiefer Traurigkeit ergriffen, wie es jedem Fremden ergehen muß, der sich in einem Lande befindet, in welchem ihn die ungesellige Lebensweise der Bewohner völlig verlassen da stehen läßt. Sie bereuete ihren Einfall; aber durch sofortige Abreise würde sie ihren Ruf als unerschrockene Reisende gefährdet haben und Miß Lydia entschloß sich also, Geduld zu haben und die Zeit so gut als möglich zu tödten. In diesem edeln Vorsatz machte sie Bleistifte und Farben bereit, warf Ansichten von dem Golfe auf das Papier, zeichnete das Portrait eines sonnverbrannten Landmannes, der Melonen verkaufte, aber einen weißen Bart hatte und wie der ärgste Spießbube ausah. Da alles dies nicht hinreichte, sie zu unterhalten, so nahm sie sich vor, dem Nachkommen der caporali den Kopf zu verdrehen und die Sache war nicht schwer, denn, weit entfernt eilig in sein Dorf zurückzukehren, schien sich Orso in Ajaccio sehr zu gefallen, ob er gleich mit Niemanden daselbst umging. Uebrigens hatte sich Miß Lydia eine edele Aufgabe gesetzt, diesen Bär der Gebirge nämlich zu civilisiren und ihn zu vermögen, den finstern Absichten zu entsagen, die ihn auf seine Insel zurückführten. Seit sie sich die Mühe genommen hatte, ihn näher zu beobachten, hatte sie sich gesagt, es wäre doch Schade, diesen jungen Mann in das Verderben stürzen zu lassen und es würde ein besonderer Ruhm für sie sein, einen Corse zu bekehren.

Die Tage wurden von unsern Reisenden auf folgende Weise verbracht: früh gingen der Oberst und Orso auf die Jagd; Miß Lydia zeichnete oder schrieb an ihre Freundinnen, um ihre Briefe aus Ajaccio datiren zu können. Gegen sechs Uhr kamen die Herren, mit Wild beladen, zurück; man speisete, Miß Lydia sang, der Oberst schlief ein und die jungen Leute saßen plaudernd bis spät in die Nacht bei einander.

Ich weiß nicht, welche Passformlichkeit den Obersten Nevil genöthiget hatte, dem Präfecten einen Besuch zu machen. Dieser, der sich langweilte, wie die meisten seiner Collegen, war höchst erfreut, die Ankunft eines Engländers zu erfahren, der reich, ein Mann von Welt und Vater einer hübschen Tochter sei. Deshalb nahm er ihn auch sehr freundlich auf und überhäufte ihn mit Dienstanerbietungen; ja nach wenigen Tagen erwiederte er den Besuch. Der Oberst, der nicht lange vom Tische aufgestanden war, hatte sich bequem auf das Sopha gestreckt und wollte eben einschlummern; seine Tochter sang vor einem schlechten Piano; Orso wendete ihr die Notenblätter um und betrachtete die Schultern und das blonde Haar der Künstlerin. Da wurde der Herr Präfect angemeldet; das Piano verstummte alsbald; der Oberst stand auf, rieb sich die Augen und stellte dem Präfecten seine Tochter vor. „Den Herrn della Rebbia stelle ich Ihnen nicht vor, sagte er, „denn ihn kennen Sie ohne Zweifel.“

„Ist der Herr der Sohn des Obersten della Rebbia?“ fragte der Präfect leicht verlegen.

— „Ja, Herr Präfect,“ antwortete Drso.

„Ich habe die Ehre gehabt, Ihren Herrn Vater zu kennen.“

Die Gemeinplätze der Unterhaltung waren bald erschöpft. Der Oberst gähnte gegen seinen Willen ziemlich häufig; Drso, als Liberaler, wollte mit einem Diener der Gewalt nicht sprechen, und Miß Lydia mußte also das Gespräch allein im Gange erhalten. Der Präfect seiner Seite ließ es nicht in's Stocken gerathen, denn es machte ihm offenbar großes Vergnügen, einmal von Paris und der Welt mit einer Dame zu sprechen, die alle Notabilitäten der europäischen Gesellschaft kannte. Von Zeit zu Zeit, aber immer im Gespräch, beobachtete er mit seltsamer Neugierde den Corsen Drso.

„Sie haben den Herrn della Rebbia auf dem Festlande kennen gelernt?“ fragte er Miß Lydia.

Miß Lydia antwortete etwas verlegen, sie habe die Bekanntschaft des Herrn auf dem Schiffe gemacht, das sie nach Corsica gebracht.

„Er ist ein recht hübscher junger Mann,“ fuhr der Präfect halblaut fort und noch leiser lehte er hinzu: „hat er Ihnen vielleicht gesagt, in welcher Absicht er nach Corsica zurückkehrt?“

Miß Lydia nahm ihr majestätisches Wesen an und sprach: „ich habe ihn nicht darum gefragt.“

Der Präfect schwieg, einen Augenblick darauf aber, als er Drso einige Worte in englischer Sprache zu dem Obersten sagen hörte, fiel er ein: „Sie sind ohne Zweifel viel gereiset? Sie werden Corsica ganz vergessen haben und die — corsischen Sitten.“

„Ich war allerdings sehr jung, als ich die Insel verließ.“

— „Sie gehören noch immer der Armee an?“

„Ich stehe in Halbsold.“

— „Sie haben so lange in der französischen Armee gestanden, daß Sie gewiß ganz Franzose geworden sind.“

Die letztern Worte sprach er mit einer ganz besondern Betonung aus.

Man schmeichelt den Corsen eben nicht, wenn man sie daran erinnert, daß sie der großen Nation angehören. Sie wollen ein Volk für sich sein. Drso antwortete ein wenig gereizt: „glauben Sie, Herr Präfect, daß ein Corse, um ein Mann von Ehre zu sein, in der französischen Armee dienen muß?“

— „Das keineswegs,“ sagte der Präfect; „dies meine ich nicht; ich spreche bloß von gewissen Sitten hier, von denen manche nicht so sind, wie ein Beamter sie wünschen wird.“ Er betonte das Wort Sitten sehr stark und nahm dazu den ernstesten Ausdruck an, dessen sein Gesicht fähig war. Bald darauf erhob er sich und ging, nachdem er das Versprechen erhalten hatte, daß Miß Lydia seine Frau besuchen wolle.

Als er fort war, sagte Miß Lydia: „ich mußte also nach Corsica reisen, um einen Präfecten kennen zu lernen. Der hiesige kommt mir ziemlich liebenswürdig vor.“

„Ich für meinen Theil könnte nicht dasselbe sagen,“ meinte Drso; „ich finde ihn sehr sonderbar mit seinem emphatischen und geheimnißvollen Wesen.“

Der Oberst war in sanften Schlummer gesunken; Miß Lydia warf einen Blick nach ihm und sagte leise: „ich finde ihn nicht so geheimnißvoll als Sie behaupten, denn ich glaube ihn verstanden zu haben.“

— „Sie sind sicherlich sehr scharfsinnig, Miß Lydia; aber wenn Sie in dem, was er gesagt hat, etwas Verständliches gefunden haben, so legten Sie es selbst gewiß erst hinein.“

„Soll ich Ihnen einen Beweis von meinem Scharfsinne geben? Ich bin einigermaßen eine Zauberin und weiß, was die Leute denken, sobald ich sie zweimal gesehen habe.“

— „Mein Gott, Sie erschrecken mich! Wenn Sie in den Gedanken zu lesen verstehen, so weiß ich wirklich nicht, ob ich darüber erfreut oder betrübt sein muß.“

„Herr della Rebbia,“ fuhr Miß Lydia erröthend fort, „wir kennen einander erst seit einigen Tagen; aber auf dem Meere und in ungebildeten Ländern — Sie verzeihen, wie ich hoffe — in ungebildeten Ländern entwickelt sich die Freundschaft schneller. Deshalb wundern Sie sich nicht, wenn ich als Freundin von Dingen spreche, in die ein Fremder sich eigentlich nicht mischen sollte.“

— „Sprechen Sie das Wort nicht aus, Miß Rebill; das andere gefiel mir weit besser.“

„Nun, so muß ich Ihnen sagen, daß ich, ohne mich bemühet zu haben, Ihre Geheimnisse zu erfahren, mit denselben einigermaßen bekannt geworden bin und daß sie mich betrübten. Ich kenne das Unglück, das Ihre Familie betroffen hat; ich habe auch viel von dem rachsüchtigen Character Ihrer Landsteute und von der Art gehört, wie sie sich rächen.. Hat der Präfect nicht darauf angespielt?“

— „Können Sie so etwas glauben!“ Und Drso wurde leichenblaß.

„Nein, Herr della Rebbia,“ sagte sie, ihn unterbrechend, „ich weiß, daß Sie ein Mann von Ehre sind. Sie selbst haben mir gesagt, daß in Ihrem Vaterlande nur noch die gemeinen Leute die vendetta kannten, die Sie eine Art Zweikampf zu nennen beliebten.“

— „Halten Sie mich für fähig, jemals ein Mörder zu werden?“

„Da ich mit Ihnen davon spreche, Herr Drso, so sehen Sie, daß ich an Ihnen nicht zweifle, und wenn ich davon gesprochen habe,“ fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort, „so geschah es, weil ich glaube, daß Sie es nicht ungern hören, Jemand werde Sie des Muthes wegen achten, der dazu gehören dürfte, um den Vorurtheilen hier zu widerstehen. Doch,“ setzte sie aufstehend hinzu, „sprechen wir von diesen Dingen nicht weiter; sie machen mich unwohl und übrigens ist es schon spät. Sie zürnen mir doch nicht? Gute Nacht auf englische Art!“ Und sie reichte ihm die Hand.

Drso drückte sie mit ernster Miene.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „es giebt Augenblicke, in denen der Instinct des Landes in mir erwacht. Wenn ich an meinen armen Vater denke, ... quälen mich bisweilen gräßliche Gedanken. Ich danke Ihnen, daß Sie mich davon befreieten.“

Er wollte weiter sprechen, Miß Lydia ließ aber einen Theelöffel fallen und das Geräusch erweckte den Obersten.

„Della Rebbia, morgen früh um fünf Uhr zur Jagd. Kommen Sie pünktlich.“

— „Ja, Herr Oberst.“

5.

Am andern Tage kurz vor der Rückkunft der Jäger kehrte Miß Lydia, die mit ihrem Kammermädchen einen Spaziergang am Meeresufer gemacht hatte, in das Gasthaus zurück, als sie ein junges schwarzgekleidetes Mädchen auf einem kleinen, aber kräftigen Pferde in die Stadt kommen sah. Ihr folgte ein Landmann ebenfalls zu Pferde, der eine an den Einbogen zerrissene braune Tuchjacke, in dem Gürtel ein Pistol und in der Hand eine Flinte trug, deren Schaft in einer Ledertasche am Sattelbogen ruhte, kurz in vollständiger Melodramen-Räubertracht erschien. Die auffallende Schönheit des Mädchens erregte sogleich die Aufmerksamkeit der jungen Engländerin. Sie schien ungefähr zwanzig Jahre zu zählen, war groß, weiß und hatte dunkelblaue Augen, einen rosenrothen Mund und Zähne wie von Email. In ihrem Gesichte lag zu gleicher Zeit Stolz, Unruhe und Traurigkeit. Auf dem Kopfe trug sie jenen schwarzen Schleier, der mezzaro heißt, den die Genuesen nach Corsica brachten und der den Frauen so gut steht. Lange kastanienbraune Haarflechten bildeten gleichsam einen Turban um ihren Kopf. Ihre Kleidung war reinlich, aber einfach im höchsten Grade.

Miß Lydia Revil hatte Zeit genug, sie zu betrachten, denn das Mädchen im mezzaro hatte in der Straße angehalten, um Jemanden, wie es der Ausdruck ihrer Augen verrieth, mit großem Interesse zu fragen; als sie die Antwort erhalten hatte, gab sie ihrem Pferde einen Schlag mit der Reitgerte, ritt im Trabe weiter und hielt erst an der Thüre des Gasthauses wieder an, in welchem Thomas Revil und Orso wohnten. Hier sprang das junge Mädchen, nachdem sie einige Worte mit der Wirthin gewechselt hatte, gewandt von dem Pferde und setzte sich auf der steinernen Bank neben der Thüre nieder, während ihr Reitknecht die Pferde in den Stall zog. Miß Lydia ging in ihrer Pariser Toilette an der Fremden vorüber, ohne daß diese die Augen aufschlug. Eine Viertelstunde später öffnete sie ihr Fenster und sah die Fremde im mezzaro noch immer an derselben Stelle und in derselben Haltung da sitzen. Bald darauf kamen der Oberst und Orso von der Jagd zurück. Da sagte die Wirthin einige Worte zu dem Mädchen in Trauerkleidung und deutete mit dem Finger auf den jungen della Rebbia. Sie erröthete, stand rasch auf, ging einige Schritte und blieb dann unbeweglich stehen. Orso war ganz nahe bei ihr und betrachtete sie neugierig.

„Du bist,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „Orso Antonio della Rebbia? Ich, ich bin Colomba.“

— „Colomba!“ rief Orso.

Er umfaßte sie mit seinen Armen und küßte sie zärtlich, was dem Obersten und seiner Tochter ein wenig auffiel, denn in England küßt man sich nicht auf der Straße.

„Lieber Bruder,“ sagte Colomba, „Du wirst mir verzeihen, daß ich ohne Deinen Befehl hierher gekommen bin; aber ich ersuhr durch unsere Freunde, daß Du angekommen wärest und für mich war es ein so großer Trost, Dich zu sehen...“

Orso küßte sie nochmals; dann wendete er sich an den Obersten und sagte:

„Es ist meine Schwester, die ich nicht erkannt haben würde, hätte sie sich nicht genannt. — Colomba, der Oberst Sir Thomas Revil. Herr Oberst, haben Sie die G-fälligkeit, mich zu entschuldigen; ich werde heute die Ehre nicht haben können, mit Ihnen zu speisen.. Meine Schwester...“

— „Wo zum Teufel! wollen Sie denn essen, lieber Freund?“ fragte der Oberst; „Sie wissen recht gut, daß es in diesem verdamnten Wirthshause nur eine Mahlzeit giebt und diese ist für uns. Die Signora wird meiner Tochter ein großes Vergnügen gewähren, wenn sie sich uns anschließen will.“

Colomba sah ihren Bruder an, der sich nicht sehr bitten ließ und alle traten in das größte Zimmer des Gasthauses, das dem Obersten als Salon und Speisesaal diente. Die junge della Rebbia machte, als sie Miß Revil vorgestellt wurde, eine tiefe Verbeugung, sagte aber kein Wort. Man sah, daß sie sehr schüchtern war und sich vielleicht zum erstenmale in ihrem Leben vor fremden vornehmen Leuten befand. In ihrem Wesen lag jedoch nichts Kleinstädtisches; ihr Fremdartiges nur sah etwas linksch aus. Sie gefiel der Miß Lydia schon aus diesem Grunde und da in dem Hause der Oberst mit seinem Gefolge alle Zimmer in Beschlag genommen hatte, so ging Miß Lydia in ihrer Herablassung oder ihrer Neugierde so weit, der Schwester della Rebbia ein Bett in ihrem eigenen Schlafgemache aufschlagen zu lassen.

Colomba stammelte einige Worte des Dankes und folgte schnell dem Kammermädchen der Miß Lydia, um in ihrer Toilette die kleinen Anordnungen zu treffen, die eine Reise zu Pferde in Staub und Sonnenhitze nöthig macht.

Als sie in das Speisezimmer zurückkam, blieb sie vor den Flinten des Obersten stehen, welche die Jäger in eine Ecke gestellt hatten und sagte: „die schönen Gewehre! Sind sie Dein, lieber Bruder?“

— „Nein, es sind englische Gewehre, die dem Herrn Obersten gehören. Sie sind so gut, wie sie schön sind.“

„Ich wollte, Du besähest auch ein solches!“ sprach Colomba weiter.

„Es gehört eines von den dreien da allerdings dem Herrn della Rebbia,“ entgegnete der Oberst. „Er bedient sich desselben nur zu gut. Heute hat er mit vierzehn Schüssen vierzehn Stück erlegt.“

Es begann nun ein Wettkampf in Edelmut, in welchem Orso zur großen Freude seiner Schwester unterlag, wie man an

dem Ausdrucke der kindlichen Freude sehen konnte, die mit einemmale ihr noch eben so ernstes Antlitz überstrahlte. „Wählen Sie eines, lieber Freund,“ sagte der Oberst. Drso weigerte sich. „Nun so mag Ihre Schwester für Sie wählen.“ Colomba ließ sich dies nicht zweimal sagen und nahm das am mindest verzierte Gewehr; einen trefflichen Manton von schwerem Caliber. „Dies,“ sagte sie, „muß die Kugel sicher tragen.“

Ihr Bruder erschöpfte sich in Dankfagungen als zum Glück das Essen ihn aus der Verlegenheit zog. Miß Lydia war hoch erfreut zu sehen, daß Colomba, die sich erst nicht mit an den Tisch setzen wollte und nur nach einem Wink ihres Bruders nachgegeben hatte, als gute Katholikin das Zeichen des Kreuzes machte, ehe sie die Speisen berührte. „Gut,“ dachte sie bei sich; „das ist von der alten Sitte.“ Und sie hoffte, mehr als eine interessante Beobachtung an der jungen Vertreterin der alten corssischen Sitten zu machen. Drso seiner Seits fühlte sich offenbar etwas unbehaglich, weil er wohl fürchtete, seine Schwester möge etwas thun, was ihren Mangel an Umgang mit der Welt versatze. Aber Colomba beobachtete ihn unaufhörlich und regelte alle ihre Bewegungen nach denen ihres Bruders. Bisweilen betrachtete sie ihn hier mit einem seltsamen Ausdrucke von Trauer und wenn in diesem Falle die Augen Drsos den ihrigen begegneten, wendete er sie gewiß zuerst ab, als wolle er sich einer Frage entziehen, die seine Schwester im Stillen an ihn richtete und die er nur zu wohl verstand. Man sprach Französisch, denn der Oberst konnte sich im Italienischen nicht gut ausdrücken. Colomba verstand das Französische und sprach auch die wenigen Worte recht gut aus, die sie mit ihren Wirtgen wechseln mußte.

Nach dem Mittagmahle fragte der Oberst, der den Zwang wohl bemerkt hatte, der zwischen Bruder und Schwester herrschte, mit seiner gewöhnlichen Offenheit, ob Drso allein mit Colomba zu sprechen wünsche und erbot sich, in diesem Falle mit seiner Tochter in das anstoßende Zimmer zu gehen. Drso aber dankte ihm und sagte, sie hätten Zeit genug in Pietranera mit einander zu plaudern. So hieß das Dorf, wo er seinen Aufenthalt nehmen sollte.

Der Oberst nahm also seinen gewöhnlichen Platz auf dem Sopha ein und Miß Lydia, die mehrere Gegenstände angeregt hatte und nun daran verzweifelte, die schöne Colomba zum Sprechen zu bewegen, ersuchte Drso, ihr einen Gesang von Dante vorzulesen, der ihr Lieblingsdichter war. Drso wählte den Gesang aus der Hölle, in welchem sich die Episode von Francesca da Rimini befindet, fing an zu lesen und betonte so gut als möglich die herrlichen Verse, welche so schön die Gefahr schildern, zu zweien ein Buch von Liebe zu lesen. Je länger er las, um so näher rückte Colomba dem Tische und richtete den Kopf empor, den sie gesenkt gehalten hatte; ihre großen Augen funkelten mit ungewöhnlichem Feuer; sie erröthete und erblaßte abwechselnd und bewegte sich krampfhaft auf ihrem Stuhle hin und her. Wunderbare italienische Organisation, die, um die Poesie zu begreifen, keines Pedanten bedarf, der ihr die Schönheiten derselben demonstrieret!

Als Drso geendigt hatte, rief sie: „Ach wie schön dies ist! Wer hat das gemacht, lieber Bruder?“

Drso kam durch diese naive Frage etwas in Verlegenheit, Miß Lydia aber antwortete lächelnd, es sei von einem florentinischen Dichter, der vor mehreren Jahrhunderten schon gestorben.

„Ich werde Dir den Dante zu lesen geben,“ sagte Drso, „wenn wir in Pietranera sind.“

— „Ach Gott, wie schön ist dies!“ sagte Colomba nochmals und wiederholte sodann mehrere Stellen, die sie behalten hatte, erst leise, dann ganz laut und mit weit mehr Ausdruck als ihr Bruder sie gelesen hatte.

Miß Lydia war in hohem Grade überrascht und sagte: „Sie scheinen die Poesie sehr zu lieben. Wie sehr beneide ich Sie um das Glück, Dante als neues Buch lesen zu können!“

— „Sie sehen, Miß Lydia,“ sprach Drso, „welche Gewalt die Verse Dantes haben, da sie eine kleine Witbe so anregen, die nichts kennt als ihr Vater. Doch, ich irre mich. Colomba gehört ja zum Handwerke. Als Kind schon machte sie Verse und mein Vater schrieb mir, sie sei die größte voceratrice in Pietranera und zwei Stunden in der Runde.“

Colomba warf ihrem Bruder einen bittenden Blick zu. Miß Lydia hatte von den corssischen Improvisatorinnen sprechen gehört und sehnte sich gewaltig, eine zu hören. Sie bat deshalb Colomba sogleich, ihr eine Probe ihres Talentes zu geben. Drso schritt zwar dagegen ein, versicherte, es sei nichts so flach als eine corssische ballata, und behauptete, wenn man corssische Verse nach denen Dantes anhöre, begehe man einen Verrath an seinem Vaterlande; er reizte das Verlangen der jungen Engländerin nur noch mehr und sah sich endlich genöthiget, zu seiner Schwester zu sagen: „nun, so improvisire etwas, aber mach' es kurz.“

Colomba seufzete, sah eine Minute lang unverwandt auf den Teppich des Tisches, dann an die Decke und legte endlich die Hand auf die Augen wie jene Vögel, die sich beruhigen und nicht gesehen zu werden glauben, wenn sie selbst sich nicht sehen und sang oder declamirte vielmehr mit unsicherer Stimme die nachstehende Serenata:

Das Mädchen und die Turteltaube.

„In das Thal, fern hinter den Bergen, — kommt die Sonne alle Tage nur eine Stunde. — Im Thale steht ein düstres Haus — und das Gras wächst auf der Schwelle. — Thüren und Fenster sind immer verschlossen. — Kein Rauch erhebt sich über das Dach, — Mittags aber, wenn die Sonne kommt — öffnet sich ein Fenster — und die Waife setzt sich dahin; spinnend an ihrem Rade. — Sie spinnt und singt bei der Arbeit — ein Trauerlied. — Aber kein anderer Gesang antwortet dem ihrigen. — Eines Tages, an einem Frühlingstage, — setzte sich eine Turteltaube auf einen nahen Baum, — und hörte das Lied des jungen Mädchens. — Junges Mädchen, sprach sie, Du weinst nicht allein. — Ein grausamer Sperber hat mir meine arme Gefährtin geraubt. — Taut, zeige mir den räuberischen Sperber, wäre er hoch oben wie die Wolken. — ich werde ihn bald herunterbringen. — Wer aber giebt mir armen Mädchen meinen Bruder“

wieder. — meinen Bruder, der in fernem Lande weilt? — Junges Mädchen, sage mir, wo Dein Bruder weilt, — und meine Flügel werden mich zu ihm tragen.“

— „Das war eine gut gezogene Taube!“ rief Orso, indem er seine Schwester mit Rührung küßte, die von dem scherzenden Tone abstach, in welchem er sprach.

„Ihr Liebchen ist allertliebste!“ sagte Miss Lydia, „schreiben Sie es mir in mein Album. Ich übertrage es in das Englische und setze es in Musik.“

Der tapfere Oberst, der kein Wort davon verstanden hatte, stimmte in die Complimente ein, dann brachte Miss Revil ihr Album und war nicht wenig überrascht, als sie die Improvisatrice ihr Lied auf eine das Papier sehr schonende Weise niederschreiben sah. Statt wie Bedetten dazustehen, folgten die Verse einander in einer Zeile, soweit die Breite des Blattes es erlaubte, so daß sie zu der bekannten Definition dichterischer Erzeugnisse nicht paßten, nach welcher dieselben kleine Linien von ungleicher Länge mit einem Rande an beiden Seiten sind.

Es ließen sich auch manche Einwendungen gegen die etwas eigenfönnige Orthographie Colombas machen, über welche Miss Revil mehr als einmal lächelte, während die brüderliche Eitelkeit Orsos auf der Folter lag.

Als die Schlafzeit kam, begaben sich die beiden Mädchen in ihr Schlafgemach. Während Miss Lydia hier das Halsband, die Ohrringe, die Armbänder ablegte, beobachtete sie ihre Gefährtin, die aus ihrem Kleide etwas langes wie ein Blankfseid zog, das jedoch eine andere Form hatte. Colomba legte dies sorgsam und wie verstohlen unter ihren mezzaro auf einen Tisch; dann kniete sie nieder und sprach fromm ihr Gebet. Zwei Minuten darauf lag sie im Bette. Miss Lydia, die von Natur sehr neugierig, und beim Auskleiden langsam war wie eine Engländerin, trat an den Tisch, stellte sich, als suche sie eine Nadel, hob den mezzaro auf und erblickte einen ziemlich langen merkwürdig mit Perlmutter und Silber ausgelegten Dolch. Die Arbeit daran war ausgezeichnet und die Waffe alt und für einen Liebhaber von großem Werthe.

„Ist es Sitte hier,“ fragte Miss Lydia lächelnd, „daß die Mädchen dieses kleine Instrument in dem Corset tragen?“

— „Es muß es wohl,“ antwortete Colomba seufzend. „Es giebt so viele böse Menschen.“

„Und würden Sie wirklich den Muth haben, einen solchen Stoß zu führen?“

Miss Lydia hatte den Dolch in die Hand genommen und that als stöße sie damit, wie man es auf dem Theater macht, von oben nach unten zu nämlich.

— „Ja, wenn es nöthig wäre,“ sagte Colomba mit milder lieblicher Stimme, „um mich oder meine Freunde zu vertheidigen... Aber so muß man ihn nicht halten; Sie könnten sich daran verwunden, wenn die Person, welche Sie treffen wollten, zurückwiche.“ Dabei richtete sie sich in dem Bette auf und fuhr fort:

„sehen Sie, so, den Stoß aufwärts. So wird er tödtlich, sagt man. Glückliche die, welche solche Waffen nicht brauchen.“

Sie seufzete, ließ das Köpfschen auf das Kissen sinken und schloß die Augen. Man hätte keinen schönern, edlern, jungfräulichern Kopf sehen können. Phidias würde, um seine Minerva zu arbeiten, sich kein anderes Modell gewünscht haben.

6.

Nur um mich der Vorschrift des Horaz zu fügen, habe ich mich sogleich in medias res begeben. Jetzt, da alles schläft, die schöne Colomba, der Oberst und dessen Tochter, will ich die Gelegenheit benutzen, um meinen Lesern gewisse Umstände mitzutheilen, die er wissen muß, wenn er tiefer in diese wahre Geschichte eindringen will. Er weiß bereits, daß der Oberst della Rebbia, der Vater Orso's, ermordet worden war. Nun wird man aber in Corsica nicht, wie etwa in Frankreich, von dem ersten besten entwichenen Galeerensträfling ermordet, der kein anderes Mittel findet, Jemanden das Silbergeschloß zu rauben; in Corsica wird man von seinen Feinden ermordet, und die Ursache, warum man Feinde hat, ist oft schwer zu ergründen. Viele Familien hassen einander aus alter Gewohnheit und die erste Veranlassung zu ihrem Haffe ist völlig vergessen worden.

Die Familie, welcher der Oberst della Rebbia angehörte, haßte mehrere andere Familien, besonders aber die der Barricini. Einige sagten, im sechzehnten Jahrhunderte habe ein della Rebbia eine Barricini verführt und sei dann von einem Verwandten des Mädchens ermordet worden. Andere erzählten die Sache anders und meinten, eine della Rebbia sei verführt und ein Barricini ermordet worden. Seit dem war, um mich eines im Lande üblichen Ausdruckes zu bedienen, Blut zwischen den beiden Häusern; indeß hatte, gegen die Gewohnheit, dieser Mord keinen andern herbeigeführt, weil die della Rebbia und die Barricini von der genuesischen Regierung gleich verfolgt wurden, die jungen Leute das Vaterland verlassen hatten und die beiden Familien mehrere Generationen hindurch energische Repräsentanten entsandten. Zu Ende des letzten Jahrhunderts bekam ein della Rebbia, Officier in neapolitanischen Diensten, in einem Wirthshause Streit mit Soldaten, die ihn unter andern Schimpfreden auch einen corsischen Ziegenhirten nannten. Er griff zwar nach dem Degen, da er aber allein gegen drei war, würde es ihm schlecht ergangen sein, hätte nicht ein Fremder, der an demselben Orte spielte, ausgerufen: ich bin auch ein Corse, und seine Vertheidigung übernommen. Dieser Fremde war ein Barricini, der übrigens seinen Landsmann nicht kannte. Als es zur Erklärung kam, erfolgten von beiden Seiten Schwüre ewiger Freundschaft, denn auf dem Festlande schließen die Corsen sich leicht an einander, ganz gegen die Gewohnheit, die auf der Insel herrscht.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 35. für die elegante Welt. 1840.

G o t h a.

Gotha, die Hauptstadt im Herzogthum Gotha, zählt ungefähr 1300 Häuser und gegen 13,000 Einwohner, ist Sitz der obersten Landesbehörde und hat ein auf einem Berge gelegenes schönes Schloß (Friedenstein) und viele schöne Anlagen um dasselbe, dergleichen auch die Stadt selbst umgeben. Die Häuser sind gut gebaut und die Straßen schön und gerade. Das Museum in dem Schlosse vereint in sich ein Münzcabinet (62,000 Stück, 13,000 Abdrücke, 9000 Zeichnungen), eine Bibliothek (80,000 Bände), ein Kunst- und Naturalien-Cabinet, und eine chinesische, vom Herzog August errichtete Sammlung.

Gotha enthält sieben Kirchen, ein Fräuleinstift, ein Gymnasium mit einer ansehnlichen Bibliothek, einem physikalischen Cabinet, einem Schullehrer-Seminar, das älteste in Deutschland u. c.; dergleichen mehrere andere Schul- und Bildungs-Anstalten, einige Buchhandlungen und mancherlei Fabriken und Manufacturen. Gotha ist der Geburtsort von Blumenbach und Gotter. Vor dem Siebleber Thore ist das fürstliche Lusthaus Friedrichs-

thal mit einem schönen Parke, und im Osten auf dem Seeberge die unter Herzog Ernst II. erbaute, mit trefflichen Instrumenten versehene Sternwarte.

Gotha entstand wahrscheinlich, gleich mancher andern Stadt in Norddeutschland, zur Zeit Heinrich des Voglers. Wenigstens soll Abt Meingoth aus Harsfeld um diese Zeit Gotha mit Mauern umgeben haben. Nicht lange darauf wird Gotha als Eigenthum des Landgrafen von Thüringen erwähnt; nach dem Absterben dieser (1248) ging es an die Markgrafen von Meissen über. Ungefähr um dieselbe Zeit war ein festes Schloß zu Gotha (der Grimmstein) erbaut worden. Im Jahr 1412 wurde Gotha vom Landgrafen Friedrich dem Streitbaren und Wilhelm erobert, weil es dessen Vater, Landgraf Friedrich der Einfältige, an Fremde bringen wollte. Bei der Theilung zwischen Friedrich dem Sanftmüthigen und seinem Bruder Wilhelm kam Gotha an Letzteren, bei der abermaligen Theilung 1465 aber an den Kurfürsten Ernst. Als der Nachkomme desselben, Johann Friedrich, 1546 gegen Kaiser Karl V. kriegte und in Gefangenschaft gerieth, wurde auch Go-



(Ansicht von Gotha.)

tha und der Grimmenstein von den Kaiserlichen besetzt und letzterer geschleift. Nach des der Kur für verlustig erklärten Johann Friedrich's Tode fiel Gotha bei der Erbtheilung an dessen ältesten Sohn Johann Friedrich. Dieser verlegte seinen Wohnsitz nach Gotha, nahm sich aber unglücklicher Weise der bekannten Grumbach'schen Fändel so an, daß er in die Acht erklärt, Gotha 1567 von dem Kurfürsten von Sachsen als Achte-executor und andern Reichstruppen belagert, eingenommen, und der früher wiederhergestellte Grimmenstein nochmals und gänzlich geschleift wurde. 1572 erhielten die Söhne des gefangenen Johann Friedrich Gotha und die Umgegend wieder, verstarben jedoch ohne Erben, und Gotha fiel daher an den Herzog Johann von Weimar und da dieser seinen Besitz unter seine Söhne theilte, an den Herzog Ernst den Frommen, der es 1640 übernahm und Stifter der neuen gothaischen Linie ward. Dieser baute den Grimmenstein unter dem Namen Friedenstein wieder auf, und er so wie seine Nachkommen thaten sehr viel, um Gotha zu verschönern, bis der von Friedrich I., Sohn Ernst des Frommen, gestiftete Mannstamm 1825 mit Herzog Friedrich IV. ausstarb, und Gotha an Koburg kam. Unter Herzog August wurden 1805 die Festungswerke der Stadt geschleift.

C o l o m b a.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Man sieht es in diesem Umfande: della Rebbia und Barricini waren vertraute Freunde, so lange sie sich in Italien befand-

den, als sie aber nach Corsica zurückkehrten, sahen sie einander sehr selten, ob sie gleich in einem und demselben Dorfe wohnten und als sie starben, sagte man, sie hätten einander seit fünf bis sechs Jahren nicht begrüßt. Ihre Söhne lebten ebenfalls auf diesem Fuße oder nach der Etikette, wie man auf der Insel sagt. Der eine, Ghilfuccio, der Vater Drfos, war Militair, der andere, Giubice Barricini, Advocat. Als sie beide Familienväter geworden und da ihr Stand sie schied, hatten sie fast gar keine Gelegenheit, einander zu sehen oder von einander zu hören.

Eines Tages jedoch, um das Jahr 1809, als Giubice in Bastia in einer Zeitung las, der Capitain Ghilfuccio habe das Kreuz erhalten, sagte er vor Zeugen, das wundere ihn nicht, da der General .. die Familie protegire. Das wurde Ghilfuccio in Wien überbracht und er sagte zu einem Landsmanne, er würde bei seiner Rückkehr nach Corsica Giubice gewiß als reichen Mann wiederfinden, weil er von seinen verlorenen Prozessen mehr Vortheil zu ziehen wisse als aus denen, die er gewinne. Man hot nie erfahren, ob er damit sagen wollte, er betrüge seine Klienten oder ob er sich auf jene gewöhnliche Wahrheit beschränkte, daß eine schlechte Sache dem Advokaten immer mehr einbringt als eine gute. Genug der Advocat Barricini erfuhr diesen Ausspruch und vergaß ihn nicht. Im Jahre 1812 wünschte er zum Maire seiner Gemeinde ernannt zu werden und hatte auch alle Hoffnung, sein Ziel zu erreichen, als der General .. dem Präfecten schrieb, um demselben einen Verwandten der Frau Ghilfuccios zu empfehlen. Der Präfect beeilte sich, den Wünschen des Generals nachzukommen und Barricini zweifelte nicht, daß er das Mißlingen seines Planes den Intriguen Ghilfuccios zuschreiben habe. Nach dem Sturze des Kaisers 1814 wurde der Schützling des

Generals als Bonapartist denuncirt und durch Barricini erfegt. Dieser letztere mußte dagegen seiner Seite in den hundert Tagen weichen, übernahm aber nach diesem Sturme mit großem Pompe das Siegel der Mairie wieder.

Von diesem Augenblicke an wurde sein Stern glänzender als jemals. Der Oberst della Rebbia, der auf Halbsohd gesetzt war und sich nach Pietranera zurückgezogen hatte, mußte gegen denselben einen stillen Kampf fortwährend erneueter Chicane bestehen; bald hatte er den Schaden zu ersetzen, den sein Pferd auf dem Felde des Maires angerichtet; bald ließ dieser, unter dem Vorwande, den Fußboden in der Kirche auszubessern, eine zerbrochene Steinplatte herausnehmen, welche das Wappen der della Rebbia trug und das Grab eines Gliedes dieser Familie bedeckte. Ragten die Biegen die jungen Pflanzen des Obersten ab, so fanden die Eigenthümer der Thiere Schutz bei dem Maire; allmählig wurden der Kramer, der das Postbureau in Pietranera verwaltete, und der Sturshühe, ein alter Soldat, beide Anhänger der della Rebbia, abgesetzt und durch Creaturen Barricinis ersetzt.

Die Frau des Obersten starb, nachdem sie den Wunsch ausgesprochen hatte, in einem Wäldchen begraben zu werden, das sie gern besucht hatte; der Maire aber erklärte sogleich, sie müsse auf dem gewöhnlichen Gottesacker bestatet werden, weil er nicht berechtigt sei, eine solche isolirte Beerdigung zu gestatten. Der Oberst war wüthend darüber, erklärte, seine Frau solle, bis die Erlaubniß eintreffe, an dem von ihr gewählten Orte beigesetzt werden und ließ dort ein Grab graben. Der Maire seiner Seite ließ ein Grab auf dem Gottesacker machen und bot die Gendarmen auf, damit, wie er sich ausdrückte, die Nacht dem Gesetze bleibe. Am Tage des Begräbnisses standen die beiden Parteien einander gegenüber und man konnte einen Augenblick fürchten, daß ein Kampf um den Besitz der sterblichen Reste der della Rebbia entstehe. Vierzig gut bewaffnete Bauern, die von den Verwandten der Verstorbenen mitgebracht worden waren, nöthigten den Geistlichen, von der Kirche aus den Weg nach dem Wäldchen einzuschlagen; auf der andern Seite erschien der Maire mit seinen zwei Söhnen, seinen Anhängern und den Gendarmen, um Widerstand zu leisten. Als er ankam und die Leichenbegleitung aufforderte, zurückzugehen, wurde er mit Spott und Drohungen empfangen; seine Gegner waren zahlreicher und schienen überdies entschlossen zu sein. An mehreren Flinten wurde der Hahn gespannt und ein Schäfer legte sogar auf ihn an; aber der Oberst hielt ihm das Gewehr in die Höhe und sagte: „Niemand schieße ohne meinen Befehl.“ Der Maire hatte von Natur eine gewisse Scheu vor dem Schießen und zog sich mit seiner Bedeckung zurück. Der Leichenzug dagegen setzte sich in Bewegung und schlug den weitesten Weg ein, so daß er selbst vor der Wohnung des Maires vorüberkommen mußte. Vor dieser rief ein Wüthender, der sich dem Zuge angeschlossen hatte: „es lebe der Kaiser!“ Zwei oder drei Stimmen wiederholten den Ruf und die Rebbianisten, die sich mehr und mehr erhitzten, schlugen vor, einen Stier des Maires niederzuschießen, der ihnen zufällig entgegentrat. Zum Glück verhinderte dies der Oberst.

Man kann sich wohl denken, daß ein Protocoll aufgenommen wurde und der Maire an den Präfecten einen Bericht abgehen ließ, in welchem er erzählte, wie die göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen getreten, die Majestät des Maires und des Geistlichen verkannt und verhöhnt worden sei, der Oberst della Rebbia sich an die Spitze eines bonapartistischen Complots gestellt habe, um die Thronfolgeordnung umzustosen und die Bürger aufzufordern, sich gegen einander zu bewaffnen — Verbrechen, die in den Artikeln 88 und 91 des Strafgesetzbuches vorgesehn seien.

Die Uebertreibung dieser Klage schadete ihrer Wirkung. Der Oberst schrieb an den Präfecten und an den königlichen Procurator. Ein Verwandter seiner Frau war mit einem Deputirten der Insel verwandt und ein anderer ein Vetter des Präsidenten des königl. Gerichtshofes. In Folge dieser Protectionen wurde das Complot nicht beachtet, die Signora della Rebbia blieb in dem Wäldchen und nur der Wüthende wurde zu vierzehntägiger Haft verurtheilt.

Der Advocat Barricini, der mit dem Ausgange dieser Sache durchaus nicht zufrieden war, wendete seine Batterien nach einer andern Seite. Er suchte eine alte Urkunde hervor, nach welcher er dem Obersten das Eigenthum eines Baches streitig machte, der eine Mühle trieb. Es kam zu einem Prozesse, der lange dauerte. Nach einem Jahre wollte das Gericht das Urtheil sprechen und zwar allem Anscheine nach zu Gunsten des Obersten, als Barricini den Händen des königlichen Procurators einen Brief übergab, der von einem gewissen Agostini, berühmten Banditen, unterzeichnet war, welcher ihm, dem Maire, mit Feuer und Tod drohete, wenn er von seinen Forderungen nicht ablasse. Man weiß, daß in Corsica der Schutz der Banditen sehr gesucht ist und daß sie, um ihren Freunden gefällig zu sein, sich häufig in die Privatstreitigkeiten mischen. Der Maire benutzte diesen Brief, als ein neuer Vorfall die Sache noch mehr verwickelte. Der Bandit Agostini schrieb an den königlichen Procurator, um sich zu beklagen, daß man seine Unterschrift nachahme und seinen Character dadurch verdächtig mache, indem man die Meinung erwecke, als treibe er mit seinem Einflusse Handel. „Wenn ich den Namensverfälscher entdecke,“ sagte er zum Schlusse, „werde ich ihn exemplarisch bestrafen.“

Agostini hatte offenbar den drohenden Brief an den Maire nicht geschrieben, und die della Rebbia beschuldigten die Barricini der Fälschung, wie diese jene. Es kam von beiden Seiten zu Drohungen und die Justiz wußte nicht, auf welcher Seite sie die Schuldigen finden sollte.

Unterdeß wurde der Oberst Ghisfuccio ermordet. Am 2. Aug. 18.., als es schon dunkelte, hörte eine Frau, die Getraide nach Pietranera brachte, zwei Schüsse schnell auf einander und zwar, wie es ihr vorkam, in einem Hohlwege, der nach dem Dorfe führte, etwa 130 Schritte von der Stelle, wo sie sich befand. Fast augenblicklich darauf sah sie einen Mann, der gebückt auf einem Weinbergwege hin nach dem Dorfe zu lief. Einen Augenblick blieb der Mann stehen und drehte sich um, aber er war

zu weit entfernt, als daß die Frau Pietri seine Züge hätte erkennen können, und übrigens hatte er im Munde ein Weinblatt, das fast sein ganzes Gesicht verdeckte. Er winkte mit der Hand einem Andern, den die Frau nicht sehen konnte, dann verschwand er in dem Weinberge.

Die Frau Pietri hatte ihre Last abgelegt, lief schnell den Weg hinauf und fand den Obersten della Rebbia in seinem Blute liegen, von zwei Kugeln durchbohrt, aber noch am Leben. Neben ihm lag sein geladenes Gewehr mit gespanntem Hahne, als habe er sich zur Vertheidigung gegen eine Person bereit gestellt, die ihn von vorn angriff, als er von einer andern von hinten getroffen wurde. Er röchelte und rang mit dem Tode, konnte aber kein Wort sprechen, was die Aerzte aus der Beschaffenheit der Wunden erklärten, welche die Lungen zerrissen hatten. Das Blut ersickte ihn; es strömte langsam heraus wie rother Schaum. Bergehens richtete die Frau Pietri ihn auf und legte ihm einige Fragen vor. Sie sah wohl, daß er sprechen wollte, aber er konnte sich nicht verständlich machen. Sie bemerkte auch, daß er nach der Tasche zu greifen sich bemühte und nahm eine kleine Brieftasche heraus, die sie ihm offen hinhielt. Der Verwundete nahm den Bleistift und suchte zu schreiben. Die Frau sah, wie er mit Anstrengung einige Zeichen machte, da sie aber nicht lesen konnte, wußte sie nicht, was sie bedeuten sollten. Diese Anstrengung hatte ihn gänzlich erschöpft; er ließ die Brieftasche in der Hand der Frau Pietri, die er stark drückte, indem er sie mit einem seltsamen Blicke ansah, als wollte er sagen, wie die Frau sich ausdrückte: „es ist wichtig, es ist der Name meines Mörders.“

Die Frau Pietri ging nach dem Dorfe hinauf und begegnete dem Maire Barricini mit dessen Sohne Vincentello. Es war fast Nacht. Sie erzählte, was sie gesehen hatte. Der Maire nahm die Brieftasche und eilte in die Mairie, um seine Schärpe umzulegen und seinen Secrétaire sowie die Gendarmen zu rufen. Madelena Pietri schlug dem jungen Vincentello, mit dem sie nun allein war, vor, dem Obersten doch beizustehen, wenn er vielleicht noch lebe; Vincentello aber antwortete, wenn er sich einem Manne näherte, welcher der Todfeind seiner Familie gewesen, würde man ihn beschuldigen, denselben umgebracht zu haben. Bald darauf kam der Maire zurück, fand den Obersten todt, ließ den Leichnam aufheben und nahm ein Protocoll auf.

Trotz der bei solcher Gelegenheit natürlichen Unruhe hatte Barricini sich beeilt, die Brieftasche des Obersten zu versiegeln und alle in seiner Macht stehenden Nachforschungen anzustellen, ohne daß eine zu einer wichtigen Entdeckung führte. Als der Instructionsrichter kam, öffnete man das Portefeuille und sah auf einer mit Blut besetzten Seite einige mit zitternder Hand geschriebenen, aber doch lesbaren Buchstaben — Agosti und der Richter zweifelte nicht, daß der Oberst Agostini habe als seinen Mörder bezeichnen wollen. Colomba della Rebbia aber, die von dem Richter berufen wurde, verlangte die Brieftasche zu untersuchen. Nachdem sie lange in derselben geblättert, streckte sie die Hand nach dem Maire aus und sagte: „dieser ist der Mörder.“ Auch erzählte sie mit einer bei ihrem großen Schmerze überra-

schenden Bestimmtheit und Klarheit, ihr Vater habe einige Tage vorher einen Brief von seinem Sohne erhalten, denselben verbrannt, vorher aber mit Bleistift in seine Brieftasche die Adresse Drfos geschrieben, der den Garnisonsort gewechselt. Diese Adresse nun befand sich nicht mehr in der Brieftasche und Colomba schloß daraus, der Maire habe das Blatt, auf welchem sie gestanden und auf welches ihr Vater vielleicht auch den Namen seines Mörders geschrieben habe, herausgerissen und dafür den Namen Agostini hingeschrieben. Der Richter sah wirklich, daß ein Blatt Papier herausgerissen war; bei genauerer Untersuchung ergab es sich aber, daß noch mehrere Blätter fehlten und Zeugen sagten aus, der Oberst habe die Gewohnheit gehabt, Papier aus seiner Brieftasche herauszureißen, wenn er seine Cigarre habe anzünden wollen, und es war deshalb nicht unwahrscheinlich, daß er aus Versehen auch das Blatt herausgerissen, auf welchem die Adresse Drfos stand. Ueberdies wurde ermittelt, daß der Maire, als er die Brieftasche von der Frau Pietri erhalten, wegen der Dunkelheit in derselben nichts habe lesen können, daß er, bevor er in die Mairie gegangen, nur einen Augenblick stehen geblieben sei, daß der Gendarmeriebrigadier ihn dahin begleitet und gesehen, wie er eine Lampe anzündete, die Brieftasche in ein Papier einschlug und zusiegelte.

Als der Gendarm seine Aussage beendet hatte, fiel Colomba außer sich auf ihre Knie und beschwor ihn bei allem, was ihm heilig sei, zu erklären, ob er den Maire nicht einen Augenblick allein gelassen habe. Der Gendarm gestand nach einiger Zögerung, sichtbar bewegt durch die große Aufregung des Mädchens, der Maire sei in ein Nebenzimmer gegangen, um ein großes Papier zu holen, aber nur eine Minute geblieben und habe fortwährend gesprochen, während er das Papier in einem Bureau gesucht. Uebrigens bezeugte er, die Brieftasche habe bei der Rückkehr des Maire an derselben Stelle auf dem Tische gelegen, an welche sie derselbe bei seinem Eintritte gelegt.

Barricini machte seine Aussagen mit der größten Ruhe. Er entschuldigte, sagte er, die Heftigkeit der Signora della Rebbia und wolle sich herablassen, sich zu rechtfertigen. Er bewies, daß er den ganzen Abend in dem Dorfe und sein Sohn bei ihm vor der Mairie gewesen, als das Verbrechen begangen worden, sein zweiter Sohn Orlanduccio dagegen, der an diesem Tage das Fieber gehabt, das Bett nicht verlassen habe. Er zeigte ferner alle Gewehre in seinem Hause vor, von denen keines in der letzten Zeit abgeschossen worden war. Er setzte sodann hinzu, die Wichtigkeit der Brieftasche habe er sogleich erkannt, dieselbe deshalb eingesegelt und den Händen seines Adjuncten übergeben, da er vorausgesehen, man würde ihn wegen seiner Feindschaft mit dem Obersten in Verdacht haben. Endlich erinnerte er daran, daß Agostini demjenigen den Tod gedrohet, der einen Brief in seinem Namen geschrieben habe und sprach die Vermuthung aus, daß jener Glende den Obersten wahrscheinlich ermordet habe, weil er ihn in Verdacht gehabt. Bei Banditen sei ja eine solche Rache aus einem solchen Grunde nicht ohne Beispiel.

Fünf Tage nach dem Tode des Obersten della Rebbia wurde

Agostini von einer Abtheilung Voltigeurs überrascht und blieb im Kampfe mit denselben. Man fand bei ihm einen Brief Colom-
bas, die ihn beschwor, zu erklären, ob er den Mord, den man ihm zur Last lege, wirklich begangen habe oder nicht. Da der Bandit keine Antwort darauf gegeben, so schloß man allgemein, er habe nicht den Muth gehabt, einer Tochter zu sagen, er habe ihren Vater ermordet. Die Personen jedoch, welche den Character Agostinis zu kennen behaupteten, sagten leise, wenn er den Obersten umgebracht, würde er sich der That gerühmt haben. Ein anderer Bandit, Namens Brandolaccio, übergab Colomba eine Erklärung, in welcher er bei seiner Ehre die Unschuld seines Cameraden betheuerte; der einzige Beweis aber, den er vorbringen konnte, bestand darin, daß Agostini niemals gesagt habe, er hege Verdacht gegen den Obersten.

Die Folge von allem war, daß die Barricini freigesprochen wurden; ja der Instructionsrichter überhäufte den Maire mit Lobsprüchen und dieser krönte sein gutes Benehmen damit, daß er von allen seinen Ansprüchen auf den Bach abstand, um dessent-
wissen er mit dem Obersten della Rebbia prozessirt hatte.

Colomba improvisirte nach der Sitte des Landes vor dem Reichname ihres Vaters im Beisein der versammelten Freunde eine Ballata, in welcher sie ihren ganzen Haß gegen die Barricini aussprach und sie förmlich des Mordes beschuldigte, ihnen auch mit der Rache ihres Bruders drohete. Diese Ballata, die in das Volk übergegangen, war es, welche der Matrose vor Miß Lydia gesungen hatte. Orso, der damals in dem nördlichen Frankreich stand, suchte, sobald er den Tod seines Vaters erfuhr, um Urlaub nach, konnte denselben aber nicht erhalten. Nach einem Briefe seiner Schwester hatte er anfangs die Barricini für schuldig gehalten, bald aber erhielt er alle Actenstücke der Untersuchung und ein Schreiben des Richters gab ihm fast die Ueberzeugung, daß der Bandit Agostini die That begangen habe. Alle Vierteljahre schrieb ihm Colomba einmal, um ihren Argwohn zu wiederholen, den sie Beweise nannte. Gegen seinen Willen brachten diese Anklagen sein corsisches Blut in Wallung und bisweilen war er nahe daran, die Ruchmähungen seiner Schwester zu theilen, wenn er ihr auch in jedem Briefe wiederholte, ihre Angaben wären unbegründet und verdienten deshalb keinen Glauben. Er verbot ihr sogar, freilich vergebens, wieder davon zu sprechen. So vergingen zwei Jahre, nach deren Verlaufe er auf Halbfeld gesetzt wurde. Er gedachte nun, sein Vaterland wiederzusehen, nicht um sich an Leuten zu rächen, die er für unschuldig hielt, sondern um seine Schwester zu verheirathen und sein kleines Besitztum zu verkaufen, wenn es so viel werth sei, daß er von dem Ertrage auf dem Festlande leben könne.

7.

Sei es nun, daß die Ankunft seiner Schwester Orso mächtiger an das Vaterhaus erinnert hatte, oder daß ihn die Kleidung und das Benehmen Colombas bei seinen Freunden in Verlegenheit brachte, genug er kündigte am nächsten Tage seine Absicht an, Ajaccio zu verlassen und nach Pietranera zurückzukehren. Doch

ließ er sich von dem Obersten das Versprechen geben, bei ihm einzusprechen, wenn er nach Bastia reife.

Am Tage vor seiner Abreise schlug Orso statt der Jagd einen Spaziergang am Ufer des Golfes vor. Er gab dabei Miß Lydia den Arm und konnte ungestört mit derselben sprechen, denn Colomba war in der Stadt geblieben, um ihre Einkäufe zu besorgen, und der Oberst verließ sie jeden Augenblick, um nach Möven und Lärchen zu schießen zur großen Verwunderung der Vorübergehenden, die es nicht begreifen konnten, wie jemand sein Pulver wegen solcher Vögel verschießen könne.

Sie gingen auf dem Wege hin, der nach der Kapelle der Griechen führt, von welcher aus man die schönste Aussicht auf die Bai hat; aber sie achteten nicht darauf.

„Miß Lydia“... sagte Orso nach einer Pause, die so lange dauerte, daß sie ansing ängstlich zu werden, „offen, was halten Sie von meiner Schwester?“

— „Sie gefällt mir sehr,“ antwortete die Engländerin. „Mehr als Sie,“ setzte sie lächelnd hinzu, „denn sie ist eine ächte Corsin, während Sie ein zu sehr civilisierter Wilder sind.“

„Zu civilisirt!.. Nun ich fühle, daß ich unwillkürlich wieder ein Wilder werde, seit ich diese Insel betreten habe. Tausend schreckliche Gedanken peinigen mich.., ich mußte ein wenig mit Ihnen sprechen, ehe ich mich in meine Einöde zurückziehe.“

— „Fassen Sie nur Muth; sehen Sie die Ergebung Ihrer Schwester; sie giebt Ihnen ein gutes Beispiel.“

„Ach, täuschen Sie sich nicht. Glauben Sie nicht an ihre Ergebung. Sie hat mir noch kein Wort gesagt, aber in jedem ihrer Blicke habe ich gelesen, was sie von mir erwartet.“

— „Und was verlangt sie von Ihnen?“

„O nichts.. ich soll bloß versuchen, ob die Flinten Ihres Herrn Vaters Menschen so gut trifft als Rebhühner.“

— „Welche Idee! Und Sie können dies glauben, da Sie doch gestehen, sie habe Ihnen noch nichts davon gesagt? Es ist ja entsetzlich von Ihnen.“

„Dächte sie nicht an die Rache, so würde sie sogleich von unserm Vater gesprochen haben; sie hat es aber nicht gethan. Sie würde den Namen derer genannt haben, die sie — ich weiß es, mit Unrecht, für seine Mörder hält. Kein Wort. Sehen Sie, wir Corsen sind ein schlaues Volk. Sie sieht ein, daß sie mich nicht ganz in ihrer Macht hat und will mich nicht erschrecken, da ich ihr noch entschlüpfen kann. Hat sie mich aber erst einmal an den Rand des Abgrundes gebracht, schwindelt mir der Kopf, dann wird sie mich hinunterstoßen.“ Dann erzählte Orso der Engländerin einige Einzelheiten von dem Tode seines Vaters und erwähnte die hauptsächlichsten Beweise, die ihn veranlaßten, Agostini für den Mörder zu halten. „Nichts,“ setzte er hinzu, „konnte Colomba überzeugen. Ich sah es aus ihrem letzten Briefe. Sie hat den Barricini den Tod geschworen und, Miß Lydia, sehen Sie, welches Vertrauen ich in Sie setze, vielleicht wären sie bereits nicht mehr am Leben, hätte sie sich, nach einem der Vorurtheile, die ihre Erziehung entschuldigen muß,

nicht eingerebet, die Vollstreckung der Rache komme mir, als dem Haupte der Familie, zu und meine Ehre stehe dabei auf dem Spiele.“

— „Wirklich, Herr della Rebbia,“ sagte Miß Lydia, „Sie verläumben Ihre Schwester.“

„Nein, Sie selbst haben das richtige Wort ausgesprochen, sie ist eine ächte Corsin; sie denkt, wie Alle denken. Wissen Sie, warum ich gestern so traurig war?“

— „Nein, aber ich sehe, daß Sie seit einiger Zeit Anfällen der Melancholie ausgefetzt sind. In den ersten Tagen unserer Bekanntschaft waren Sie weit liebenswürdiger.“

„Im Gegentheile, ich war gestern heiterer, glücklicher als gewöhnlich. Ich hatte Sie so gütig, so nachsichtig gegen meine Schwester gesehen. Wir, der Oberst und ich, kamen zu Wasser zurück. Wissen Sie, was einer der Schiffer in seinem schrecklichen Dialecte zu mir sagte? — „Sie haben viel Wild erlegt, Dr. Anton, Sie werden aber doch finden, daß Orlandouccio Barricini ein besserer Schütze ist als Sie.“

— „Nun, und was liegt denn da Schreckliches in diesen Worten? Wollen Sie denn durchaus der geschickteste Schütze sein?“

„Sehen Sie denn nicht, daß der Glende meinte, ich werde nicht den Muth haben, Orlandouccio zu ermorden?“

— „Wissen Sie, Herr della Rebbia, daß ich mich vor Ihnen fürchte? Die Luft Ihrer Insel scheint nicht bloß das Fieber zu erzeugen, sondern auch närrisch zu machen. Es ist ein Glück, daß wir sie bald verlassen.“

„Nicht eher, bis Sie in Pietranera gewesen sind. Sie haben es meiner Schwester versprochen.“

— „Wenn wir dieses Versprechen nicht halten, müssen wir uns wohl auch auf eine schreckliche Rache gefaßt machen?“

„Sie werden sich erinnern, was uns neulich Ihr Herr Vater von den Hindus erzählte, die den Gouverneur der Compagnie drohen, sie würden Hungers sterben, wenn man ihren Gesuchen nicht willfahre.“

— „Das heißt, Sie würden auch den Hungertod sterben? Daran zweifelte ich. Einen Tag fasten Sie vielleicht, dann bringt Ihnen Colomba ein so appetitliches bruccio*), daß Sie Ihrem Vorhaben entsagen.“

„Sie sind grausam in ihrem Spotte, Miß Lydia; Sie sollten mich schonen. Ich bin allein hier. Nur Sie vermochten es zu verhindern, daß ich närrisch wurde, wie Sie sich ausdrücken. Sie waren mein Schutengel, und nun...“

— „Nun,“ sagte Miß Lydia in ernstem Tone, „wird Ihr so leicht zu erschütternder Verstand von Ihrer männlichen und militairischen Ehre gestützt und ...“ fuhr sie fort, indem sie sich abwendete, um eine Blume zu pflücken... „durch die Erinnerung an Ihren Schutengel, wenn diese etwas vermog.“

„Ach, Miß Lydia, wenn ich glauben könnte, daß Sie wirklich einigen Antheil...“

— „Hören Sie, Herr della Rebbia,“ entgegnete Miß Lydia etwas bewegt, „da Sie ein Kind sind, werde ich Sie als solches behandeln. Als ich ein kleines Mädchen war, gab mir meine Mutter ein schönes Halsband, das ich eifrig wünschte; aber sie sagte dabei: „so oft Du dieses Halsband umlegst, gedenke daran, daß Du das Französische noch nicht verstehst.“ — Das Halsband verlor in meinen Augen etwas von seinem Werthe. Es war für mich gleichsam ein Vorwurf geworden, aber ich trug es und lernte das Französische. Sehen Sie diesen Ring da. Es ist ein ägyptischer Scarabäus, vielleicht aus einer Pyramide. Diese seltsame Figur, die Sie vielleicht für eine Flasche halten, bedeutet das menschliche Leben. In meinem Vaterlande würden manche Leute die Hieroglyphe für sehr passend finden. Die zunächstfolgende ist ein Schild mit einem Arme, der eine Lanze hält. Dies bedeutet Kampf, Schlacht, und die Verbindung der beiden Charaktere bildet die Devise, die ich recht hübsch finde: das Leben ist ein Kampf. Meinen Sie nicht, daß ich die Hieroglyphen recht geläufig übersehe? Ein Gelehrter hat mir alles dies erklärt. Nehmen Sie, ich gebe Ihnen meinen Scarabäus. Kommt Ihnen ein schlechter corsischer Gedanke in den Kopf, so betrachten Sie meinen Talisman und sagen Sie sich, sie müßten siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, den Sie mit den bösen Leidenschaften führen. — Nun, ich predige gewiß nicht schlecht.“

„Ich werde an Sie denken, Miß Lydia, und mir sagen...“

— „Sagen Sie sich, Sie hätten eine Freundin, die trostlos sein würde, wenn ... Sie gehangen werden sollten. Es würde auch Ihren Vorfahren, den Herrn Caporali unangenehm sein.“ Nach diesen Worten ließ sie lächelnd den Arm Drso's los und eilte zu ihrem Vater. „Vater,“ sagte sie, „laß die armen Vögel und übergieße Dich mit uns poetischen Gefühlen in der Grotte Raspolons.“

S.

Es liegt immer etwas Feierliches in einer Trennung, selbst wenn sie nur auf kurze Zeit erfolgt. Drso sollte mit seiner Schwester sehr früh aufbrechen und den Abend vorher hatte er bereits Abschied von Miß Lydia genommen, da er nicht hoffte, daß Sie seinetwegen eine Ausnahme von ihrer Gewohnheit, lange zu schlafen, machen werde. Der Abschied war kalt und ernst. Seit der Unterhaltung an der Meeresküste fürchtete Miß Lydia, Drso ein vielleicht zu lebhaftes Interesse gezeigt zu haben, während Drso seiner Seite ihre Spöttereien, besonders ihren leichtfertigen Ton noch nicht vergessen hatte. Einen Augenblick hatte er in dem Benehmen der jungen Engländerin das Gefühl einer entstehenden Zuneigung zu entdecken geglaubt; jetzt aber, da ihn ihre Scherze verlegen gemacht, meinte er, er sei in ihren Augen doch nichts weiter, als ein gewöhnlicher Bekannter, der bald ganz vergessen sein würde. Sehr groß war deshalb sein Erstaunen, als er am andern Morgen früh mit dem Obersten beim Kaffee saß und Miß Lydia mit seiner Schwester eintreten sah. Sie war um fünf Uhr aufgestanden, bei einer Engländerin, und namentlich bei Miß

*) Eine Art Rahmkäse, gekocht, — ein Nationalgericht auf Corsica.

Lydia, eine Aufopferung, wegen welcher er wohl etwas eitel sein durfte.

„Es thut mir sehr leid, Sie so früh gestört zu haben,“ sagte Drso. „Gewiß hat Sie meine Schwester trotz meinen Empfehlungen gewedt und Sie werden uns zürnen. Vielleicht wünschen Sie schon, daß ich gehangen wäre.“

— „Nein,“ entgegnete Miß Lydia sehr leise und italienisch, offenbar damit ihr Vater sie nicht verstehe. „Sie zürnten gestern mit mir wegen meiner unschuldigen Scherze und ich wollte Sie keine übele Erinnerung an Ihre Dienerta mit hinwegnehmen lassen. Sie Corsen sind doch schreckliche Menschen! Leben Sie wohl, — auf baldiges Wiedersehen, wie ich hoffe.“ Und sie reichte ihm die Hand.

Drso fand keine andere Antwort als einen Seufzer. Colomba aber trat zu ihm, führte ihn in die Fensterbrüstung, zeigte ihm etwas, das sie unter ihrem Mezzaro hatte, und sprach einen Augenblick leise mit ihm.

„Meine Schwester,“ sagte Drso darauf zu Miß Lydia, „will Ihnen ein seltsames Geschenk machen; wir Corsen haben freilich nicht viel zu geben — außer unserer Liebe, die von keiner Zeit verloscht wird. Meine Schwester sagt mir, Sie hätten diesen Dolch neugierig betrachtet. Er befindet sich schon lange in unserer Familie. Wahrscheinlich hing er sonst an dem Gürtel eines jener Caporali, denen ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft verdanke. Colomba hält ihn für so kostbar, daß sie mich um die Erlaubniß ersucht, Ihnen denselben zu geben. Ich für meinen Theil weiß nicht, ob ich es gestatten soll, denn ich fürchte, Sie spotten über uns.“

— „Dieser Dolch ist allertiest,“ sagte Miß Lydia, „aber eine Familienwaffe und ich kann ihn nicht annehmen.“

„Es ist nicht der Dolch meines Vaters,“ fiel Colomba rasch ein. „Ein Vorfahr meiner Mutter erhielt ihn von dem Könige Theodor. Es wird uns Vergnügen machen, wenn ihn das Fräulein annehmen will.“

— „Beschmähen Sie den Dolch eines Königs nicht, Miß Lydia,“ setzte Drso hinzu.

Für einen Liebhaber sind Reliquien von dem Könige Theodor unendlich kostbarer als die des mächtigsten Monarchen. Die Versuchung war groß und Miß Lydia sah den Effect, den diese Waffe machen würde, wenn sie auf einem Lacktischchen in ihrem Zimmer im St. James-Palaste liege. „Aber,“ sagte sie, indem sie den Dolch zögernd nahm und ihr lebenswürdigstes Lächeln an Colomba richtete, „aber, liebe Colomba .. ich kann es nicht .. ich würde es nicht wagen, Sie so wehrlos reisen zu lassen.“

„Mein Bruder ist bei mir,“ entgegnete Colomba stolz, „und wir haben das schöne Gewehr, das Ihr Vater uns gegeben hat. Drso, haßt Du es scharf geladen?“

Miß Lydia behielt den Dolch und Colomba verlangte eine kleine Münze als Bezahlung, um die Gefahr zu entfernen, der man sich aussetzt, wenn man Freunden schneidende oder scheidende Waffen giebt.

Es mußte endlich aufgebrochen werden. Drso drückte noch

einmal die Hand der Miß Lydia, Colomba küßte sie und bot sodann ihre Rosenlippen dem Obersten, der über diese corsische Artigkeit ganz verwundert war. Von dem Fenster aus sah Miß Lydia den Bruder und die Schwester zu Pferde steigen. Die Augen Colombas glänzten von einer Schadenfreude, die Miß Lydia noch nicht bemerkt hatte. Dieses große starke Mädchen, mit ihren fanatischen Begriffen von Ehre, dem Stolz auf der Stirn, mit den von höhnlichem Lächeln umzogenen Lippen erinnerte sie an die Besorgniß Drsos und sie glaubte denselben von seinem bösen Geiste zum Verderben fortführen zu sehen. Als Drso bereits auf dem Pferde saß, sah er empor und erblickte sie. Entweder weil er ihre Gedanken errieth, oder um ihr zum letzten Male Lebewohl zu sagen, nahm er den ägyptischen Ring, den er an einer Schnur trug und küßte ihn. Miß Lydia trat erröthend von dem Fenster zurück, erschien aber gleich darauf wieder und sah die beiden corsischen Geschwister im Galopp auf den kleinen Pferden nach den Bergen zu davon jagen. Eine halbe Stunde nachher zeigte der Oberst ihr dieselben durch das Fernrohr an dem Meerbusen und sie sah, wie Drso sich häufig nach der Stadt umdrehete. Endlich verschwand er hinter den Sümpfen, die jetzt durch eine schöne Baumschule ersetzt sind.

Miß Lydia fand sich sehr blaß, als sie sich im Spiegel betrachtete.

„Was muß der junge Mann von mir denken?“ sagte sie zu sich, „und ich, was denke ich von ihm? Warum denke ich an ihn? Eine Reisebekanntschaft? Was will ich denn eigentlich auf Corsica? Ach nein, ich liebe ihn nicht .. Nein, nein, das ist unmöglich .. Und Colomba .. Ich die Schwägerin einer viceratrice, die einen großen Dolch trägt!“ Dabei bemerkte sie, daß sie den Dolch des Königs Theodor in der Hand hielt. Sie warf ihn auf die Toilette .. „Colomba in London, tanzend bei Alnacks! Welch ein lion *), großer Gott! Sie machte vielleicht Furore ... Er liebt mich, das weiß ich gewiß .. Er ist ein Romanheld, dessen abenteuerliche Laufbahn ich unterbrochen habe ... Hatte er wirklich Lust, seinen Vater auf corsische Art zu rächen? .. Er war etwas von einem Conrad und einem Dandy ... ich habe einen reinen Dandy aus ihm gemacht, einen Dandy, der einen corsischen Schneider hat! ..“

Dabei legte sie sich wieder auf ihr Bett und wollte schlafen, aber lange war ihr dies unmöglich und ich will es nicht unternehmen, ihren langen Monolog fortzusetzen, in welchem sie sich mehr als hundertmale sagte, der Herr della Rebbia sei für sie nichts gewesen und würde nichts für sie sein.

9.

Unterdes ritt Drso mit seiner Schwester weiter. Anfangs konnten sie des schnellen Laufes ihrer Pferde wegen nicht mit einander sprechen; als es aber so steil emporging, daß sie im Schritt reiten mußten, wechselten sie einige Worte über die Freunde, die

*) Um diese Zeit nannte man so in England die Personen, die sich durch irgend etwas Außerordentliches bemerkbar machten.

sie eben verlassen hatten. Colomba sprach mit Begeisterung von der Schönheit der Engländerin, von dem blonden Haar und dem freundlichen Wesen derselben. Dann fragte sie, ob der Oberst so reich sei, als er scheine und ob Miß Lydia seine einzige Tochter sei. „Dies muß eine gute Partie sein,“ meinte sie. „Ihr Vater hat Dich, wie es scheint, sehr gern.“ Da Drso nicht antwortete, so fuhr sie fort: „auch unsere Familie war sonst reich und ist noch jetzt eine der angesehensten auf der Insel. Alle diese signori*) sind Bastarde. Nur in den Caporali-Familien giebt es noch Adel und Du weißt es, Drso, daß wir von den ersten Caporali der Insel abstammen. Du weißt, daß unsere Familie von jenseits der Berge**) herkommt und daß die Bürgerkriege uns nöthigten, auf diese Seite herüberzugehen. Wäre ich an Deiner Stelle, Drso, ich würde nicht zögern, sondern um die schöne Engländerin bei ihrem Vater anhalten. (Drso zuckte die Achseln). Von ihrer Mitgift kaufte ich die Wälder der Falsetta und die Weinpflanzungen unter uns; ich bauete ein schönes steinernes Haus und setzte noch ein Stockwerk auf den alten Thurm, wo Sambuccio zur Zeit Heinrich, des bel Missero***)), so viele Mauren tödtete.“

„Colomba, Du bist eine Närrin,“ antwortete Drso, indem er sein Pferd wieder in Galopp setzte.

— „Du bist ein Mann, Dr' Anton' und weißt gewiß besser als ein Mädchen, was Du zu thun hast. Aber ich möchte wohl wissen, was dieser Engländer gegen eine Verbindung mit uns einzuwenden haben könnte. Sieht es in England auch caporali...?“

Nach einem ziemlich langen Ritte und unter solchen Gesprächen kamen die Geschwister in ein kleines Dorf nicht weit von Bocognano, wo sie anhielten, um zu essen und die Nacht über bei einem Freunde ihrer Familie zu bleiben. Sie wurden mit der corssischen Gastlichkeit aufgenommen, die man nicht würdigen kann, wenn man sie nicht selbst kennen lernte. Am andern Tage begleitete sie ihr Wirth bis eine Stunde von seinem Hause.

„Sieh da diesen Wald und diese Maquis,“ sagte er beim Abschiede zu Drso; „ein Mann, der ein Unglück angerichtet, würde da zehn Jahre lang in Frieden leben können, ohne daß ihn die Gendarmen oder Voltigeurs fänden. Diese Waldungen stoßen an die von Pizzavona und wenn man gute Freunde in

*) Man nennt signori die Nachkommen der Feudalherren von Corsica. Zwischen den Familien der signori und denen der caporali besteht ein Streit des höhern Adels wegen.

**) Das heißt von der östlichen Küste. Der sehr gewöhnliche Ausdruck, di la dei monti, ändert die Bedeutung je nach der Stellung dessen, der sich desselben bedient. — Corsica ist durch eine Bergkette von Norden nach Süden getheilt.

***) S. Filippini, lib. II. — Der Graf Arrigo bel Missere starb um das Jahr 1000 und bei seinem Tode soll man eine Stimme in der Luft gehört haben, welche die prophetischen Worte sang:

E morto il coute Arrigo bel Missere,
E Corsica sarà di male in peggio.

Bocognano oder der Umgegend hat, gebricht es einem an nichts. Du hast da ein schönes Gewehr; es muß weit tragen. Beim Blute der Madonna, welches Caliber! Damit löst sich etwas Besseres als Eber schießen.“

Drso entgegnete kalt, das Gewehr sei ein englisches und trage wirklich das Blei sehr weit. Man küßte einander und ein jedes setzte seinen Weg fort.

Schon hatten unsere Reisenden nur noch eine geringe Strecke nach Pietranera, als sie am Eingange einer Schlucht, durch welche sie hindurchmußten, mit einemmale sieben bis acht Bewaffnete erblickten, die theils auf Felsenstücken saßen, theils im Grase lagen, theils dastanden und zu warten schienen. Ihre Pferde weideten in nicht geringer Entfernung. Colomba betrachtete sie einen Augenblick mit einem Fernrohre, das sie aus der großen Ledertasche zog, welche alle Corsen auf der Reise tragen und rief dann freudig: „es sind unsere Leute. Pieruccio hat seinen Auftrag gut ausgerichtet.“

„Welche Leute?“ fragte Drso.

— „Unsere Hirten,“ antwortete sie. „Vorgestern Abend schickte ich Pieruccio fort, damit er die wackern Leute zusammen rufe und sie uns in unser Haus begleitete. Es schickt sich nicht, daß Du ohne Gefolge nach Pietranera kommst und übrigens mußt Du wissen, daß die Barricini zu allem fähig sind.“

„Colomba,“ sprach Drso in strengem Tone, „ich habe Dich so vielemal gebeten, nicht mehr von den Barricini und Deinem unbegründeten Verdachte zu sprechen. Ich werde mich gewiß nicht so lächerlich machen, mit dieser Schaar Müßiggänger einzuziehen und ich bin sehr unzufrieden damit, daß Du sie zusammenberufen hast, ohne mir vorher etwas davon zu sagen.“

— „Lieber Bruder, Du kennst Deine Heimath nicht mehr. Mir kommt es zu, über Dich zu wachen, wenn Du Dich Gefahren aussetzt. Ich mußte das thun, was ich gethan habe.“

In diesem Augenblicke liefen die Hirten, welche die Ankommenden bemerkt hatten, nach ihren Pferden und kamen ihnen im Galopp entgegen.

„Es lebe Dr' Anton!“ rief ein rüstiger Alter mit weißem Barte, der trotz der Sonnengluth einen Mantel mit Kapuze von corssischem Luche trug, das dichter ist als das Bliß der Ziegen. „Er ist das wahre Ebenbild seines Vaters, nur größer und stärker. Welch' schönes Gewehr! Von diesem Gewehre wird man reden, Dr' Anton?“

— „Es lebe Dr' Anton!“ wiederholten alle Hirten im Chor. „Wir wußten wohl, daß er doch endlich kommen werde.“

„Ach Dr' Anton,“ sagte ein großer Bursche mit ziegelfarbigem Gesichte, „wie würde sich Ihr Vater freuen, wenn er Sie empfangen könnte! Der gute Mann! Sie würden ihn wiedergesehen haben, hätte er mir glauben wollen, hätte er die Sache Giudice's durch mich ausmachen lassen. Der brave Mann! Er glaubte mir nicht; nun weiß er, daß ich Recht hatte.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 36. für die elegante Welt. 1840.

C o l o m b a.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

— „Nun,“ fiel der Alte ein, „Giudice wird durch das Warten nichts verloren haben.“

„Es lebe Dr^s Anton!“ Und ein Duzend Flintenschüsse begleitete diesen Ausruf.

Drso, der sich sehr schlecht gelaunt mitten unter diesen Männern befand, die alle zugleich sprachen und sich um ihn drängten, um ihm die Hand zu reichen, konnte sich eine ziemlich lange Zeit nicht verständlich machen. Endlich nahm er die Miene an wie an der Spitze seines Pelotons, wenn er Verweise auszutheilen hatte und sagte:

„Meine Freunde, ich danke Euch für die Liebe, die ihr mir zeigt und für Euere Liebe zu meinem Vater, aber ich lasse mir von Niemandem Rath ertheilen. Ich weiß, was ich zu thun habe.“

„Er hat Recht, er hat Recht!“ riefen die Hirten. „Sie wissen, daß Sie auf uns rechnen können.“

— „Ja, ich rechne auf Euch, jetzt aber brauche ich Niemanden und keine Gefahr bedroht mein Haus. Kehrt zu Euern Ziegen zurück. Ich kenne den Weg nach Pietranera und brauche keine Führer.“

„Fürchten Sie nichts, Dr^s Anton,“ sagte der Alte; „sie werden es nicht wagen, sich heute zu zeigen. Die Maus schlüpft in ihr Loch, wenn die Kage kommt.“

— „Alter Kater, wie heißt Du?“ fragte Drso.

„Was! Sie kennen mich nicht, Dr^s Anton, und habe Sie doch so oft auf mein Maulthier genommen, das heißt? Sie kennen Polo Griffo nicht mehr? Der ist, sehen Sie, mit Leib und Seele den della Rebbia ergeben. Sagen Sie ein Wort und wenn Ihr großes Gewehr da spricht, wird die alte Flinte da, die so alt ist wie ihr Herr, auch nicht schweigen. Darauf rechnen Sie, Dr^s Anton.“

— „Schon gut, aber bei allen Teufeln! nun geht und laßt mich meinen Weg fortsetzen.“

Die Hirten entfernten sich endlich und wendeten sich im Trabe nach dem Dorfe zu; aber auf allen hohen Punkten des Weges hielten sie an, als wollten sie sich umsehen, ob nicht irgendwo Feinde im Hinterhalte lägen, und immer hielten sie sich so nahe bei Drso und dessen Schwester, daß sie denselben im

Nothfalle beistehen konnten. Der alte Polo Griffo sagte zu seinen Gefährten: „ich verstehe ihn, ich verstehe ihn. Er sagt nicht, was er thun will, aber er thut es. Er ist das wahre Ebenbild seines Vaters. Gut, sage Du nur, daß Du Niemanden haßest; Du haßt der heiligen Rega“) ein Gelübde gethan. Bravo! Ich gebe für die Haut des Maire keine Feige. Ehe ein Monat vergeht, wird man einen Schlauch aus ihr machen können.“

So ritten diese Tirailleurs voran und der Nachkomme der della Rebbia gelangte in sein Dorf, sowie in das alte Wohnhaus der Caporali, seiner Ahnen. Die Anhänger der della Rebbia, die lange kein Oberhaupt gehabt hatten, waren ihm ihn Masse entgegengezogen und die Bewohner des Dorfes, die sich neutral verhielten, standen an ihren Thüren, um ihn vorüberkommen zu sehen. Die Anhänger der Barricini dagegen blieben in ihren Häusern und schickten durch die Ritze ihrer Fensterladen hinaus.

Pietranera ist sehr unregelmäßig gebaut wie alle Dörfer auf Corsica, denn wenn man eine Straße sehen will, muß man nach Gargese reisen, das der Herr von Marboeuf baute. Die ohne alle Ordnung hier und da zerstreut liegenden Häuser befinden sich auf dem Gipfel einer kleinen Hochebene oder eines Bergabfanges. In der Mitte des Ortes steht eine große grüne Eiche und daneben sieht man einen Trog von Granit, in den eine hölzerne Röhre das Wasser einer Quelle führt. Dieses nützliche Werk war auf gemeinschaftliche Kosten der della Rebbia und Barricini angelegt worden, aber man würde sich sehr geirrt haben, hätte man daraus auf ehemalige Freundschaft der beiden Familien schließen wollen. Im Gegentheil, es ist ein Werk ihrer Eifersucht. Der Oberst della Rebbia hatte einmal an den Gemeinderath eine kleine Summe als Beitrag zum Baue eines Brunnens abgegeben; alsbald bot der Advokat Barricini ein gleiches Geschenk und diesem Wettstreit von Freigebigkeit verdankt Pietranera sein Wasser. Um die grüne Eiche und den Brunnen her ist ein leerer Raum, den man den Platz nennt und es pflegen sich da Abends die Müßigen zu versammeln. Bisweilen spielt man da Karten, und einmal im Jahre, im Carnaval, tanzt man. An den beiden Enden des Platzes stehen Gebäude, die eher hoch als groß und von Granit und Schiefer erbaut sind, — die feindlichen Thürme der della Rebbia und Barricini. Die

*) Diese Heilige findet sich freilich nicht in dem Kalender. Sieh der heiligen Rega widmen, heißt, vorsätzlich alles läugnen.

Bauart ist gleichförmig, die Höhe gleich und man sieht, daß die Rivalität der beiden Familien immer bestand, ohne daß das Schicksal zwischen ihnen entschied.

Es dürfte hier der Ort sein zu erklären, was man unter dem Worte „Thurm“ verstehen muß. Es ist dies ein vierseitiges Gebäude von etwa vierzig Fuß Höhe, das man in einem andern Lande ganz einfach ein Taubenhäus nennen würde. Die schmale Thüre öffnet sich acht Fuß vom Boden und man gelangt dahin auf einer sehr steilen Treppe. Ueber der Thüre befindet sich ein Fenster mit einer Art Balcon, der unten durchlöchert ist wie ein Durchschlag, so daß man einen Herantretenden ohne Gefahr erschlagen kann. Zwischen dem Fenster und der Thüre sieht man zwei plump ausgehauene Schilder. Das eine zeigte sonst das Kreuz von Genua; da es aber jetzt gänzlich zerstört ist, so kann es höchstens nur noch für die Alterthumsforscher von Interesse sein. Auf dem andern Schilde befindet sich das Wappen der Familie, welche den Thurm besetzt. Zur Vervollständigung des Schmuckes denke man sich die Spuren einiger Kugeln an den Schildern und an dem Fenster und man wird sich eine Vorstellung von einem mittelalterlichen Herrenhause auf Corsica machen können. Ich vergaß zu erwähnen, daß die Wohngebäude an den Thurm stoßen und im Innern mit demselben gewöhnlich in Verbindung stehen.

Der Thurm und das Haus der della Rebbia stehen an der Nordseite des Platzes von Pietranera, der Thurm und das Haus der Barricini an der südlichen. Die Promenade der della Rebbia nun ist der Raum zwischen dem nördlichen Thurme und dem Brunnen, die der Barricini an der entgegengesetzten Seite. Seit dem Begräbnisse der Gattin des Obersten hatte man nie ein Glied einer dieser beiden Familien an einer andern Seite des Platzes erscheinen sehen, als an der, welche ihr durch eine gewisse stillschweigende Uebereinkunft angewiesen war. Um einen Umweg zu vermeiden, wollte Drso vor dem Hause des Matre vorüberreiten; seine Schwester aber forderte ihn auf, ein Gäßchen einzuschlagen, das sie zu ihrem Hause führe, ohne daß sie nöthig hätten, über den Platz zu reiten.

„Warum das?“ fragte Drso; „gehört der Platz nicht Allen?“ Und er trieb sein Pferd an.

— „Muthiges Herz!“ sprach Colomba leise. „Water, Du wirst gerächt werden!“

Auf dem Plage stellte sich Colomba zwischen das Haus der Barricini und ihren Bruder und wendete die Augen von den Fenstern ihrer Feinde nicht ab. Sie bemerkte, daß sie sich seit kurzem eingeschlossen und archere angebracht hatten. Archere nennt man kleine Oeffnungen in Gestalt von Schießlöchern zwischen den dicken Holzstücken, mit denen man den untern Theil eines Fensters verlegt. Wenn man einen Angriff fürchtet, verbarricadirt man sich auf diese Weise und man kann hinter diesen Scheiten hervor sicher auf die Feinde schießen.

„Die Memmen!“ sagte Colomba. „Sieh, Bruder, sie fangen bereits an, sich vorzusehen. Sie verbarricadiren sich. Sie werden aber doch einmal herauskommen müssen!“

Das Erscheinen Drso's an der südlichen Seite des Platzes machte großes Aufsehen in Pietranera und wurde für einen Beweis von fast tollkühnem Muth gehalten. Die Neutralen, die sich des Abends unter der großen Eiche versammelten, sprachen von nichts weiter. „Er kann sich glücklich schätzen,“ sagten sie, „daß die Söhne Barricini's noch nicht zurückgekommen sind, denn sie sind weniger geduldig als der Advokat und sie hätten vielleicht ihren Feind nicht über ihr Gebiet ziehen lassen, ohne daß er schwer dafür büßte.“ „Erinnere Dich an das, was ich Dir sagen will, Nachbar,“ setzte ein alter Mann hinzu, welcher das Drama des Dorfes war. „Ich habe heute das Gesicht Colomba's genau betrachtet. Sie hat etwas im Sinne. Ich rieche Pulver. In kurzem wird es wohlfeiles frisches Fleisch in Pietranera geben.“

10.

Drso, der sehr jung von seinem Vater fortgekommen war, hatte ihn nicht genau gekannt. Er hatte Pietranera mit seinem funfzehnten Jahre verlassen, um in Pisa zu studieren und war von da in die Militärschule übergegangen, während Ghilfuccio den kaiserlichen Adlern durch Europa folgte. Auf dem Festlande hatte ihn Drso einige wenigemale gesehen und nur 1815 bei dem Regimente gestanden, das sein Vater befehligte. Der Oberst, der in Hinsicht auf Disciplin unbeugsam war, behandelte da seinen Sohn wie die andern jungen Lieutenants, d. h. sehr streng. Die Erinnerung, welche Drso von ihm behalten, war doppelter Art. Er sah ihn vor sich in Pietranera, wie er ihm seinen Säbel anvertraute, ihn den Schuß aus dem Gewehre ziehen ließ, wann er von der Jagd zurückkam oder ihn zum erstenmal mit an den Familientisch nahm. Dann gedachte er des Obersten della Rebbia, der ihn eines leichtsinnigen Streiches oder Versehens wegen in Arrest schickte und nicht anders nannte als „Lieutenant della Rebbia.“ — „Lieutenant della Rebbia, Sie sind nicht an Ihrem Plage, — drei Tage Arrest. — Ihre Tirailleurs sind fünf Me-tres zu weit von der Reserve, — fünf Tage Arrest. — Sie tragen schon fünf Minuten nach zwölf Uhr bloß die Dienstmüge, — acht Tage Arrest.“ Ein einzigesmal, bei Quattr Bras, hatte er zu ihm gesagt: „sehr gut, Drso, aber nur vorsichtig.“ Diese letzten Erinnerungen riefen ihm übrigens nicht Pietranera in den Sinn. Der Anblick der Plätze, wo er seine Kinderjahre verlebte, die Gerüche seiner Mutter, die er so sehr geliebt, weckten in seinem Herzen gar manche freundliche und schmerzliche Empfindungen; die düstere Zukunft aber, die sich für ihn vorbereitete, die unbestimmte Besorgniß, die seine Schwester ihm einflößte, vor allem der Gedanke, daß Miß Nevil in sein Haus kommen werde, das ihm jetzt so klein, so armselig, so durchaus unpassend für eine an allen Luxus gewöhnte Person vorkam, alle diese Gedanken bildeten ein Chaos in seinem Kopfe und entmuthigten ihn ganz und gar.

Er setzte sich zum Abendessen in einen großen Lehnstuhl von schwarz gewordenem Eichenholze, in welchem sein Vater den Vorsatz an dem Familientische hielt, und lächelte, als er sah, wie Colomba zögerte, sich mit ihm an den Tisch zu setzen. Er dankte

ihr übrigens das Schweigen, das sie während des Abendessens beobachtete, sowie ihr baldiges Fortgehen nach demselben, denn er fühlte sich noch zu sehr erregt, als daß er den Angriffen hätte widerstehen können, die sie ohne Zweifel gegen ihn beabsichtigte. Colomba schonte ihn absichtlich und wollte ihm Zeit lassen, erst völlig zu sich zu kommen. Lange blieb er, den Kopf in die Hand gestützt, unbeweglich und überdachte noch einmal die Vorfälle der letzten vierzehn Tage. Er sah mit Schrecken, was jeder von ihm in Bezug auf die Barricini erwartete und schon bemerkte er, daß die Meinung von Pietranera ansing, für ihn die Meinung der Welt zu sein. Er mußte sich rächen, wenn er nicht für eine feige Memme gelten wollte. Aber an wem sich rächen? Er konnte die Barricini des Mordes nicht schuldig halten. Sie waren allerdings die Feinde seiner Familie, aber es gehörten die starken Vorurtheile seiner Landsleute dazu, wenn man ihnen einen Mord Schuld geben wollte. Bisweilen betrachtete er den Kalisman der Miß Revil und sprach leise die Devise vor sich hin: „das Leben ist ein Kampf.“ Dann setzte er mit festem Tone hinzu: „ich werde siegreich aus ihm hervorgehen.“ Nach diesem guten Gedanken stand er auf, nahm die Lampe und wollte sich in sein Schlafzimmer begeben, als man an die Thüre klopfte. Es war eine ungewöhnliche Besuchszeit. Gleich darauf erschien Colomba mit dem Mädchen, das ihnen diente. „Es ist nichts,“ sagte sie, indem sie an die Thüre ging, doch fragte sie, ehe sie öffnete, wer da sei. Eine sanfte Stimme antwortete: „ich bin es;“ alsbald wurde der hölzerne Kiesel von der Thüre zurückgezogen und Colomba erschien in dem Speisezimmer mit einem kleinen Mädchen von etwa zehn Jahren, das barfuß und von Lumpen bedeckt war und um den Kopf ein schlechtes Tuch geschlungen hatte, unter welchem lange rabenschwarze Haarbüschel hervorquollen. Das Kind war hager, blaß und sonnenverbrannt; in seinen Augen aber glänzte das Feuer des Verstandes. Als es Drso sah, blieb es schüchtern stehen und machte ihm eine häuerliche Verbeugung, dann sprach es leise mit Colomba und übergab dieser einen erst kürzlich geschossenen Fasan.

„Ich danke Dir, Ghili,“ sagte Colomba. „Danke Deinem Oheim. Er befindet sich wohl?“

— „Sehr wohl, Signora, Ihnen zu dienen. Ich konnte nicht früher kommen, weil er spät ausblieb. Ich habe drei Stunden in dem Maquis auf ihn gewartet.“

„Und Du hast noch nicht gegessen?“

— „Nein, Signora; ich hatte keine Zeit dazu.“

„Man wird Dir etwas geben. Hat Dein Oheim noch Brod?“

— „Wenig, Signora; besonders aber fehlt es ihm an Pulver. Die Kastanien werden reif und er braucht nun nichts weiter als Pulver.“

„Ich werde Dir ein Brod für ihn geben und Pulver. Sag ihm aber, er möge es schonen, denn es ist theuer.“

— „Colomba,“ fragte Drso in französischer Sprache, „wen unterstützest Du so?“

„Einen armen Banditen aus dem Dorfe,“ antwortete

Colomba in derselben Sprache. „Die Kleine da ist seine Nichte.“

— „Es scheint mir, als könntest Du Deine Gaben besser anwenden. Warum einem solchen Menschen Pulver schicken, der es brauchen wird, um Verbrechen zu begehen? Ohne diese beklagenswerthe Schwachheit und Nachsicht gegen die Banditen, von der hier Jedermann angesteckt zu sein scheint, würden sie lange schon von Corsica verschwunden sein.“

„Es sind nicht die Schlechtesten, die im Freien sind.“

— „Gieb ihnen Brod, wenn Du willst, das darf man Niemanden versagen; aber warum man ihnen auch Schießbedarf liefern soll, sehe ich nicht ein.“

„Lieber Bruder,“ sagte Colomba in erstem Tone, „Du bist hier Herr und alles in diesem Hause gehört Dir, aber, das sage ich Dir, ich würde dem Mädchen da lieber meinen Mezzaro geben, damit sie ihn verkaufe, als einem Banditen Pulver verweigern. Es wäre dies eben so gut, als überlieferte man ihn den Gendarmen. Was schützt ihn gegen dieselben, wenn es seine Flinte nicht thut?“

Das kleine Mädchen aß unterdeß begierig von dem Stücke Brod und sah dabei aufmerksam bald Colomba, bald deren Bruder an, als wolle sie in den Augen derselben errathen, was sie sprachen.

„Und was hat denn Dein Bandit gethan? Wegen welches Verbrechens hat er sich in die Maquis geflüchtet?“

— „Brandolaccio hat kein Verbrechen begangen,“ entgegnete Colomba. „Er erschoss Giovan' Dpizzo, der seinen Vater ermordet hatte, während er in der Armee diente.“

Drso wendete das Gesicht ab, nahm die Lampe und ging, ohne ein Wort zu antworten, in sein Zimmer hinauf. Dann gab Colomba dem Kinde Pulver und Lebensmittel, brachte dasselbe an die Thüre und sagte ihm da eindringlich: „besonders möge Dein Oheim über Drso wachen.“

II.

Drso konnte lange nicht einschlafen und erwachte deshalb sehr spät, wenigstens für einen Corsen. Kaum war er aufgestanden, so fiel ihm das Haus seiner Feinde mit den Archers in die Augen. Er ging hinunter und fragte nach seiner Schwester. „Sie ist in der Küche und gießt Kugeln,“ antwortete ihm die Magd Saveria. Er konnte also keinen Schritt thun, ohne von dem Bilde des Krieges verfolgt zu werden.

Colomba saß wirklich da auf einem Schemel, umgeben von frisch gegossenen Kugeln.

„Was zum Teufel machst Du da?“ fragte ihr Bruder.

— „Du hättest keine Kugeln für die Flinte des Obersten,“ antwortete sie mit ihrer sanften Stimme; „ich habe eine passende Form gefunden und Du sollst noch heute vierundzwanzig Patronen erhalten, lieber Bruder.“

*) Alla campagna sein, heißt Bandit sein. Bandit ist kein gebäfftes Wort und heißt so viel als Verbannter.

— „Ich brauche sie, Gott sei Dank! nicht.“
 „Du darfst Dich nicht unvorbereitet überraschen lassen, Dr. Anton. Du hast Dein Vaterland ganz vergessen, sowie die Leute, die um uns her leben.“

— „Ich würde es vergessen haben, hättest Du mich nicht immer daran erinnert. Sage mir, ist nicht vor einigen Tagen ein großer Koffer angekommen?“

„Ja, lieber Bruder. Soll ich ihn in Dein Zimmer hinauf tragen?“

— „Du ihn hinauftragen? Du würdest ihn kaum erheben können. Ist kein Mann da, der es thun könnte?“

„Ich bin nicht so schwach, als Du wohl meinst,“ sagte Colomba, indem sie den Kermel aufstriefte und einen weißen, runden, vollkommen geformten Arm zeigte, der nicht gemeine Kraft verrieth.

„Komm, Saveria,“ sagte sie zu der Magd, „hilf mir.“ Schon hob sie den schweren Koffer allein, als Drso kam, um ihr beizusehen.

„Es befindet sich in diesem Koffer etwas für Dich, liebe Colomba. Du wirst mir es nicht übel nehmen, daß ich Dir so ärmliche Geschenke bringe, aber die Börse eines Lieutenants auf Halbsold ist nicht zum Besten versehen.“ Während er dies sagte, öffnete er den Koffer und nahm einige Kleider, einen Shawl und andere Dinge heraus, die ein junges Mädchen brauchen kann.

— „Ach wie schön!“ rief Colomba. „Ich will alles schnell einschließen, damit es nicht verderbe. Ich hebe es auf bis zu meiner Hochzeit,“ setzte sie mit traurigem Lächeln hinzu, „denn jetzt trauere ich noch.“ Und sie küßte dem Bruder die Hand.

„Es ist affectirt, liebe Schwester, so lange zu trauern.“
 — „Ich habe es geschworen,“ sagte Colomba in festem Tone. „Ich werde die Trauer nicht ablegen.“ und sie blickte dabei nach dem Hause der Barricini.

„Als an Deinem Hochzeitstage!“ sagte Drso, der den Schluß des Sages vermeiden wollte.

— „Ich gebe meine Hand,“ entgegnete Colomba, „keinem andern Manne als dem, der dreierlei gethan hat.“ Und sie sah noch immer finster nach dem feindlichen Hause.

„Ich wundere mich, Colomba, daß Du, da Du doch so hübsch bist, Dich noch nicht verheirathet hast. Sage mir, wer Dir den Hof macht. Ich werde gewiß viele Serenaden hören und sie müssen schön sein, wenn sie einer so großen voceratrice, wie Du es bist, gefallen sollen.“

— „Ach, wer wird eine arme Waise nehmen wollen! Und der Mann, um dessentwillen ich die Trauer ablegen soll, muß den Frauen da unten Trauer bringen.“

„Das wird zu arg!“ dachte Drso; aber er antwortete nicht, um nicht mehr von der Sache hören zu müssen.

— „Auch ich habe Dir etwas zu bieten, lieber Bruder,“ sagte Colomba in schmeichelndem Tone. „Die Kleider, die Du trägst, sind für unsere Gegend zu schön. Dein hübscher Rock würde in

zwei Tagen zerrissen sein, wolltest Du ihn in den Maquis tragen. Du mußt ihn aufbewahren, bis Miss Revil kommt.“ — Dann schloß sie einen Schrank auf und nahm einen vollständigen Jägeranzug heraus. — „Ich habe Dir eine Sammetjacke gemacht und da ist auch eine Mütze, wie sie unsere Stuger tragen; ich habe sie schon vor langer Zeit für Dich gestickt. Willst Du es versuchen?“

Sie zog ihm dabei eine große Jacke von grünem Sammet an, die eine ungeheure Tasche auf dem Rücken hatte. Dann setzte sie ihm eine spitze Mütze von schwarzem Sammet auf, die in derselben Farbe gestickt war und sich in einer Troddel endigte.

„Da ist auch der Gürtel *) unseres Vaters,“ setzte sie hinzu; „sein Dolch befindet sich in der Tasche Deiner Jacke. Ich hole nun auch das Pistol.“

— „Ich sehe aus wie ein ächter Theaterbandit,“ sagte Drso, indem er sich in einem kleinen Spiegel besah, den ihm Saveria vorhielt.

„Ach, wie schön Sie aussehen, Dr. Anton,“ rief die alte Dienerin; „der schönste pinsuto **) von Bocagnano oder Basselica ist nicht so schön.“

Drso frühstückte in seinem neuen Anzuge und sagte dabei seiner Schwester, der Koffer enthalte auch einige Bücher und er wolle noch mehrere für sie von Frankreich und Italien kommen lassen. „Denn es ist eine Schande, Colomba,“ setzte er hinzu, „daß ein erwachsenes Mädchen, wie Du, Dinge noch nicht weiß, welche auf dem Festlande den kleinen Kindern bekannt sind.“

„Du hast Recht, lieber Bruder,“ antwortete Colomba; „ich weiß wohl, was mir fehlt und ich will auch gern lernen, besonders wenn Du mir Unterricht giebst.“

Es vergingen einige Tage, ohne daß Colomba den Namen der Barricini aussprach. Sie war immer für ihren Bruder beschäftigt und sprach häufig mit ihm von Miss Revil. Drso las mit ihr französische und italienische Bücher und wunderte sich bald über ihre treffenden Bemerkungen, bald über ihre völlige Unbekanntschaft mit den gewöhnlichsten Dingen.

Eines Morgens nach dem Frühstück ging Colomba einen Augenblick hinaus und statt mit Papier und einem Buche wiederzukommen, erschien sie mit ihrem Mezzaro auf dem Kopfe. Sie sah noch ernster aus als gewöhnlich. „Lieber Bruder,“ sagte sie, „ich bitte Dich, mich zu begleiten.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Carchera, Gürtel, in welchen man Patronen steckt. An der linken Seite wird ein Pistol angehängen.

**) Pinsuto, so nennt man den, welcher die spitze Mütze trägt, barreta pinsuta.

Bilder-Magazin

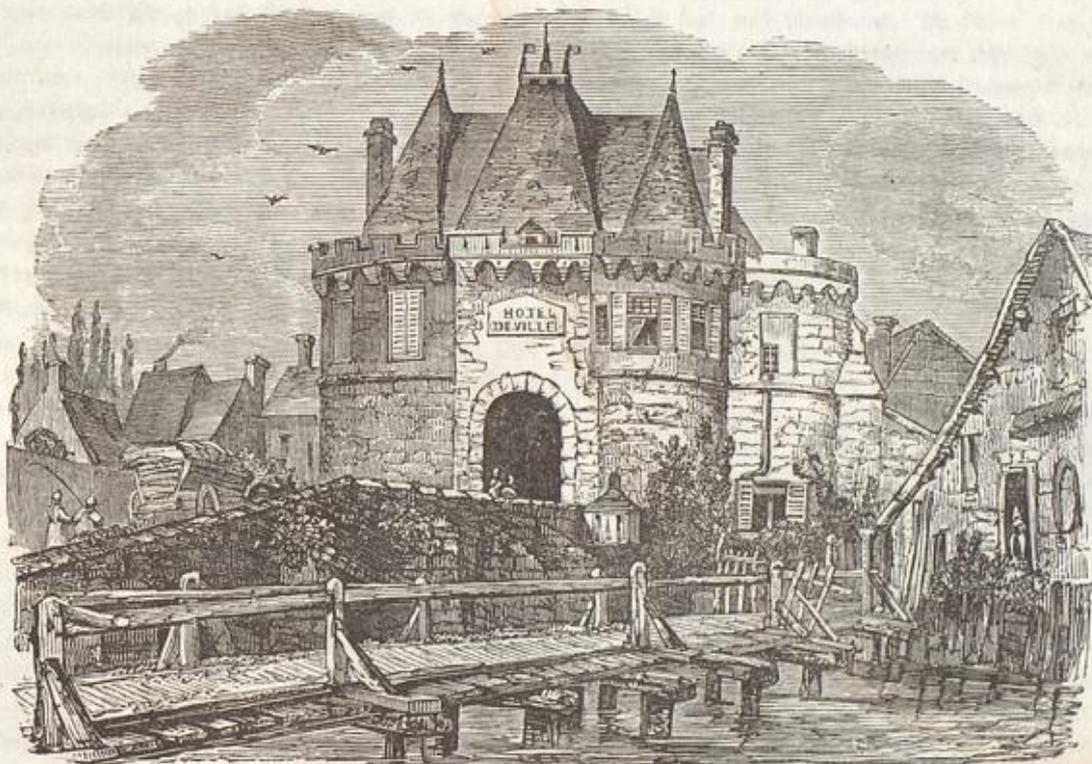
N^o 37. für die elegante Welt. 1840.

Bendome in Frankreich.

Bendome liegt im Herzen Frankreichs, im Departement Loir et Cher, dessen Hauptstadt es ist. Es hat manchem ausgezeichneten Manne in Frankreich den Herzogs-Titel gegeben. Der erste war Cäsar, Sohn Heinrichs IV. und der schönen Gabrielle von Estrée. Von ihm stammte Louis, Herzog von Bendome, ab, ein ausgezeichnete General zur Zeit Ludwig's XIV. Er wurde 1654 geboren, trat frühzeitig in Militärdienste und erhielt im Jahr 1702 den Oberbefehl über die französische Armee im spanischen Erbfolge-Kriege. Nachdem er sich in Tyrol, Italien und den Niederlanden ausgezeichnet, wurde der Herzog von Burgund über ihn gesetzt, und die Uneinigkeit der beiden Feldherren bewirkte die Niederlage der Franzosen bei Dubenarde im Jahr 1708. Durch den Einfluß der Frau von Maintenon wurden die trefflichsten und erfahrensten Feldherren,

wenn sie das Unglück hatten, ihr zu missfallen, abgesetzt oder degradirt; auch der Herzog von Bendome wurde zurückberufen. Als aber die Angelegenheiten Philipp's V. von Spanien ein mißliches Ansehen zu zeigen begannen, ersuchten die Spanier Ludwig XIV., ihnen Bendome zu Hülfe zu schicken; und die Ankunft dieses ausgezeichneten Generals änderte gar bald den Stand der Dinge. Den 9. December 1710 schlug er den österreichischen General Staremberg bei Villaviciosa; nachdem er Philipp wieder auf seinem Thron besetzt, starb er im Jahre 1712 und wurde im Escorial begraben. Sein Bruder Philipp war Groß-Prior des Ordens der Maltheſer-Ritter in Frankreich.

Obgleich aber der Titel „Herzog von Bendome“ verhältnißmäßig neueren Ursprungs ist, so ertheilte doch die Stadt schon einige Jahrhunderte früher den Grafen-Titel; denn es war ein Graf von Bendome, es war Louis von Bourbon, der in der Schlacht bei Agincourt, in der ersten Hälfte des funfzehnten



(Schulhaus in Bendome.)

Jahrhunderts in englische Gefangenschaft gerieth; er wurde nach London geführt und im Tower eingesperrt, wo er den „heiligen Thränen“ des Erlösers ein Gelübde brachte. Kurze Zeit darauf gelang es ihm, aus dem Tower zu entkommen und nach Vendome zurückzukehren. Hier ertheilte er zum Andenken an seine Befreiung den Befehl, daß die Stadt-Obriegkeit jedes Jahr einen Gefangenen in Freiheit setzen sollte. Die Art und Weise, auf welche dieser Befehl eine lange Reihe von Jahren hindurch vollzogen ward, war folgende: Am Charfreitage fand ein großer Aufzug in Vendome statt, wobei einer von den Mitziehenden ein Gefäß trug, enthaltend die heiligen Thränen Christi, von dem Erlöser auf dem Grabe des armen Lazarus vergossen. Hierauf kam ein Gefangener, einfach gekleidet und eine Wachsfackel in der Hand tragend, welcher zu Ende der Ceremonie seine Freiheit erhielt. Dieses Privilegium, einen Gefangenen zu befreien, wurde zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts angefochten, und zwar auf den Grund hin, daß es durch keinen Patent-Brief vom Könige bestätigt worden. Aber der berühmte *Aguessau*, Kanzler von Frankreich, war der Meinung, daß trotz diesem Mangel in der Form besagtes Vorrecht fernerhin verstattet werden dürfe, vorausgesetzt, daß der zu befreiende Gefangene des Mitleids würdig sei. Unter dieser Bedingung ertheilte der König durch einen Gnadenbrief seine Genehmigung. Und so wurde der Gebrauch noch eine Zeitlang nach dieser Periode beibehalten.

Vendome ist auf zwei nebeneinander liegenden Inseln der Loire erbaut. Außer fünf Kirchen enthält es die Ruinen der

Benedictiner-Abtei zur heiligen Dreieinigkeith, welche *Geoffroy Martel*, Graf von Anjou, im Jahr 1032 gründete. Ein Hügel, welcher die Stadt beherrscht, ist mit den Trümmern eines alten Castells, der Residenz der Herzoge von Vendome, gekrönt, welches während der ersten französischen Revolution zerstört wurde; bei derselben Gelegenheit zerstörten die republikanischen Fanatiker die Gräber von manchen bourbonischen Fürsten. Der Plan der Stadt ist schlecht, und ihre Bauart kann nicht auf Lob Ansprüche machen.

Vendome war vordem befestigt und wurde während der Kriege der Lige von *Heinrich IV.* erobert; seitdem sind seine Festungswerke zerstört worden. Vor der französischen Revolution enthielt Vendome ein Franziskaner-, ein Capuziner-, ein Ursuliner-Kloster *cc.*, aber im Verlauf der Zeit sind mehrere dieser Anstalten eingegangen.

C o l o m b a.

Novelle von Prosper Mérimé.

(Fortsetzung.)

„Wo hin?“ fragte *Drso*, indem er ihr den Arm bot.

— „Deinen Arm brauche ich nicht, Bruder,“ antwortete sie, „aber nimm Deine Flinte und Deine Patronen. Ein Mann darf nie unbewaffnet ausgehen.“

„Nun, der Mode muß man sich fügen. Wohin gehen wir?“

Colomba antwortete nicht, zog den Mezzaro um den Kopf, rief den Hund und ging. Drso folgte ihr. Sie entfernte sich mit großen Schritten von dem Dorfe und schlug einen Hohlweg ein, der sich in den Weinpflanzungen hinschlängelte, sie schied aber den Hund voraus, dem sie ein Zeichen gab, welches derselbe zu verstehen schien, denn er lief im Zickzack fort, bald auf diese, bald auf jene Seite, immer funfzig Schritte vor seiner Herrin her. Er schien seinen Auftrag, die Gegend zu recognosciren, nicht besser ausführen zu können.

„Sobald Muscato bellt,“ sagte Colomba, „nimm die Flinte zur Hand und bleibe unbeweglich stehen.“

Eine halbe Stunde vom Dorfe, nach vielen Umwegen, blieb Colomba endlich mit einemmale an einer Stelle stehen, wo der Weg eine Krümmung machte. Hier stand eine kleine Pyramide von Zweigen, von grünen und bürren. An der Spitze oben ragte ein schwarzes hölzernes Kreuz hervor. In mehreren Gegenden Corsicas, besonders im Gebirge, nöthiget ein ungemein alter Gebrauch, der vielleicht mit dem Aberglauben der Heidenzeit zusammenhängt, die Vorübergehenden, einen Stein oder einen Zweig an die Stelle zu legen, wo ein Mensch eines gewaltsamen Todes starb. Lange Jahre hindurch, so lange das Gedächtniß an sein tragisches Ende sich erhält, häuft sich diese seltsame Dpfergabe von Tag zu Tage auf. Man nennt dies den Haufen (mucchio) des Ermordeten.

Colomba blieb vor diesem Zweighaufen stehen, brach von einem Baume einen Ast ab und legte ihn auf die Pyramide. „Drso,“ sagte sie dann, „hier starb unser Vater. Laß uns für seine Seele beten, lieber Bruder.“ Und sie kniete nieder. Drso folgte ihrem Beispiele. In diesem Augenblicke läutete langsam die Glocke im Dorfe, denn in der Nacht war ein Mann gestorben. Drso konnte die Thränen nicht zurückhalten.

Nach einigen Minuten stand Colomba mit trockenem Auge auf und machte eilig mit dem Daumen, wie ihre Landsteute, das Kreuz, das meist ihre feierlichen Schwüre begleitet. Dann zog sie den Bruder mit sich fort und schlug den Weg nach dem Dorfe wieder ein. Sie kehrten schweigend in ihr Haus zurück. Drso ging in sein Zimmer hinauf. Einen Augenblick darauf folgte ihm Colomba mit einem Kästchen, das sie auf den Tisch setzte. Sie öffnete dasselbe und nahm ein Hemd mit großen Blutflecken heraus. „Das ist das Hemd Deines Vaters, Drso.“ Und sie warf es ihm auf die Knie. — „Das ist das Blei, das ihn traf.“ Und sie legte auf das Hemd zwei Kugeln. — „Drso, mein Bruder!“ rief sie dann, indem sie ihm in die Arme stürzte und ihn mit aller Kraft umfaßte, „Drso, Du wirst ihn rächen!“ Sie umschlang ihn in einer Art Wuth, küßte die Kugeln und das Hemd und verließ das Zimmer, in welchem Drso wie versteinert sitzen blieb.

Er saß so eine geraume Zeit und wagte die gräßlichen Reliquien nicht von sich zu entfernen. Endlich raffte er sich auf, legte sie zusammen wieder in das Kästchen und warf sich am an-

bern Ende des Zimmers auf sein Bett, das Gesicht nach der Wand zugekehrt, den Kopf von dem Kissen bedeckt als wolle er den Anblick irgend eines gräßlichen Bildes vermeiden. Die letzten Worte seiner Schwester klangen unaufhörlich in seinen Ohren wieder und es war ihm, als höre er ein verderbliches, unvermeidliches Drakel, das Blut, unschuldiges Blut von ihm verlangte. Ich will es nicht versuchen, die Gefühle des unglücklichen jungen Mannes zu schildern. Lange blieb er in derselben Lage, ohne es zu wagen, den Kopf umzudrehen. Endlich aber stand er auf, schloß das Kästchen, verließ eilig das Haus und schritt in das Freie hinaus, ohne zu wissen, wohin er sich wenden wollte.

Allmählig wurde es ihm in der freien Luft leichter um das Herz; er wurde ruhiger und er betrachtete ziemlich kaltblütig seine Lage, sowie die Mittel, die ihn aus derselben wohl befreien könnten. Er hielt die Barricini des Nordes nicht schuldig, wie man bereits weiß, aber er beschuldigte sie, den Brief des Banditen Agostini untergeschoben zu haben und dieser Brief, so glaubte er wenigstens, hatte den Tod seines Vaters veranlaßt. Daß er sie als Fälscher nicht anklagen konnte, sah er vollkommen ein. Wenn trotzdem die Vorurtheile oder die Instincte seiner Heimath auf ihn einstürzten und ihm vorhielten, wie leicht eine Rache an einer Biegung des Weges sei, so wies er sie gewaltsam und mit Abscheu zurück, indem er an seine Kameraden beim Regimente, an die Salons in Paris und besonders an Miß Nevil dachte. Dann dachte er an die Vorwürfe seiner Schwester und das Corfische, das noch in seinem Character lag, rechtfertigte dieselben, machte sie sogar noch schneidender. In diesem Kampfe zwischen seinem Gewissen und seinen Vorurtheilen blieb ihm eine einzige Hoffnung, nämlich unter irgend einem Vorwande einen Streit mit einem der Söhne des Advokaten anzufangen und sich mit demselben zu schlagen. Ihn so durch eine Kugel oder durch einen Degenstich umzubringen, paßte zu seinen corfischen wie zu seinen französischen Ideen. Er befreundete sich mit diesem Auskunftsmittel immer mehr, dachte daran, wie er es zur Ausführung bringe und fühlte sich bereits sehr erleichtert, als andere noch angenehmere Gedanken beitrugen, seine sieberhafte Aufregung noch mehr niederzuschlagen. Cicero vergaß seinen gewaltigen Schmerz über den Tod seiner Tochter Tullia darüber, daß er in seinem Geiste alle die schönen Dinge überdachte, die er über diesen Gegenstand sagen könnte; Shandy tröstete sich auf ähnliche Weise über den Verlust seines Sohnes und Drso kühlte sich das Blut durch den Gedanken ab, er könne der Miß Nevil eine Schilderung von seinem Gemüthszustande vorlegen, die die schöne Engländerin gewiß in hohem Grade interessiren werde.

So kam er wieder an das Dorf zurück, von dem er sich entfernt hatte, ohne es zu bemerken, als er die Stimme eines kleinen Mädchens hörte, das wahrscheinlich allein zu sein glaubte und auf dem Wege am Rande des Maquis sang. Es war die langsame eintönige Melodie der Leichenklagen und das Kind sang: „für meinen Sohn, meinen Sohn in fremdem Lande bewahrt mein Kreuz auf und mein blutiges Hemd...“

„Was singst Du da, Kleine?“ fragte Drso in scheltendem Tone, indem er mit einemale vortrat.

— „Ach, Sie sind es, Dr' Anton“, rief das Kind etwas erschrocken. „Es ist ein Lied von Signora Colomba.“

„Daß Du es nie wieder singst!“ gebot Drso mit schrecklicher Stimme.

Das Kind sah bald rechts, bald links, wahrscheinlich weil es nicht wußte, nach welcher Seite hin es entfliehen sollte. Trotzdem wäre es sicherlich sogleich davon gelaufen, hätte es nicht ein großes Paket gehabt, das neben ihm im Grase lag.

Drso schämte sich seiner Festigkeit.

„Was trägst Du da, liebe Kleine?“ fragte er so sanft als möglich.

Chilina antwortete nicht, er hob also das Tuch auf und sah, daß ein Brod und andre Lebensmittel sich darin befanden.

„Wem bringst Du dieses Brod, liebes Kind?“ fragte er weiter.

— „Sie wissen es, meinem Dheime.“

„Ist Dein Dheim nicht Bandit?“

— „Ihnen zu dienen, Herr Dr' Anton.“

„Wenn Dich die Gendarmen sehen, werden sie Dich fragen, wobin Du gehst...“

— „Ich sage ihnen,“ antwortete das Kind ohne Zögerung, „ich bringe den Leuten zu essen, welche dort Holz fällen.“

„Wenn aber ein hungriger Jäger käme und er nähme Dir Deine Lebensmittel ab?“

— „Das wagt Niemand. Ich würde sagen, sie wären für meinen Dheim.“

„Der ist freilich nicht der Mann, der sich seine Mahlzeit nehmen ließe.. Dein Dheim hat Dich wohl recht lieb?“

— „Ach ja, Dr' Anton'. Seit mein Vater gestorben ist, sorgt er für die Familie, für die Mutter, für mich und die kleine Schwester. Ehe die Mutter krank wurde, empfahl er sie den reichen Leuten und bat sie, sie möchten ihr Arbeit geben. Der Maire giebt mir alle Jahre ein neues Kleid und der Pfarrer lehrt mich lesen, seit mein Dheim mit ihnen gesprochen hat. Ihre Schwester aber ist besonders gütig gegen uns.“

In diesem Augenblicke erschien ein Hund auf dem Wege. Das kleine Mädchen steckte zwei Finger in den Mund und pfliff sehr stark; alsbald kam der Hund herbei, lieblosete sie und jagte dann in das Dickicht zurück. Bald darauf erschienen zwei schlecht gekleidete, aber gut bewaffnete Männer wenige Schritte von Drso, als wären sie bis dahin in dem Myrthen Dickicht wie Schlangen am Boden hingetrochen.

„Ah, Dr' Anton', willkommen!“ sagte der Ältere der beiden Männer. „Sie kennen mich nicht mehr?“

— „Nein,“ entgegnete Drso, indem er ihn forschend ansah.

„Es ist doch merkwürdig, wie sehr ein Mensch durch einen Bart und eine spitze Mütze verändert wird! Sehen Sie mich nur recht an, mein Herr Lieutenant. Haben Sie denn Ihre Kameraden von Waterloo ganz vergessen? Erinnern Sie sich

nicht mehr an Brando Savelli, der an jenem Unglückstage mehr als eine Patrone neben Ihnen abgebissen hat?“

— „Wie! Du bist es?“ rief Drso. „Du desertirtest im Jahre 1816!“

„Wie Sie sagen, mein Herr Lieutenant. Der Dienst langweilt und dann hatte ich hier eine Rechnung auszugleichen. Ha! ha! Chili, Du bist ein braves Mädchen. Sieh schnell her, denn wir haben Hunger. Sie machen sich keine Vorstellung davon, Herr Lieutenant, welchen Appetit man in dem Maquis bekommt. Wer schickt uns dies, Signora Colomba oder der Maire?“

— „Nein, Dheim, die Müllerin gab mir dies und eine Decke für die Mutter.“

„Was will sie von mir?“

— „Sie sagte, die Leute, welche sie zum Ausroden angenommen, verlangten einen höhern Lohn und Kastanien, weil das Fieber unter Pietranera herrsche.“

„Die faulen Lagediebe! Ich werde mich erkundigen. — Ohne Umstände, Herr Lieutenant, wollen Sie unsere Mahlzeit theilen? Wir haben schon schlechter mit einander gegessen.“

— „Ich danke. — Man hat mich auf Halbsold gesetzt.“

„Ja, ich hörte davon, aber ich wette, Sie waren nicht sehr böse darüber. Sie haben auch eine Rechnung ins Reine zu bringen. — Nun, Pfaff“, sagte der Bandit zu seinem Kameraden, „zu Tische! Herr Drso, ich stelle Ihnen den Herrn Pfarrer vor, d. h. ich weiß nicht, ob er Pfarrer ist, aber ein Gelehrter ist er.“

— „Ein armer Student der Theologie“, sagte der zweite Bandit, „den man verhinderte, seinem Berufe zu folgen. Wer weiß? Vielleicht wäre ich Pabst geworden, Brandolaccio.“

„Und wodurch wurde die Kirche Ihres Lichtes beraubt?“ fragte Drso.

— „Durch eine Kleinigkeit. Ich hatte eine Rechnung auszugleichen, wie mein Freund Brandolaccio sagt, wegen einer Schwester, die eine Thorheit begangen, während ich mich in Pisa mit alten Büchern herumquälte. Ich mußte hierher kommen, um sie zu verheirathen; der Bräutigam aber starb drei Tage vor meiner Ankunft am Fieber. Ich wendete mich also, wie Sie an meiner Stelle auch gethan haben würden, an den Bruder des Verstorbenen. Man sagte mir, er sei schon verheirathet. Was war zu thun?“

„Das war allerdings eine schlimme Verlegenheit. Und was thaten Sie?“

— „Es war einer der Fälle, in welchen man den Flintenstein zu Hilfe nehmen muß.“

„Das heißt...?“

— „Ich jagte ihm eine Kugel durch den Kopf,“ antwortete der Bandit ganz gelassen.

Drso machte eine Geberde des Abscheues, doch blieb er, entweder aus Neugierde oder in dem Wunsche, die Rückkehr in sein

*) La scaglia, ein sehr gewöhnlicher Ausdruck.

Haus zu verzögern, und setzte das Gespräch mit den beiden Männern fort, deren jeder wenigstens einen Mord auf dem Gewissen hatte.

Während sein Kamerad sprach, legte Brandolaccio ihm Brod und Fleisch vor; dann langte er sich selbst zu und gab auch seinem Hunde, den er Orso unter dem Namen Brusco vorstellte und der, wie der Bandit rühmend erwähnte, einen Voltigeur unter jeder Bekleidung wunderbarer Weise sofort erkenne. Zuletzt schnitt er ein Stück Brod und Schinken auch für seine Richte ab.

„Das Banditenleben ist doch schön!“ rief der Student, nachdem er einige Bissen gegessen hatte. „Sie werden es vielleicht auch noch kennen lernen, Herr della Rebbia, und eines Tages erfahren, wie angenehm es ist, keinen Herrn zu haben als seinen eigenen Wunsch.“ Bis dahin hatte der Bandit italienisch gesprochen; jetzt fuhr er französisch fort: „Corsica ist für einen jungen Mann kein eben unterhaltendes Land; aber für einen Banditen, welcher Unterschied! Die Weiber und Mädchen sind in uns ganz vernarrt! Ich habe, so wie Sie mich da sehen, drei Geliebte in drei verschiedenen Bezirken. Ueberall bin ich zu Hause. Eine ist sogar die Frau eines Gendarmen.“

— „Die Kleine da werde ich verheirathen, wenn sie funfzehn Jahre alt geworden ist. Ich habe schon eine Partie für sie,“ sagte der andere.

„Du wirst wohl für sie?“ fragte Orso.

— „Allerdings. Glauben Sie, wenn ich zu einem reichen Manne sage, ich, Brando Savelli, lähe es gern, wenn sein Sohn Michelina Savelli heirathe, er lasse sich lange nöthigen?“

„Ich wollte es ihm nicht rathen,“ fiel der andre Bandit ein. „Der Kamerad hat eine ziemlich schwere Faust und er weiß sich Gehorsam zu verschaffen.“

— „Wäre ich ein Schuß,“ fuhr Brandolaccio fort, „eine Cahaille, so brauchte ich nur den Beutel aufzumachen und es würde Geld hineinregnen.“

„Es liegt wohl etwas in Deinem Beutel, das das Geld anzieht?“ fragte Orso.

— „Nein, aber wenn ich, wie es Manche thun, an einen reichen Mann schreibe: ich brauche hundert Francs, so würde er sie mir sogleich schicken. Aber ich bin ein Mann von Ehre, Herr Lieutenant.“

„Wissen Sie, Herr della Rebbia,“ sagte der Bandit, den sein Kamerad den Pfaffen nannte, „wissen Sie, daß es in diesem Lande mit so einfachen Sitten doch einige Glende giebt, welche die Achtung benutzen, die wir durch unsere Pässe (er zeigte auf sein Gewehr) einflößen, und unsere Unterschrift zu Wechsell machen?“

— „Ich weiß es,“ fiel Orso schnell ein, „aber zu welchen Wechsell?“

„Vor sechs Monaten,“ fuhr der Bandit fort, „ging ich bei Drezza hin. Da kam ein Mann auf mich zu, der seine Mütze schon von weitem abnahm und sagte: „ach, Herr Pfarrer“ — sie nennen mich immer so — „verzeihen Sie mir; lassen Sie mir

Zeit; ich konnte nur 55 Francs zusammenbringen, wahrhaftig nicht mehr.“ Ich war höchlich verwundert und fragte: „was soll das heißen? 55 Francs? — „Ich wollte sagen 65,“ antwortete er mir, aber die hundert, die Sie verlangen, kann ich wahrhaftig nicht schaffen.“ — „Ich habe 100 Francs von Dir verlangt? Ich kenne Dich ja gar nicht.“ Da zeigte er mir einen Brief oder vielmehr einen schmutzigen Wisch, durch den er aufgefordert wurde, 100 Francs an einen angezeigten Ort zu legen, sonst würde Giocanto Gastriconi, (so heiße ich) ihm sein Haus anstecken und seine Kühe erschiesen. Man hatte die Schändlichkeit begangen, meine Unterschrift nachzumachen! Am meisten ärgerte es mich, daß der Brief in dem gewöhnlichen Dialecte geschrieben und voll von orthographischen Fehlern war. Als wenn ich, der alle Preise auf der Universität gewann, orthographische Fehler mache! Zuerst gab ich dem Manne eine Ohrfeige, daß er sich zweimal umdrehte. „Hältst Du mich für einen Spigbuben, Schuß Du?“ fragte ich und gab ihm einen Fußtritt. Das hatte mich etwas erleichtert und ich setzte hinzu: „wann sollst Du das Geld an den bezeichneten Ort bringen?“ — „Noch heute.“ — „So trage es hin.“ — Es war am Fuße einer Fichte an einer genau beschriebenen Stelle. Er trug das Geld hin, vergrub es dort und kam wieder zu mir. Ich lauerte in der Nähe und wartete mit meinem Manne sechs Stunden lang. Da erschien ein Bastiaccio*), ein schändlicher Bucherer. Er bückte sich, um das Geld zu nehmen; ich schoß und hatte so gut gezielt, daß sein Kopf in Stücke auf das Geld fiel. „Nun,“ sagte ich zu dem Bauer, „nimm Dein Geld, aber gib Giocanto Gastriconi nie wieder eine solche Niederträchtigkeit Schuld.“ Der arme Teufel hob zitternd seine 65 Francs auf, ohne sich die Mühe zu geben, sie abzuwischen und dankte mir. Ich gab ihm zum Abschied noch einen Fußtritt.“

„Ach, Pfaff, um diesen Schuß beneid' ich Dich,“ sagte Brandolaccio. „Du mußt viel gelacht haben.“

— „Ich hatte den Bastiaccio an den Schlaf getroffen,“ fuhr der Bandit fort, „und es erinnerte mich an die Verse Virgils:

... Liquefacto tempora plumbo

Dissidit, ac multa porrectum extendit arena.

Liquefacto? Glauben Sie, Herr Orso, daß eine Bleikugel durch die Schnelligkeit, mit der sie die Luft durchschneidet, geschmolzen werden kann? Sie haben ja die Schießkunst studirt und müssen mir sagen können, ob dies eine Wahrheit oder ein Irrthum ist.“

Orso sprach lieber über diese Frage der Physik, als über das Moralische der That. Brandolaccio, der an dieser wissenschaftlichen Untersuchung kein Vergnügen fand, unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß die Sonne untergehen wolle. — „Da Sie nicht

*) Die Bergcorfen verabscheuen die Bewohner von Bastia und sehen dieselben gar nicht für Landleute an. Sie sagen niemals Bastiese, sondern stets Bastiaccio und die Endung accio wird bekanntlich bisweilen im verächtlichen Sinne gebraucht.

mit uns haben essen wollen, Dr. Anton," sagte er, „so rathe ich Ihnen, Signora Colomba nicht länger warten zu lassen. Auch ist es nicht immer gut, nach Sonnenuntergang noch unterwegs zu sein. Warum gehen Sie ohne Gewehr aus? Es giebt schlechte Menschen in der Gegend; sehen Sie sich vor. Heute haben Sie nichts zu fürchten; die Barricini bringen den Präfecten in ihr Haus; sie trafen ihn unterwegs und er bleibt einen Tag in Pietranera, ehe er, wie man sagt, in Corto einen Grundstein legt. Er schläft bei den Barricini; morgen aber sind sie wieder frei. Vincentello ist ein schlechter Bursche und Orlanduccio taugt nicht viel mehr. Sehen Sie zu, daß Sie den einen heute, den andern morgen treffen; aber seien Sie immer auf Ihrer Hut. Weiter sage ich Ihnen nichts.“

„Ich danke für den guten Rath," sagte Drso; „wir haben nichts mit einander auszumachen.“

Der Bandit steckte die Zunge an die Seite der Wange und klatschte ironisch damit, antwortete aber nicht. Drso stand auf, um zu gehen.

„Ich vergaß," sagte Brandolaccio, „Ihnen für Ihr Pulver zu danken; es kam recht zu gelegener Zeit. Jetzt fehlt mir nichts mehr — als Schuhe, aber ich werde mir vergleichen von der Haut eines Muffelthieres machen.“

Drso drückte dem Banditen zwei Fünffrancsstücke in die Hand und sagte:

„Colomba schicke Dir das Pulver, hier hast Du etwas, wo für Du Dir Schuhe kaufen magst.“

„Herr Lieutenant," sprach Brandolaccio, indem er ihm die beiden Geldstücke zurückgab, „halten Sie mich für einen Bettler? Brod und Pulver nehme ich an, etwas anderes mag ich nicht.“

„Alle Soldaten, glaubte ich, dürften sich unter einander beisehen.“

Ehe er ging, steckte er dem Banditen das Geld in die Tasche, ohne daß er es bemerkte.

„Leben Sie wohl, Dr. Anton," sagte der Theolog. „Vielleicht finden wir uns eines Tages in dem Maquis wieder und setzen dann die Studien über Virgil fort.“

Drso hatte seine Landsteute seit einer Viertelstunde verlassen, als er Jemanden hinter sich aus allen Kräften rufen hörte. Es war Brandolaccio.

„Es ist zu stark, Herr Lieutenant," rief er außer Athem, „zu stark. Da sind Ihre zehn Francs. Von einem Andern hätte ich es nicht geduldet. Grüßen Sie Signora Colomba. Sie haben mich ganz außer Athem gebracht. Gute Nacht!“

12.

Drso fand Colomba über seine lange Abwesenheit etwas besorgt; als sie ihn aber erblickte, nahm sie jene traurig-heitere Miene wieder an, die ihr gewöhnlicher Gesichtsausdruck war. Während des Abendessens sprachen sie nur von gleichgiltigen Dingen und Drso, den dies ruhige Aussehen seiner Schwester ermutigte, erzählte ihr sein Zusammentreffen mit den Banditen,

„Brandolaccio ist ein rechtschaffener Mann," sagte Colomba, „Castricont aber soll ein Mensch ohne Grundsätze sein.“

— „Ich glaube," sagte Drso, „es ist einer so viel werth als der andere. Beide stehen in offenem Kampfe mit der Gesellschaft. Ein erstes Verbrechen zwingt sie jeden Tag zu neuen Verbrechen und doch tragen sie vielleicht nicht so viel Schuld als manche Leute, die nicht in den Maquis wohnen.“

Ein Freudenstrahl glänzte auf der Stirn seiner Schwester.

„Ja," fuhr Drso fort; „diese Glenden haben Ehre nach ihrer Art. Ein grausames Vorurtheil, nicht niedrige Habucht hat sie zu dem Leben getrieben, das sie führen.“

Es folgte eine Pause.

— „Mein Bruder," sagte Colomba, „indem sie ihm Kaffee einschenkte, „weißt Du, daß in voriger Nacht Baptist Pietri gestorben ist?“

„Wer ist dieser Pietri?“

— „Ein Mann aus dem Orte da, der Mann Mabelenas, welche die Brieftasche von unserm sterbenden Vater empfing. Seine Wittve kam zu mir und bat mich, etwas bei ihr zu singen. Du mußt auch mitgehen. Es sind unsere Nachbarn und in einem solchen kleinen Orte darf man diese Artigkeit nicht verweigern.“

„Ich sehe es nicht gern, daß meine Schwester so öffentlich auftritt.“

— „Drso," antwortete Colomba, „jeder ehrt die Todten nach seiner Art. Die ballata haben wir von unsern Vorfahren und wir müssen sie deshalb als eine alte Sitte ehren. Mabelena ist nicht fähig dazu und die alte Fiorispina, die beste Boceratrice der Gegend, ist krank. Jemand muß doch die ballata singen.“

„Glaubst Du denn, Baptist werde seinen Weg in die andere Welt nicht finden, wenn man an seinem Sarge keine schlechten Verse singt? Geh, wenn Du willst, Colomba; ich werde Dich auch begleiten, wenn Du glaubst, daß es nöthig ist, aber improvisire nicht; es schickt sich bei Deinem Alter nicht; ich bitte Dich darum, Schwester.“

— „Lieber Bruder, ich habe es bereits versprochen. Es ist hier Sitte, wie Du weißt, und ich wiederhole, es ist außer mir Niemand da, der improvisiren könnte.“

„Ein dummer Gebrauch.“

— „Ich singe auch nicht gern so. Es erinnert mich an alles Unglück unserer Familie. Morgen werde ich krank sein; aber es muß geschehen. Erlaube es mir Bruder. Erinnerere Dich, daß Du in Ajaccio mich auffordertest zur Unterhaltung einer jungen Engländerin zu improvisiren, die über unsere alten Gebräuche spottet. Könnte ich nicht auch heute für arme Leute improvisiren, die es mir Dank wissen werden und denen es ihren Kummer erleichtert?“

„Nun, so thu' was Du willst. Ich wette, Du hast Deine Ballata bereits fertig und willst sie nicht umsonst gemacht haben.“

— „Nein, ich könnte so etwas nicht voraus machen, lieber Bruder. Ich stelle mich vor den Todten und denke an die Hin-

terlassenen. Die Thränen treten mir in die Augen und dann singe ich, was mir eben einfällt.“

Alles dies wurde mit solcher Einfalt gesprochen, daß man unmöglich auch nur die geringste dichterische Eitelkeit bei der Signora Colomba annehmen konnte. Derso ließ sich erbitten und ging mit seiner Schwester in das Haus Pietris. Der Todte lag auf einem Tische mit verdecktem Gesichte in der größten Stube des Hauses. Thüren und Fenster standen offen und um den Tisch her brannten mehrere Kerzen. Zu Häupten des Todten stand die Wittwe und hinter ihr nahmen viele Weiber die eine ganze Seite der Stube ein; an der andern standen die Männer mit entblößtem Haupte, die Augen auf den Leichnam gerichtet, still und schweigend. Jeder Neuankommende trat an den Tisch, küßte den Todten*), nickte der Wittwe und deren Sohne zu und trat dann in den Kreis, ohne ein Wort zu sprechen. Von Zeit zu Zeit unterbrach indeß Einer der Anwesenden die feierliche Stille, um einige Worte an den Verstorbenen zu richten. — „Warum hast Du Deine gute Frau verlassen?“ sagte eine Frau. „Hatte sie Dich nicht gut gepflegt? Was fehlte Dir? Warum wartetest Du nicht noch einen Monat, da würde Dir Deine Schwiegertochter einen Sohn gegeben haben?“

Ein großer junger Mann, der Sohn Pietris, brückte die kalte Hand seines Vaters und rief: „ach, warum bist Du nicht an der male morte gestorben?“ wir hätten Dich gerächt.“

Das waren die ersten Worte, die Derso beim Eintreten hörte. Bei seinem Anblicke öffnete sich der Kreis und ein schwaches neugieriges Gemurmel verrieth die Erwartung der Versammlung, die durch die Anwesenheit der Voceratrice erregt worden war. Colomba küßte die Wittwe, ergriff eine Hand derselben und blieb so einige Minuten mit niedergeschlagenen Augen stehen. Dann warf sie ihren Mezzaro zurück, blickte den Todten starr an, bückte sich über denselben, fast so bleich als er und begann:

„Carl Baptist! Christus nehme Deine Seele auf! — Leben heißt Leiden. — Du gehst an einen Ort, wo es weder Sonnengluth noch Kälte giebt. — Du brauchst Deinen schweren Spaten nicht mehr, Deine Arbeit hat aufgehört. — Von nun an sind alle Deine Tage Feiertage. — Carl Baptist, möge Deine Seele bei Jesus sein! — Dein Sohn verwaltet Dein Haus. — Ich sah die Eiche fallen, die der Libaccio verbort hatte. — Ich glaubte, sie sei todt. — Ich kam wieder vorüber und ihre Wurzel — hatte einen Sproßling getrieben. — Der Sproßling ist eine Eiche geworden mit weitem Schatten. — Unter ihren starken Zweigen, Waddete, ruhe aus, — und denke an die Eiche, die nicht mehr ist.“

Madelena begann hier ganz laut zu schluchzen und mehrere Männer, die hätte es die Gelegenheit gegeben, so kaltblütig wie auf Rebhühner auf Christen geschossen haben würden, wischten sich große Thränentropfen von den gebräunten Wangen.

So fuhr Colomba eine Zeit lang fort, wendete sich bald an den Todten, bald an die Familie dessen, ließ auch, wie es in der

*) Diese Sitte besteht noch in Rocognano.

**) La male morte, der gewaltsame Tod.

ballata häufig geschieht, den Verstorbenen selbst sprechen, um seine Freunde zu trösten, oder ihnen guten Rath zu ertheilen. Je länger sie so improvisirte, einen um so erhabenern Ausdruck nahm ihr Gesicht an und dasselbe färbte sich mit einem durchscheinenden Roth, welches den Glanz ihrer Zähne und das Feuer ihrer Augen noch mehr hervorhob. Sie war die Zauberin auf dem Dreifuße. Außer einigen Seufzern und unterdrückten Schluchzen hörte man nicht das mindeste Geräusch in der Menge um sie her. Derso selbst, obgleich für diese wilde Poesie minder empfänglich als ein anderer, fühlte sich allmählig von der allgemeinen Erregung ergriffen. In einem dunkeln Winkel der Stube weinte er gleich dem Sohne Pietris.

Mit einemmale gab sich eine kleine Bewegung unter den Zuhörern kund; der Kreis öffnete sich und mehrere Fremde traten ein. An der Churfurcht, die man ihnen erwies, an der Bereitwilligkeit, mit welcher man ihnen Platz machte, ließ sich leicht erkennen, daß es wichtige Personen waren, deren Anwesenheit das Haus hoch ehrte. Niemand aber redete sie an, um die ballata nicht zu stören. Derjenige, welcher zuerst eintrat, schien etwinc vierzig Jahre alt zu sein. Sein schwarzer Anzug, das rot-as-Bändchen, die Amtsmiene auf seinem Gesichte ließen sogleich ihm den Präfecten errathen. Ihn folgte ein gebückter Alter galligem Aussehen, der hinter grünen Brillengläsern mit M als den schüchternen und besorgten Blick verbarg. Er trug eisehell schwarzen Frack, der für ihn zu groß war und, ob er wohl nigen ganz neu, offenbar schon vor vielen Jahren gemacht war. Er hielt sich immer neben dem Präfecten, als wollte er sich in dem Schatten desselben verbergen. Hinter ihm erschienen noch zwei junge hochgewachsene Männer mit sonnenverbrannter Farbe, gewaltigen Backenbärten und stolzen anmaßenden Blicken. Derso hatte während seiner Abwesenheit die Physiognomien der Leute seines Geburtsortes vergessen; der Anblick des Alten mit der grünen Brille aber weckte in seiner Seele sogleich Erinnerungen aus früheren Zeiten. Uebrigens gab ihn schon seine Ankunft mit dem Präfecten zu erkennen. Es war der Advocat Barricini, der Maire von Pietranera, der mit seinen beiden Söhnen kam, um dem Präfecten Gelegenheit zu geben, eine ballata zu hören. Schwer dürfte sich beschreiben lassen, was in diesem Augenblicke in der Seele Derso's vorging; gewiß ist, daß die Anwesenheit des Feindes seines Vaters in ihm eine Art Abscheu erregte und sein Herz sich mehr als je dem so lange bekämpften Verdachte öffnete.

Die beweglichen Züge Colombas nahmen bei dem Anblicke des Mannes, dem sie tödtlichen Haß zugeschworen hatte, sogleich einen düstern Ausdruck an. Sie erbleichte; ihre Stimme wurde heiser und der begonnene Vers erstarb auf ihren Lippen. Bald jedoch nahm sie ihre ballata wieder auf und fuhr mit neuer Heftigkeit fort:

„Wann der Sperber klagt — vor seinem leeren Neste — fliegen die Staare umher — und spotten seines Schmerzes (Hier hörte man ein unterdrücktes Lachen der beiden eben angekommenen jungen Männer, welche die Metapher ohne Zweifel für zu lähn hielten). — Der Sperber wird erwachen, — wird seine Flügel entfalten — und seinen

Schnabel im Blute haben! — Auch Dich, Karl Baptist, — an den Deine Freunde den letzten Abschied richten, — den sie genug beweint haben — wird die arme Waise allein nicht beweinen. — Warum sollte sie Dich beweinen? — Du bist entschlafen hochbetagt — mitten unter Deiner Familie — vorbereitet, vor dem Allmächtigen zu erscheinen. — Die Waise beweint ihren Vater, — den schändliche Mörder meuchlings umbrachten, — ihren Vater, dessen rothes Blut unter dem Haufen grüner Zweige liegt. — Aber sie hat sein Blut gesammelt, — jenes edele, unschuldige Blut; — sie hat es über Pietranera ausgegossen, — damit es ein tödtliches Gift werde. — Und Pietranera wird bezeichnet bleiben, — bis ein schuldiges Blut — die Spur des unschuldigen Blutes verwischt hat.“

Nach diesen Worten sank Colomba auf einen Stuhl und zog ihren Mezzaro wieder über das Gesicht. Man hörte sie schluchzen. Die weinenden Frauen drängten sich um die Improvisatrice; mehrere Männer warfen wilde Blicke auf den Maire und dessen Söhne und einige Greise murrten über das Kergerniß, das Klatsch durch ihre Gegenwart gegeben. Der Sohn des Verstorbenen umginge sich durch die Menge hindurch und wollte eben den Maire suchen, so schnell als möglich sich zu entfernen; dieser hatte zu dem diese Aufforderung gar nicht abgewartet. Er schritt eben mehr — der Thüre hinaus und seine Söhne waren bereits auf der Haut. Der Präfect wendete einige Worte der Theilnahme an den jungen Pietri und folgte dann sogleich den Vorausgegangenen. Drso dagegen trat zu seiner Schwester, nahm ihren Arm und führte sie aus der Stube hinaus. „Begleitet sie,“ sagte der junge Pietri zu einigen seiner Freunde, „und sorgt, daß ihnen nichts geschehe!“ Mehrere junge Männer steckten sogleich den Dolch in den linken Armel ihrer Jacke und begleiteten Drso und dessen Schwester bis an die Thüre ihres Hauses.

13.

Colomba war athemlos, völlig erschöpft und vermochte kein Wort zu sprechen. Sie lehnte ihren Kopf auf die Achsel ihres Bruders und hielt eine Hand desselben in den ihrigen. Obwohl Drso ihr den Schluß der ballata durchaus nicht Dank wusste, war er doch viel zu besorgt, als daß er ihr einen Vorwurf gemacht hätte. Er wartete schweigend auf das Ende der Nervenkrisis, als man an die Thüre klopfte. Saveria trat ganz bestürzt herein und meldete — den Präfecten. Alsbald richtete sich Colomba auf, als schäme sie sich ihrer Schwäche und stützte sich auf einen Stuhl, der sichtbar unter ihrer Hand zitterte.

Der Präfect begann mit einigen gewöhnlichen Entschuldigungen wegen der ungewöhnlichen Zeit seines Besuchs, bedauerte Colomba, sprach von der Gefahr der starken Aufregungen, tadelte die Sitte der Trauerklagen, die das Talent der Vocatrice für die Anwesenden gerade noch peinlicher mache, brachte geschickt seinen leisen Vorwurf wegen der letzten Improvisation an, änderte dann den Ton und sagte: „Herr della Rebbia, ich habe Ihnen viele Grüße von Ihren englischen Freunden zu überbringen. Miß

Revil läßt sich auch Ihrer Schwester empfehlen. Sie hat mir einen Brief an Sie übergeben.“

„Miß Revil einen Brief an mich?“

„Leider habe ich ihn nicht bei mir, in fünf Minuten aber sollen Sie ihn haben. Ihr Vater war unwohl. Wir fürchteten einen Augenblick, er werde von unserm schrecklichen Fieber befallen werden. Zum Glück ist er gut davon gekommen, wie Sie sich selbst überzeugen werden, denn Sie werden ihn, glaube ich, bald sehen.“

„Miß Revil muß sehr besorgt gewesen sein.“

„Zum Glück erfuhr sie die Gefahr erst, als sie schon vorüber war. Sie hat viel von Ihnen und Ihrer Schwester mit mir gesprochen.“ — Drso verneigte sich. — „Sie scheint große Freundschaft für Sie beide zu hegen. Sie besetzt bei einem höchst anmuthigen Aeußern und scheinbarem Leichtsinne einen scharfen Verstand.“

„Sie ist ein reizendes Mädchen,“ sagte Drso.

„Fast auf ihre Bitte komme ich hierher. Niemanden ist die traurige Geschichte, an die ich Sie gern nicht erinnern möchte, genauer bekannt als mir. Da Herr Barricini noch Maire von Pietranera ist und ich der Präfect dieses Departements bin, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, was ich von einem gewissen Verdachte halte, den, wenn ich gut unterrichtet bin, gewisse Personen gegen Sie ausgesprochen, den Sie aber, ich weiß es, mit dem Unwillen zurückgewiesen haben, den man von Ihrer Stellung und Ihrem Charakter erwarten mußte.“

„Colomba,“ sagte Drso, der sich unruhig auf dem Stuhle hin und her bewegte, „Du bist sehr ermüdet. Lege Dich nieder.“

Colomba machte ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe. Sie hatte ihre gewöhnliche Ruhe wiedergesunden und heftete ihre glühenden Augen auf den Präfecten.

„Herr Barricini,“ fuhr dieser fort, „wünscht sehr, die Feindseligkeiten aufhören zu sehen, . . . nämlich jenen Zustand der Ungewißheit, in welchem Sie sich einander gegenüber befinden. . . Ich für meinen Theil, würde sehr erfreut sein, könnte ich die Verhältnisse wieder zu Stande bringen, die zwischen Leuten stattfinden müssen, welche einander nur zu achten haben. . .“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn Drso mit bewegter Stimme, „ich habe niemals den Advokaten Barricini beschuldigt, meinen Vater umgebracht zu haben, aber er that etwas, das mich immer hindern wird, in irgend ein freundlicheres Verhältniß mit ihm zu treten. Er hat einen drohenden Brief im Namen eines gewissen Banditen untergeschoben, und den derselbe wenigstens im Stillen meinem Vater zugeschrieben. Dieser Brief war höchst wahrscheinlich die indirecte Ursache seines Todes.“

Bilder-Magazin

N^o 38. für die elegante Welt. 1840.

Colomba.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Der Präfect bedachte sich einen Augenblick. — „Daß es Ihr Herr Vater geglaubt hat, als er nach seiner Festigkeit gegen den Herrn Barricini sprach, dürfte zu entschuldigen sein, von Ihrer Seite aber ist eine solche Verblendung nicht zu erwarten. Bedenken Sie, daß Barricini kein Interesse hatte, diesen Brief zu unterschleiben. Ich spreche nicht von seinem Character, .. den kennen Sie nicht, Sie sind gegen ihn eingenommen, aber Sie werden doch gewiß nicht glauben, daß ein Mann, der die Geseze genau kennt...“

„Aber, Herr,“ sagte Drso, indem er aufstand, „bedenken Sie, daß, wenn man sagt, jener Brief sei nicht das Werk Barricinis, man denselben meinem Vater zuschreibt. Seine Ehre, Herr Präfect, ist die meinige.“

— „Niemand,“ fuhr der Präfect fort, „kann von der Ehrenhaftigkeit des Obersten della Rebbia inniger überzeugt sein als ich, aber .. der Verfasser jenes Briefes ist jetzt bekannt...“

„Wer ist er?“ fragte Colomba, indem sie auf den Präfecten zutrat.

— „Ein elender Mensch, der sich mehrerer Verbrechen schuldig machte, Verbrechen, welche Corsen nie verzeihen, ein Dieb, ein gewisser Tomaso Bianchi, der gegenwärtig in Bastia gefangen sitzt, hat gestanden, daß jener verderbliche Brief von ihm geschrieben worden sei.“

„Ich kenne diesen Mann nicht,“ sagte Drso. „Welchen Zweck hätte er dabei haben können?“

— „Es ist ein Mann aus der Gegend hier,“ sagte Colomba, „der Bruder eines Müllers von uns, ein Bösewicht und Lügner, dem man nicht glauben kann.“

„Sie sollen sehen,“ fuhr der Präfect fort, „welches Interesse er bei der Sache hatte. Der Müller, den Ihr Fräulein Schwester erwähnt, hieß, glaube ich, Theodor und hatte von dem Obersten eine Mühle an dem Bache erpachtet, dessen Besiz Barricini Ihrem Vater streitig machte. Der, wie gewöhnlich, uneigennützigste Oberst hatte fast gar keinen Vortheil von seiner Mühle. Tomaso nun glaubte, wenn Barricini den Bach erhalte, werde er ein ansehnlicheres Pachtgeld zahlen müssen, denn man weiß, daß Barricini das Geld liebt. Kurz, um seinem Bruder gefällig zu sein, schrieb Tomaso den Brief im Namen des Banditen und

das ist die ganze Geschichte. Sie wissen, daß die Familienbande auf Corsica so mächtig sind, daß sie bisweilen zu Verbrechen führen. .. Lesen Sie den Brief, den mir der Substitut des Generals procurators geschrieben hat; er wird Ihnen bestätigen, was ich Ihnen gesagt habe.“

Drso überlas den Brief, der im Detail die Geständnisse Tomaso berichtete und Colomba sah ihm dabei über die Achsel, um zugleich mit zu lesen.

Als sie zu Ende war, rief sie aus: „Orlanduccio Barricini ist vor einem Monate nach Bastia gegangen, als man wußte, daß mein Bruder zurückkommen würde. Er wird Tomaso gesehen und ihm diese Lüge abgekauft haben.“

„Signora,“ sagte der Präfect ungeduldig, „Sie erklären alles durch gehässige Annahmen; ist dies das Mittel, die Wahrheit zu erfahren? Sie, Herr della Rebbia, sind kaltblütiger; sagen Sie mir, was glauben Sie jetzt? Glauben Sie, wie die Signora, daß ein Mann, der nur eine ziemlich leichte Strafe zu erwarten hat, freiwillig das Verbrechen einer Fälschung auf sich nehmen werde, um Jemandem gefällig zu sein, den er nicht kennt?“

Drso überlas den Brief des Substituten noch einmal und erwog jedes Wort mit ungemeiner Aufmerksamkeit, denn seit er den Advokaten Barricini gesehen, wurde es ihm schwerer, zu der Ueberzeugung zu kommen. Endlich sah er sich aber doch genöthiget zu gestehen, die Erklärung scheine ihm genügend zu sein; — Colomba aber rief entrüstet aus:

„Tomaso ist ein Schurke. Er wird nicht verurtheilt werden, oder aus dem Gefängnisse entfliehen; ich bin fest davon überzeugt.“

Der Präfect zuckte die Achseln.

— „Ich habe Ihnen,“ sagte er, „die Nachrichten mitgetheilt, welche ich erhalten. Ich gehe wieder und überlasse Sie Ihren Gedanken. Ich werde warten, bis Sie sich völlig überzeugt haben und hoffe, Ihr Verstand wird mächtiger sein als — die Muthmaßungen Ihrer Schwester.“

Drso wiederholte nach einigen Worten zur Entschuldigung Colombas, er glaube jetzt, Tomaso sei der einzige Schuldige.

Der Präfect war aufgestanden, um fortzugehen.

„Wäre es nicht zu spät,“ sagte er, „so würde ich Ihnen vorschlagen, mit mir zu kommen und den Brief der Miss Nevill abzuholen. .. Sie könnten bei dieser Gelegenheit den Herrn Bars

ricini sogleich sagen, was Sie mir sagten, und die Sache würde damit abgemacht sein.“

„Drso della Rebbia wird nie zu einem Barricini gehen,“ fiel Colomba heftig ein.

— „Die Signora ist der tintinajo *) der Familie, wie es scheint,“ sagte der Präfect mit spöttischer Miene.

„Mein Herr,“ entgegnete Colomba mit festem Tone, „man täuscht Sie. Sie kennen den Advokaten nicht. Er ist der schlaueste Mensch. Ich beschwöre Sie, veranlassen Sie Drso nicht, etwas zu thun, das ihn mit ewiger Schande bedecken würde.“

— „Colomba!“ rief Drso, „die Leidenschaft verblendet Dich ganz und gar.“

„Drso, Drso, bei dem Kästchen, das ich Dir übergeben habe, beschwöre ich Dich, höre auf mich. Zwischen Dir und den Barricini liegt Blut; Du wirst nicht zu ihnen gehen.“

— „Liebe Schwester!“

„Nein, Bruder, Du wirst nicht gehen, oder ich verlasse augenblicklich dieses Haus und Du siehst mich nie wieder... Drso, habe Mitleiden mit mir.“

Und sie sank auf Ihre Knie.

— „Es thut mir sehr leid,“ sagte der Präfect, „daß die Signora della Rebbia so wenig auf Gründe hören mag. Sie werden, ich bin überzeugt davon, sie überführen.“ Er öffnete dabei die Thüre halb und blieb dann stehen, als erwarte er, daß Drso ihm folge.

„Ich kann sie jetzt nicht verlassen,“ sagte Drso. „Morgen, wenn...“

— „Ich reise früh ab...“ entgegnete der Präfect.

„Warte wenigstens,“ rief Colomba mit gefalteten Händen, „bis morgen früh. Laß mich die Papiere meines Vaters noch einmal durchsehen... dies kannst Du mir nicht abschlagen.“

— „Du sollst sie diesen Abend sehen, dann aber wirst Du mich nicht mehr mit Deinem unmäßigen Hass quälen... Ich bitte um Verzeihung, Herr Präfect... Ich selbst fühle mich so unwohl... Es wird besser sein, wenn es morgen früh geschieht.“

„Ueber Nacht kommt guter Rath,“ meinte der Präfect im Fortgehen, „ich hoffe, daß morgen Ihre Unschlüssigkeit vorüber ist.“

— „Saveria,“ rief Colomba, „nimm die Laterne und begleite den Herrn Präfecten. Er wird Dir einen Brief für meinen Bruder übergeben.“

Und sie setzte einige Worte hinzu, die Saveria allein hörte.

„Colomba,“ sagte Drso, als der Präfect sich entfernt hatte, „Du hast mir viel Noth gemacht. Willst Du denn Deine Augen vor allen Beweisen verschließen?“

— „Du hast mir Bedenkzeit gegeben bis morgen früh,“

*) So nennt man den Widder, der das Glöckchen trägt und die Herde führt; auch giebt man diesen Namen dem Stiege einer Familie, welches dieselbe bei allen wichtigen Angelegenheiten bestimmt.

antwortete sie. „Ich habe zwar nur eine kurze Zeit, aber ich hoffe noch immer.“

Dann nahm sie einen Schlüsselbund und ging in ein Zimmer im obern Stockwerke. Hier hörte man sie rasch Kästen öffnen und in einem Secretaire suchen, in welchem der Oberst della Rebbia sonst seine Papiere aufbewahrte.

14.

Saveria war lange abwesend und die Ungebuld Drsos hatte den höchsten Grad erreicht als sie endlich mit einem Briefe und der kleinen Ghilina erschien, welche sich die Augen rieb, denn sie war aus dem ersten Schlafe geweckt worden.

„Kind,“ fragte Drso, „was willst Du so spät hier?“

— „Die Signora hat mich herbeschieden,“ antwortete Ghilina.

„Was zum Teufel mag sie von ihr wollen?“ dachte Drso, aber er erbrach schnell den Brief der Miß Lydia und während er las, ging Ghilina zu seiner Schwester hinauf.

„Mein Vater war etwas krank,“ schrieb Miß Nevil, „und er ist überdies im Briesschreiben so nachlässig, daß ich ihm als Secretaire dienen muß. Sie wissen, er machte sich leztthin am Meeresufer die Füße naß, statt mit uns die Landschaft zu bewundern; mehr gehört nicht dazu, um auf Ihrer reizenden Insel das Fieber zu bekommen. Ich sehe, welches Gesicht Sie dabei machen; Sie greifen ohne Zweifel nach dem Doche, weiter aber, hoffe ich, werden Sie nicht gehen. Mein Vater hatte also etwas Fieber und ich viel Angst; der Präfect, den ich noch immer für sehr lebenswürdig finde, gab uns einen ebenfalls sehr lebenswürdigen Arzt, der uns in zwei Tagen aus der Noth befreiete; der Anfall kam nicht wieder und mein Vater will wieder auf die Jagd gehen, was ich indes nicht zugebe. — Wie finden Sie Ihr Schloß im Gebirge? Steht Ihr nördlicher Thurm noch auf derselben Stelle? Gibt es viel Gespenster darin? Ich frage Sie nach allem diesem, weil mein Vater sich erinnert, daß Sie ihm Hirsche, Wildschweine, Muffelthiere und was weiß ich? versprochen haben... Heißt das sonderbare Thier wirklich so? Wenn wir uns in Bastia einschiffen, werden wir Sie um gastliche Aufnahme ersuchen und ich hoffe, das Schloß della Rebbia, das Sie so alt und verfallen schildern, werde uns nicht über den Köpfen zusammenbrechen. Obgleich der Präfect so lebenswürdig ist, daß es in seiner Gegenwart nie an einem Gegenstande des Gesprächs fehlt (by the bye, ich schmeichle mir, ihm den Kopf verdreht zu haben), so haben wir doch auch von Ihnen gesprochen. Die Richter in Bastia haben ihm gewisse Aussagen eines Bösewichtes geschickt, den sie dort gefangen halten, und die von der Art sind, daß sie auch Ihren lezten Argwohn vernichten werden; Ihre Feindschaft, die mich bisweilen beunruhigte, muß also nun aufhören. Sie können sich nicht denken, wie großes Vergnügen dies mir machen würde. Als Sie mit der schönen voceratrice, das Gewehr in der Hand und düstern Blickes abreisten, kamen Sie mir corsischer vor als gewöhnlich, — zu corsisch sogar. Basta! Ich schreibe Ihnen so viel, weil mich die

Langeweile plagt. Der Präfect reiset ab und wir werden Ihnen einen Boten schicken, wann wir nach Ihren Bergen aufbrechen und ich werde mit der Freiheit nehmen, an Signora Colomba zu schreiben, um sie um einen bruccio zu ersuchen, ma solenne. Bis dahin grüßen Sie dieselbe freundlich. Ich bediene mich ihres Dolches häufig, schneide damit nämlich die Blätter des Romans auf, den ich mitgebracht habe; aber dieser schreckliche Stahl erzürnt sich über diese Verwendung und zerrißt mein Buch auf entsetzliche Weise. Leben Sie wohl, mein Herr, mein Vater schickt Ihnen his best love. Hören Sie auf den Präfecten, ich glaube er verläßt seinen eigentlichen Weg nur Thretwegen; er will einen Grundstein in Corte legen; ich glaube, es wird eine imposante Feiertlichkeit sein und ich bedauere, derselben nicht bewohnen zu können. Ein Herr in gesticktem Fracke, seidenen Strümpfen, weißer Schärpe und — einer Maurerkelle und — eine Rede! Die Ceremonie wird mit dem tausendfach wiederholten Rufe endigen: „es lebe der König!“ — Sie werden sich viel darauf einbilden, daß ich Ihnen da einen Brief von vier Seiten geschrieben habe, aber ich langweilte mich, ich wiederhole es und aus diesem Grunde erlaube ich auch Ihnen, mir einen sehr langen Brief zu schreiben. Apropos, ich finde es ganz sonderbar, daß Sie mir Ihre glückliche Ankunft in Pietranera-Castle noch nicht gemeldet haben.

Lydia.

N. S. Ich fordere Sie auf, dem Präfecten Gehör zu schenken und zu thun, was er Ihnen sagt. Wir haben mit einander beschlossen, daß Sie so handeln müssen, und es wird mir Vergnügen machen.“

Drso las diesen Brief drei und viermal und begleitete ihn jedesmal mit zahllosen Commentaren; dann entwarf er eine lange Antwort und trug Saveria auf, dieselbe einem Manne zu überbringen, der in derselben Nacht nach Ajaccio aufbrach. Schon dachte er nicht mehr daran, mit seiner Schwester über die wahren oder falschen Beschwerden gegen die Barricini zu streiten; der Brief der Miß Lydia ließ ihm alles in rosenfarbenem Lichte erscheinen; er hegte keinen Argwohn mehr, keinen Haß. Nachdem er eine Zeitlang gewartet hatte, daß seine Schwester wiederkommen werde, und da sie nicht erschien, so legte er sich nieder mit leichtem Herzen als seit lange. Als Ghilina mit geheimen Aufträgen entlassen war, las Colomba den größten Theil der Nacht hindurch in alten Papieren. Kurz vor Tagesanbruche wurden einige kleine Kiesel an das Fenster geworfen; auf dieses Signal begab sie sich in den Garten hinunter, machte eine geheime Thüre auf und führte zwei Männer von schlechtem Aussehen in das Haus und in die Küche, wo sie ihnen zu essen gab. Wer diese Männer waren, wird man sogleich erfahren.

15.

Früh gegen sechs Uhr klopfte ein Diener des Präfecten an der Thüre des Hauses Drso's. Colomba öffnete und er sagte ihr, der Herr Präfect werde abreisen und erwarte den Herrn della Rebbia. Colomba antwortete ohne Zögern, ihr Bruder sei auf

der Treppe gefallen und habe sich den Fuß vertreten, könne keinen Schritt thun, ersuche den Herrn Präfecten ihn zu entschuldigen und würde sehr dankbar sein, wenn er die Gefälligkeit haben wolle, sich zu ihm zu bemühen. Bald darauf kam Drso herunter und fragte seine Schwester, ob der Präfect nicht nach ihm geschickt habe. — „Er bittet Dich, hier auf ihn zu warten,“ sagte sie mit der größten Ruhe. Es verging eine halbe Stunde, ohne daß man irgend eine Bewegung an dem Hause der Barricini bemerkte; Drso fragte unterdeß Colomba, ob sie nicht eine Entdeckung gemacht habe und sie antwortete, sie würde sich darüber vor dem Präfecten erklären. Sie stellte sich zwar, als sei sie sehr ruhig, ihre Farbe aber und ihre Augen verräthten eine fiebershafte Aufregung.

Endlich wurde die Hausthüre der Barricini geöffnet; der Präfect in Reisekleidung trat heraus und ihm folgte der Maire mit seinen beiden Söhnen. Wie staunten die Bewohner von Pietranera, die seit Sonnenaufgange bereits auf der Lauer standen, als sie den Präfecten mit den drei Barricini gerade über den Platz und in das Haus Rebbias hineingehen sahen. „Sie schließen Frieden!“ sagten die Politiker des Dorfes.

„Ich sagte es wohl,“ sagte ein alter Mann hinzu, „Dr' Anton hat zu lange auf dem Festlande gelebt, als daß er wie ein Corse handeln könnte.“

— „Bemerket aber doch,“ antwortete ein Rebbianist, „daß die Barricini zu ihm gehen. Sie bitten um Gnade.“

„Der Präfect hat sie alle am Schnürchen,“ entgegnete der Alte; „man hat keinen Muth mehr heut zu Tage und die jungen Leute kümmern sich um das Blut ihrer Väter nicht mehr, als wären sie alle Bastarde.“

Der Präfect wunderte sich nicht wenig, als er Drso herumgehen sah. Colomba gestand selbst ihre Lüge ein und bat um Verzeihung: — „wenn Sie in irgend einem andern Hause gewohnt hätten, Herr Präfect, würde Ihnen mein Bruder schon gestern seine Aufwartung gemacht haben.“

Drso erschöpfte sich in Entschuldigungen und betheuerte, er habe von dieser lächerlichen Ausrade durchaus nichts gewußt und sie sei ihm sehr verdrüsslich. Der Präfect und der alte Barricini schienen zu glauben, daß er es wirklich bedauere, zumal da er ernstlich verlegen war und seiner Schwester Vorwürfe machte; die Söhne aber des Maire waren offenbar nicht zufrieden gestellt. „Man spottet unserer,“ sagte Orlonduccio so laut, daß er gehört werden konnte.

„Wenn mir meine Schwester solche Streiche spielte,“ meinte Vincentello, „würde ich ihr die Lust dazu bald vertreiben.“

Diese Worte und der Ton, in welchem sie gesprochen wurden, mißfielen Drso und veränderten seinen guten Willen einigermaßen. Er wechselte mit den jungen Barricini Blicke, in denen sich kein Wohlwollen malte.

Alle hatten sich indeß gesetzt mit Ausnahme Colombas, die an der Küchenthüre stand. Der Präfect nahm das Wort und erinnerte nach einigen Gemeinplätzen über die Vorurtheile im Lande daran, daß die meisten selbst der heftigsten Feindschaften auf

irgend einem Mißverständnisse beruheten. Dann wendete er sich an den Maire und sagte, Herr della Rebbia habe nie daran geglaubt, daß die Familie Barricini direct oder indirect Antheil an dem traurigen Ereignisse gehabt, das ihm seinen Vater genommen; er habe wohl einige Zweifel über einen besondern Theil des Processes gehegt, dieser Zweifel lasse sich aber durch die lange Abwesenheit Drso's entschuldigen; jetzt, da er neuere Nachrichten erhalten, sei er völlig überzeugt und wünsche mit dem Herrn Barricini und dessen Familie wieder in freundschaftliche Verhältnisse zu treten.

Drso verneigte sich gezwungen; Barricini stammelte einige Worte, die Niemand hörte und die Söhne sahen an die Decke. Der Präfect fuhr in seiner Rede fort und wendete sich ebenso an Drso, als Colomba einige Papiere unter ihrem Busentuche hervorzog und zwischen die beiden Parteien trat.

„Ich würde,“ sagte sie, „mit großem Vergnügen den Krieg zwischen unsern beiden Familien aufhören sehen; damit aber die Versöhnung aufrichtig sei, muß man sich erklären und nichts im Zweifel lassen. — Herr Präfect, die Aussage des Tomaso Bianchi war mit vollem Rechte verdächtig, da sie von einem Manne ausgeht, der in so schlechtem Rufe steht. — Ich habe gesagt, Ihre Söhne hätten vielleicht jenen Mann in dem Gefängnisse zu Bastia gesprochen.“

— „Das ist falsch,“ unterbrach sie Orlanduccio, „ich habe ihn nicht gesprochen.“

Colomba warf ihm einen verächtlichen Blick zu und fuhr scheinbar ganz ruhig fort:

„Sie erklärten das Interesse, das Tomaso daran haben konnte, Barricini im Namen eines gefürchteten Banditen zu drohen, durch seinen Wunsch, seinem Bruder Theodor die Mühle zu erhalten, die mein Vater ihm verpachtet hatte.“

— „Das ist offenbar,“ entgegnete der Präfect.

„An einem Glenden, wie dieser Bianchi Einer zu sein scheint, läßt sich alles erklären,“ sagte Drso, den die scheinbare Ruhe seiner Schwester täuschte.

— „Der nachgemachte Brief,“ fuhr Colomba fort, deren Augen lebhafter zu glänzen anfangen, „ist vom 11. Juli datirt. Tomaso war damals bei seinem Bruder in der Mühle.“

„Ja,“ sagte der Maire etwas unruhig.

— „Welches Interesse konnte also Tomaso Bianchi haben?“ fragte Colomba mit triumphirendem Tone. „Der Pacht seines Bruders war abgelaufen; mein Vater hatte ihn schon am 1. Juli entlassen. Hier ist das Register meines Vaters, das Concept der Entlassung und der Brief eines Geschäftsmannes in Naccio, der uns einen andern Müller vorschlug.“

Während sie so sprach, übergab sie dem Präfecten die Papiere, die sie in der Hand hielt.

Einen Augenblick herrschte allgemeines Staunen. Der Maire erblaßte sichtbar; Drso trat mit finsterner Stirn herbei, um Kennt-

niss von den Papieren zu nehmen, die der Präfect sehr aufmerksam überlas.

„Man spottet über uns!“ rief Orlanduccio von neuem, indem er zornig aufstand. „Komm, Vater; wir hätten nicht hierher gehen sollen.“

Ein Augenblick reichte für Barricini hin, seine gewöhnliche Ruhe wieder zu erlangen. Er verlangte, die Papiere auch zu sehen; der Präfect übergab sie ihm, ohne ein Wort zu sagen. Der Maire schob dann seine grüne Brille auf die Stirn hinauf und überlas die Papiere gleichgiltig, während Colomba ihn mit den Augen einer Tigerin beobachtete, die ein Reh der Höhle ihrer Jungen nahen sieht.

„Aber,“ sagte Barricini, indem er seine Brille wieder über die Augen schob und die Papiere dem Präfecten zurückgab, „Tomaso, der das gute Herz des seligen Obersten kannte, glaubte .. mußte glauben .. der Herr Oberst werde sich erbitten lassen .. Er blieb ja auch wirklich im Besitze der Mühle, also ..“

— „Ich,“ sagte Colomba im Tone der Verachtung, „ich habe ihn in der Mühle gelassen. Mein Vater war todt und ich mußte in meiner Lage die Anhänger meiner Familie schonen.“

„Dieser Tomaso,“ sagte der Präfect, „gesteht aber doch, jenen Brief geschrieben zu haben.“

— „Mir ist so viel klar,“ fiel Drso ein, „daß in dieser Sache eine zwiefache Niederträchtigkeit begangen worden ist.“

„Ich habe noch eine andere Behauptung dieser Herren zu widerlegen,“ fuhr Colomba fort. Sie öffnete die Rükenthüre und alsbald erschienen in dem Zimmer Brandolaccio, der Student der Theologie und der Hund Brusco. Die beiden Banditen waren ohne Waffen, wenigstens sah man keine an ihnen; sie hatten wohl die carchera umgeschmalt, aber es hing kein Pistol daran. Als sie in das Zimmer traten, nahmen sie ehrerbietig die Mützen ab.

Man kann sich denken, welchen Eindruck ihr plötzliches Erscheinen machte. Der Maire fiel beinahe rücklings nieder; seine Söhne traten muthig vor ihn, die Hand in der Tasche, nach dem Dolche suchend. Der Präfect machte eine Bewegung nach der Thüre zu, während Drso Brandolaccio am Kragen packte und ihm zurief: „was willst Du hier?“

„Es ist ein Hinterhalt!“ rief der Maire, der die Thüre zu öffnen suchte, aber Saveria hatte dieselbe von außen verschlossen, wie die Banditen befohlen hatten.

— „Ihr guten Leute,“ sagte Brandolaccio, „fürchtet Euch nicht vor mir, ich bin nicht so sehr Teufel, als ich schwarz aussehe. Wir haben keine böse Absicht, Herr Präfect, ich bin Ihr Diener. — Mein Lieutenant, nicht so dorb, Sie erwürgen mich. — Wir kommen nur als Zeugen hierher. Psaff rede, Du hast ja eine geläufige Zunge.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 39. für die elegante Welt. 1840.

Tunis.

Die schneeweißen, amphitheatralisch erbauten Häuser der Stadt Tunis gewähren in der Ferne einen angenehmen und höchst malerischen Anblick. Die festgebaute Stadtmauer kann 4 Meilen im Umfange haben. Tunis enthält eine große Anzahl Moscheen, deren Minarets sehr verschiedene Formen haben und die sich häufig zu bedeutender Höhe erheben.

Die von Bruch- oder gebrannten Steinen erbauten Häuser sind nicht sehr hoch und haben meist ein Stockwerk; sie stehen so nahe an einander, daß man leicht von dem einen zu dem andern hinüberschreiten und so einen ganzen Stadttheil durchwandern könnte. Wie in allen Städten des Orients sind die Zimmer auch hier um einen viereckigen Hof herum angebracht, über welchem man bei großer Hitze ein großes Zelt zur Abhaltung der Sonnenstrahlen ausspannt; sie gleichen übrigens ihrer Gestalt und Einrichtung nach denen von Timbuctu. Eine zweite Treppe

geht von der Galerie bis oben auf das Haus hinauf, dessen plattes Dach von einer ziemlich niedrigen Lehne umgeben ist. Im Sommer gehen die Bewohner nach Sonnenuntergang auf diese Terrassen hinauf, um die Kühle zu genießen und sich an der schönen Aussicht zu erfreuen. Hier schlagen die Frauen, wenn sie allein sind, ihren Schleier zurück und zeigen sich den Blicken der Europäer.

Unter den meisten Häusern sind große Cisternen gegraben, wo sich das Regenwasser sammelt, das im Winter auf die Terrassen und den Hof fällt. Man trinkt fast kein anderes; das der Brunnen hat einen salzigen Geschmack; es giebt in der Nähe nur wenige Quellen und diese sind überdies schwach. Die nächsten sind zwei bis drei Meilen von der Stadt entfernt. Die Moscheen gewähren dem Auge des Reisenden nichts Imposantes.

Tunis ist eine reiche Handelsstadt; man verfertigt da Zeuge, seidene und wollene Stoffe, Gürtel und Mützen, wie sie von den Muselmännern getragen werden. Das Land bringt in Menge



(Ansicht von Tunis und seinen Umgebungen.)

Getreide, Oliven, Gemüse und vortreffliches Obst hervor. Zahlreiche Heerden weiden da; der See und der Golf sind sehr fischreich und die Stadt mit allem, was zum Leben gehört, reichlich versehen. Es giebt in den verschiedenen Quartieren mehrere öffentliche Bäder zur Bequemlichkeit der Einwohner und Fremden. Die große Anzahl der aromatischen Gewächse, die man verbrennt, trägt ohne Zweifel dazu bei, die Luft zu reinigen, welche durch die stinkenden Ausdünstungen der Seeufer und der Cloaken verdorben wird, in welche alle Unreinlichkeiten einer großen Stadt fließen, sowie durch den gräßlichen Gestank, welchen die todtten Thiere verbreiten, die häufig an den Wegen und auf dem benachbarten Felde liegen.

Man hat in Tunis ein sehr schönes Klima. Der Winter gewährt hier das Bild des Frühlings; schon vom Januar an sind die Felder mit Grün bedeckt und mit tausend Blumen geschmückt. Der Thermometer Reaum. hält sich meist auf 10 bis 12° über Null, oft steigt er auf 25 oder 26. Der Regen beginnt im October zu fallen und dauert abwechselnd fort bis gegen das Ende Aprils. Je reicher er ist, um so sicherer wird die Hoffnung auf eine glückliche Ernte. Er wird immer durch den Nordwind angekündigt, der oft mit Ungeßüm weht, Stürme an der Küste erregt und die Schifffahrt sehr gefährlich macht. Im Anfange des Mai zerstreuen sich die Wolken, und der Himmel ist fast immer rein bis zur Wiederkehr des Winters.

Die Hitze im Sommer ist brennend und würde unerträglich sein, würde sie nicht durch einen kühlen Wind gemäßiget, der sich gegen neun Uhr des Morgens erhebt. Er kommt vom Meere

her und wird um so stärker, je höher die Sonne am Horizonte steigt; dann vermindert er sich wieder in dem Verhältnisse, wie die Sonne sinkt, und gegen Abend hört er ganz auf. Dann herrscht eine völlige Stille in der Natur. Die wässerigen Dünste, welche den Tag über aufgestiegen sind und in der Luft sich verbreitet haben, fallen in reichlichem Thau herab und verbreiten eine wonnige Kühle über die dürre Erde. Tausende von Sternen flimmern an dem blauen Himmel viel glänzender als in den gemäßigten Zonen.

In den Monaten Juni, Juli und August hält sich der Thermometer im Schatten von 24 bis 30°. Sehr viele Einwohner begeben sich dann auf das Land, um dort eine reinere und kühlere Luft in ihren Gärten unter dichtem Gebüsch von Jasmin, Granat- und Drangenbäumen zu athmen.

Man schätzt die Einwohnerzahl von Tunis auf 130,000 Seelen. Sie besteht, wie die des ganzen Königreiches, aus Mauren, Arabern, Kabilen, Türken und Juden. Man spricht drei Sprachen, das Arabische, welches am verbreitetsten ist, das Türkische und die Frankensprache. Die Religion der Mehrzahl ist der Islam. „Das Blut der Mauren,“ bemerkt Desfontaines, „ist sehr vermischet durch die fortwährenden Verbindungen der Türken und christlichen Renegaten mit den eingeborenen Frauen. Die Männer haben meist eine trockene Constitution; aus ihren Zügen spricht Charakter und Stolz; ihre Größe beträgt meist 5 Fuß 3 bis 4 Zoll; Kranke und Gebrechliche sieht man sehr wenige. Das mäßige und friedliche Leben, das sie führen, schützt sie vor vielen den civilisirten Menschen eigenen Krankheiten. Sie leben

so lange wie die Menschen in den gemäßigten Klimaten, und erreichen das Ziel ohne Furcht, ohne Unruhe und fast ohne es zu bemerken.

„Die Maurinnen sind meist sehr schön; sie haben einen zarten, lebensvollen Teint und ausdrucksvolle, lebendige Augen; langes schwarzes geflochtenes Haar fällt auf ihre Schultern herab oder ist durch Bänder oben auf dem Kopfe festgehalten. Die Kinder sind so weiß wie die in Europa. Erreichen sie ein größeres Alter, so verbrennt ihnen die Sonnengluth die Haut und giebt ihnen eine braune Farbe.“

Colomba.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

„Herr Präfect,“ sagte der andere Bandit, „ich habe nicht die Ehre, Ihnen bekannt zu sein. Ich heiße Giocanto Castriconi, bin aber bekannter unter dem Namen „der Pfaffe.“ Die Signora, die ich eben so wenig kenne, ließ mich bitten, ihr Nachrichten über einen gewissen Tomaso Bianchi zu geben, mit dem ich vor etwa drei Wochen in Bastia gefangen saß. Was ich weiß, ist folgendes..“

— „Gebt Euch keine Mühe,“ sagte der Präfect; „ich habe von einem solchen Menschen nichts anzuhören.. Herr della Nebbia, ich glaube gern, daß Sie keinen Theil an diesem gehässigen Complotte haben. Aber sind Sie Herr im Hause? Lassen Sie die Thüre öffnen. Ihre Schwester wird vielleicht Rechenschaft geben müssen über die Verbindung, die sie mit Banditen unterhält.“

„Herr Präfect,“ rief Colomba, „geruhen Sie das anzuhören, was dieser Mann sagen wird. Sie sind hier, um Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und Ihre Pflicht ist es, die Wahrheit zu ermitteln. Sprechen Sie, Giocanto Castriconi.“

— „Hören Sie ihn nicht an!“ riefen die drei Barricini im Chöre.

„Wenn alle auf einmal reden,“ sagte der Bandit lächelnd, „kann man sich nicht verständlich machen. In dem Gefängnisse war mein Gefährte, nicht mein Freund, jener Tomaso.. Er erhielt öfters Besuche von Herrn Orlanduccio..“

— „Das ist falsch!“ riefen die beiden Brüder zu gleicher Zeit.

„Zwei Negationen bejahen,“ bemerkte Castriconi ruhig. „Tomaso hatte Geld; er aß und trank am besten. Ich habe immer gutes Essen geliebt (es ist dies mein geringster Fehler) und trotz meinem Widerwillen gegen den Menschen ließ ich mich doch herab, mehrmals mit ihm zu speisen. Aus Dankbarkeit schlug ich ihm vor, mit mir zu entfliehen.. Eine Kleine.. gegen die ich gefällig gewesen war.. hatte mir die Mittel dazu geliefert.. Ich mag Niemanden compromittiren. Tomaso weigerte sich; er sagte, er sei seiner Sache gewiß, denn der Advokat

Barricini habe ihn allen Richtern empfohlen und er werde weiß gewaschen und mit Gold in der Tasche entlassen werden. Ich meiner Seits sehnte mich nach der freien Luft. Dixi.“

— „Alles, was der Mann da sagt, ist ein Haufen von Lügen,“ wiederholte Orlanduccio entschlossen. „Wären wir im Freien und jeder hätte ein Gewehr, so würde er sicherlich nicht so sprechen.“

„Das war dumm!“ rief Brandolaccio. „Verderben Sie es nicht mit dem Pfaffen, Orlanduccio.“

— „Werden Sie mich endlich hinauslassen, Herr della Nebbia?“ fragte der Präfect, der in Ungeduld mit dem Fuße stampfte.

„Saveria! Saveria!“ rief Orso; „mach' die Thüre auf!“

— „Nur einen Augenblick,“ sagte Brandolaccio. „Zuerst müssen wir auf der andern Seite abziehen. Es ist Brauch, Herr Präfect, wenn man sich bei gemeinschaftlichen Freunden trifft, einander eine halbe Stunde nach dem Fortgehen Waffenstillstand zu bewilligen.“

Der Präfect warf ihm einen Blick der Verachtung zu.

„Ich bin Ihr Diener,“ fuhr Brandolaccio fort. Dann streckte er den Arm horizontal aus und sagte zu seinem Hunde: „allons, Brusco, springe für den Herrn Präfecten.“

Der Hund sprang, die Banditen nahmen eilig ihre Waffen in der Küche zu sich, entflohen durch den Garten und auf einen gellenden Pfiff öffnete sich die Thüre wie durch Zauberei.

„Herr Barricini,“ sagte Orso mit verhaltener Wuth, „ich halte Sie für einen Fälscher. Noch heute werde ich meine Klage gegen Sie wegen Fälschung und Einverständnis mit Bianchi an den königlichen Procurator schicken. Vielleicht habe ich sogar eine noch schlimmere Klage gegen Sie zu führen.“

— „Und ich, Herr della Nebbia,“ sagte der Maire, „werde gegen Sie klagen wegen Hinterhalt und Einverständnis mit Banditen. Bis dahin mag der Herr Präfect Sie der Gendarmerie anempfehlen.“

„Der Präfect wird seine Pflicht thun,“ antwortete dieser in strengem Tone. „Er wird dafür sorgen, daß die Ruhe in Ples tranera nicht gestört werde und jeder erhalte, was ihm gebührt. Ich spreche zu Ihnen allen, meine Herren.“

Der Maire und Vincentello waren bereits aus dem Zimmer hinaus und Orlanduccio folgte ihnen rückwärts gehend, als Orso leise zu ihm sagte: „Ihr Vater ist ein alter Mann, den ich mit einer Ohrfeige zu Boden werfen würde. Für Sie also und Ihren Bruder bestimme ich sie.“

Statt aller Antwort zog Orlanduccio seinen Dolch und stiel wie ein Wüthender über Orso her; ehe er aber von seiner Waffe Gebrauch machen konnte, ergriff Colomba seinen Arm und hielt ihn kräftig fest, während Orso ihn mit der Faust in das Gesicht schlug und heftig an die Thürsäule stieß. Der Dolch entfiel der Hand Orlanduccio's, aber Vincentello hatte den seinigen und kam in das Zimmer zurück, als Colomba nach der Flinte eilte und ihm bewies, daß die Partte nicht gleich stehe. Zu gleicher Zeit trat der Präfect zwischen die Kämpfenden. „Balb, Dr' Aus

ton!" rief Orlanduccio, der dann die Thüre zuwarf und davon eilte.

Orso und der Präfect blieben eine Viertelstunde bei einander ohne daß Einer ein Wort sprach. Colomba, auf deren Stirn der Siegesstolz thronte, betrachtete sie abwechselnd, gestützt auf die Flinte, welche den Sieg entschieden hatte.

"Welches Land! Welches Land!" rief endlich der Präfect, indem er rasch aufstand. "Herr della Rebbia, Sie haben Unrecht gehabt. Ich verlange Ihr Versprechen auf Ehrenwort, sich jeder Gewaltthat zu enthalten und zu warten, daß die Justiz diese verfluchte Sache entscheide."

— "Ja, Herr Präfect, ich hatte Unrecht, daß ich den Glenden schlug, aber ich habe ihn nun einmal geschlagen und kann ihm die Genugthuung nicht verweigern, die er verlangt hat."

"Ach nein, er will sich nicht mit Ihnen schlagen! Aber wenn er Sie ermordet.. haben Sie alles gethan, was dazu gehört, um ihn so weit zu bringen."

— "Wir werden auf unserer Hut sein," sagte Colomba.

"Orlanduccio," sprach Orso, "scheint ein Mann von Muth zu sein und ich denke besser von ihm, Herr Präfect. Er zog zwar schnell seinen Dolch, aber an seiner Stelle hätte ich vielleicht eben so gehandelt und ich kann mich glücklich schätzen, daß meine Schwester eine kräftige Hand hat."

— "Sie werden sich nicht schlagen!" rief der Präfect; "ich verblete es Ihnen."

"Erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich in Ehrensachen keinen andern Richter anerkenne als mein Gewissen."

— "Ich sage Ihnen, Sie schlagen sich nicht."

"Sie können mich verhaften lassen, Herr Präfect, d. h. wenn ich mich ergreifen lasse. Aber geschähe dies auch, so wäre der nun unvermeidlich gewordene Kampf doch nur aufgeschoben. Sie sind ein Ehrenmann, Herr Präfect, und wissen recht wohl, daß man nicht anders handeln kann."

— "Wenn Sie meinen Bruder verhaften ließen," sagte Colomba hinzu, "so würde die Hälfte des Dorfes seine Partei ergreifen und noch weit mehr Blut vergossen werden."

"Ich zeige Ihnen an, Herr Präfect," sagte Orso, "und bitte Sie mir zu glauben, daß es keine Prahlerei ist, ich zeige Ihnen an, daß ich mich vertheidige, wenn der Herr Barricini als Maire vielleicht glaubt mich verhaften zu müssen."

"Von diesem Augenblicke an," sagte der Präfect, "ist Barricini seines Amtes entsetzt.. Er wird sich rechtfertigen, ich hoffe es.. Sehen Sie, Herr della Rebbia, ich nehme Antheil an Ihnen. Was ich verlange, ist ja sehr wenig; bleiben Sie ruhig in Ihrem Hause bis nach meiner Rückkehr von Corte; ich werde nur drei Tage abwesend sein und mit dem königlichen Procurator zurückkommen. Wir wollen dann diese traurige Geschichte vollkommen aufklären. Versprechen Sie mir, sich bis dahin jeder Feindseligkeit zu enthalten?"

— "Ich kann es nicht versprechen, weil, wie ich glaube, Orlanduccio Genugthuung verlangen wird."

"Als, Herr della Rebbia, Sie, ein französischer Officier,

wollen sich mit einem Menschen schlagen, den Sie für einen Fälscher halten!"

— "Ich habe ihn geschlagen."

"Würden Sie sich mit einem Diener duelliren, wenn Sie ihn geschlagen und er verlangte Genugthuung? Herr della Rebbia, ich verlange noch weniger; suchen Sie Orlanduccio nicht auf... schlagen Sie sich nicht mit ihm, wenn er Sie nicht dazu auffordert."

— "Er wird mich auffordern, daran zweifle ich nicht; aber ich verspreche Ihnen, ihm keine weitere Ohrfeige zu geben, um ihn noch mehr zu reizen."

"Welches Land!" wiederholte der Präfect, während er mit großen Schritten auf und abging; "wäre ich doch nach Frankreich zurück!"

— "Herr Präfect," sagte Colomba in ihrem freundlichsten Tone, "es wird spät; wollen Sie uns die Ehre erzeigen, mit uns zu frühstücken?"

Der Präfect mußte unwillkürlich lächeln. "Ich bin schon zu lange hier geblieben," sagte er, "man könnte es für Parteilichkeit auslegen.. Und der verfluchte Stein.. ich muß abreisen. Signora della Rebbia, welches Unglück haben Sie vielleicht heute vorbereitet!"

— "Sie werden meiner Schwester wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, Herr Präfect, daß ihre Ueberzeugung nicht unbegründet ist."

"Leben Sie wohl," sagte der Präfect, indem er ein Zeichen mit der Hand machte. "Ich zeige Ihnen an, daß ich die Gensdarmarie beauftragen werde, alle Ihre Schritte zu beobachten."

Als der Präfect sich entfernt hatte, sagte Colomba: "Orso, Du bist hier nicht auf dem Festlande. Orlanduccio versteht nichts von Cuern Duellen und übrigens darf dieser Glende den Tod eines Braven nicht sterben."

"Liebe Colomba, Du bist mein starkes Mädchen. Ich bin Dir viel Dank schuldig, daß Du mich vor einem guten Dolchstoße bewahrt hast. Sieh mir Deine kleine Hand, damit ich sie küsse, .. laß mich. Gewisse Dinge aber verstehst Du nicht. Jetzt bringe das Frühstück und sobald der Präfect fort ist, laß die kleine Ghilina rufen, welche die Aufträge so vortrefflich auszuführen scheint. Sie soll einen Brief besorgen."

Während Colomba für das Frühstück sorgte, begab sich Orso in sein Zimmer und schrieb das nachstehende Billet:

"Sie werden so bald als möglich mit mir zusammentreffen wünschen; ich wünsche es nicht weniger. Morgen früh können wir uns um sechs Uhr in dem Thale Aquanova treffen. Ich bin ein sehr geschickter Pistolenschütze und schlage Ihnen also diese Waffe nicht vor. Man sagt, Sie schossen gut mit der Flinte und wir wollen also jeder eine Doppelflinte mitbringen. Ich werde in Begleitung eines Mannes aus dem Dorfe erscheinen. Will Ihr Bruder Sie begleiten, so nehmen Sie einen zweiten Zeugen und geben Sie mir Nachricht davon. Nur in diesem Falle werde ich auch zwei Zeugen haben.

Orso Antonio della Rebbia."

Nachdem der Präfect eine Stunde bei dem Adjuncten bes

Maites geblieben und dann wieder auf einige Minuten zu Barricini gegangen war, reifete er in Begleitung eines einzigen Gendarmen nach Corte ab. Eine Viertelstunde darauf übergab Chitina das Briefchen, das man eben gelesen hat, an Dranbuccio.

Die Antwort ließ auf sich warten und kam erst Abends. Sie war von Barricini dem Vater unterzeichnet, der Drso meldete, er würde den Drohbrief an seinen Sohn dem königlichen Procurator übergeben. „Ruhig in meinem Gewissen,“ schloß er, „warte ich, daß die Justiz über Ihre Verläumdungen entscheide.“

Unterdeß kamen fünf bis sechs Schäfer an, die Colomba beschieden hatte, um den Thurm der della Rebbia zu besetzen. Trotz dem Widerstreben Drsos brachte man archero an den Fenstern an, die auf den Platz gingen und den ganzen Abend erhielt er von verschiedenen Personen im Orte Dienstvermietungen. Selbst von dem theologischen Banditen kam ein Brief an, in welchem er in seinem und Brandolaccio's Namen einzuschreiten versprach, im Falle der Maitre die Gendarmerie zum Bestande nehmen sollte. Er schloß mit der Nachschrift: „darf ich es wagen, Sie zu fragen, was der Präfect von der vorzüglichen Abrichtung des Hundes Brusco meines Freundes hält? Nach der Chitina kenne ich keinen gelehrigern Schüler mit glücklichen Anlagen.“

16.

Der nächste Tag verging ohne Feindseligkeiten. Man hielt sich auf beiden Seiten auf der Defensiv. Drso verließ sein Haus nicht und die Thüre der Barricini blieb verschlossen. Man sah die fünf Gendarmen, die als Garnison in Pietranera geblieben waren, auf dem Plage oder in der Umgegend des Dorfes, in Begleitung des Furschügen umhergehen. Der Adjunct legte seine Schärpe nicht ab; außer den archero an den Fenstern der beiden feindlichen Häuser aber verrieth nichts den Krieg. Nur ein Corse konnte die Bemerkung machen, daß man auf dem Plage um die Eiche nur Frauen sehe.

Zur Zeit des Abendessens zeigte Colomba hocherfreut ihrem Bruder folgenden Brief, den sie eben von Miß Nevil erhalten hatte:

„Meine liebe Colomba, ich erfahre aus dem Briefe Ihres Bruders mit vielem Vergnügen, daß Ihre Feindseligkeiten beendet sind. Empfangen Sie meine Glückwünsche. Mein Vater kann Ajaccio nicht mehr leiden, seit Ihr Bruder nicht mehr vom Kriege mit ihm spricht und auf die Jagd mit ihm geht. Wir reisen heute ab und werden bei Ihrer Verwandten, an die wir einen Brief haben, die Nacht zubringen. Uebermorgen gegen elf Uhr kommen wir zu Ihnen, um jenen Bruccio der Berge zu kosten, der jenen der Stadt so sehr übertreffen soll.“

„Leben Sie wohl, liebe Colomba. — Ihre Freundin

Lydia Nevil.“

— „Sie hat also meinen zweiten Brief nicht erhalten?“ fragte Drso.

„Du siehst aus dem Datum des ihrigen, daß Signora

Lydia unterwegs sein mußte, als Dein Brief in Ajaccio ankam. Schreibe Du ihr, sie möge nicht kommen?“

— „Ich schrieb ihr, daß wir uns im Belagerungsstande befänden und dies ist doch keine Lage, in welcher man Gesellschaft empfangen kann.“

„Bah! Diese Engländer sind sonderbare Leute. In der letzten Nacht, die ich in ihrem Zimmer verbrachte, sagte sie mir, es würde ihr Leid thun, wenn sie Corsica verlassen sollte, ohne eine schöne vendetta gesehen zu haben. Wenn Du es willst, Drso, könnte man ihr das Schauspiel eines Angriffes gegen das Haus unserer Feinde geben.“

— „Weißt Du, daß die Natur sehr unrecht daran gethan hat, aus Dir ein Weib zu machen, Colomba? Du wärest ein trefflicher Soldat geworden.“

„Vielleicht. In jedem Falle werde ich meinen bruccio machen.“

— „Das ist nicht nöthig. Wir müssen ihnen entgegenschicken, um sie zurückzuhalten, ehe sie ausbrechen.“

„Ja? Du willst einen Boten in solchem Wetter fortschicken, damit ein Regenguß Deinen Brief fortchwemme. Wie dauern mich die armen Banditen in diesem Wetter! Zum Glück haben sie gute piloni*). Weißt Du, was man thun muß, Drso? Wenn das Unwetter vorüber ist, reise morgen sehr früh fort, damit Du zu unserer Verwandten kommst, ehe Deine englischen Freunde ausbrechen. Das wird Dir ein Leichtes sein, denn Miß Lydia steht immer spät auf. Du erzählst ihr, was bei uns geschehen ist und wenn sie dann noch kommen, so sollen sie uns willkommen sein.“

Drso willigte sogleich in diesen Vorschlag und Colomba fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Du glaubtest vielleicht ich scherzte, als ich von einem Angriff gegen das Haus der Barricini sprach. Weißt Du, daß wir die Macht dazu haben und wenigstens zwei gegen einen sind? Seit der Präfect den Maitre abgesetzt hat, sind alle Leute hier für uns. Wir könnten sie vernichten. Ein Anfang ließe sich leicht finden. Wenn Du es willst, gehe ich an den Brunnen und spotte über ihre Frauen; sie werden dann herauskommen. Vielleicht.. denn sie sind feige Memmen, vielleicht schließen sie durch ihre archero auf mich; aber Sie werden mich nicht treffen. Sie haben dann angegriffen. Desto schlimmer für die Besiegten. Wie sollen die herausgefunden werden, welche geschossen haben? Glaube Deiner Schwester, Drso. Die Schwarzröcke werden kommen, viel Papier beschreiben und viele unnütze Worte reden. Es wird aber nichts herauskommen. Hätte sich der Präfect nicht vor Vincentello gestellt, so wäre bereits einer weniger.“

Alles dies wurde mit derselben Ruhe gesprochen, als früher über den bruccio.

Drso betrachtete erstaunt, verwundert und erschrocken seine Schwester.

„Meine liebe Colomba,“ sagte er, indem er von dem Tische

*) Mantel von sehr dickem Tuche mit einer Kapuze.

auffand, „Du bist, fürchte ich, der Böse in eigener Person; aber sei nur ruhig. Wenn mir es nicht gelingt, die Barricini an den Galgen zu bringen, so werde ich Mittel finden, das Ziel auf andere Weise zu erreichen. Warme Kugel oder kaltes Eisen! Du siehst, ich habe das Corsische nicht vergessen.“

— „Je früher, desto besser,“ sagte Colomba seufzend. „Welches Pferd wirst Du morgen reiten, Drf Anton?“

„Den Rappen. Warum fragst Du dies?“

— „Um ihm Gerste geben zu lassen.“

Als Drso in sein Zimmer gegangen war, schickte Colomba Saveria und die Hirten zu Bett und blieb allein in der Küche, wo der bruccio bereitet wurde. Von Zeit zu Zeit horchte sie und schien mit Ungeduld darauf zu warten, daß ihr Bruder sich niederlege. Als sie endlich glaubte, daß er eingeschlafen sei, nahm sie ein Messer, überzeugte sich, daß es scharf sei, trat mit ihren kleinen Füßen in große Schuhe und begab sich ganz geräuschlos in den Garten.

Der mit Mauern umgebene Garten stieß an eine ziemlich große von Hecken umgürtete Fläche, in welche man die Pferde trieb, denn die corsischen Pferde kennen den Stall nicht. Im Allgemeinen läßt man sie auf einem Felde los und überläßt es ihnen, wie sie ihr Futter finden und sich vor dem Regen und der Kälte schützen.

Eben so vorsichtig öffnete Colomba die Gartenthüre, trat in den Platz ein, pfiß leise und lockte so die Pferde an sich, denen sie oft selbst Brod und Salz brachte. Sobald der Rappe herankam, erfaßte sie ihn kräftig an der Mähne und schlug ihm das Ohr mit dem Messer auf. Das Pferd that einen ungeheuern Sprung und entfloh mit dem gellenden Tone, den ein starker Schmerz den Thieren dieser Art bisweilen entreibt. Dann kehrte Colomba wieder in den Garten zurück; Drso öffnete da das Fenster und rief: „wer da?“ Sie hörte auch, daß er den Hahn an seiner Flinte spannte. Zum Glück für sie befand sich die Gartenthüre in völliger Dunkelheit und ein großer Feigenbaum bedeckte sie zum Theile. Aus dem aussehenden Scheine, den sie in dem Zimmer ihres Bruders erblickte, schloß sie, daß er seine Lampe wieder anzuzünden suche. Da verschloß sie schnell die Gartenthüre wieder, schlich an den Mauern hin, so daß ihr schwarzer Anzug von den dunkeln Blättern der Spalierbäume nicht unterschieden werden konnte und gelangte in die Küche kurz vorher, ehe Drso da erschien.

„Was giebt es?“ fragte sie ihn.

— „Es kam mir vor, als würde die Gartenthüre aufgemacht.“

„Das ist nicht möglich. Der Hund würde gebellt haben. Uebrigens wollen wir nachsehen.“

Drso ging in dem Garten umher und als er sich überzeugt hatte, daß die äußere Thüre verschlossen war, schämte er sich einigermassen und wollte in sein Zimmer zurückkehren.

„Ich sehe es gern, lieber Bruder, daß Du vorsichtig wirst,“ sagte Colomba, „wie man es in Deiner Lage sein muß.“

— „Du bildest mich,“ antwortete Drso. „Gute Nacht!“

Früh mit dem Morgengrauen stand Drso auf und schickte sich zur Abreise an. Sein Anzug verrieth zugleich die Eleganz eines Mannes, der vor einer Dame erscheinen soll; der er gern gefallen möchte, und die Vorsicht eines Corsen. Ueber einem eng anschließenden Rocke trug er an einer grünen Seiden Schnur über der Schulter eine kleine Blechbüchse mit Patronen; sein Dolch befand sich in einer Seitentasche und in der Hand hielt er die schöne Flinte, scharf geladen. Während er eilig eine Tasse Kaffee austrank, die ihm Colomba vollgeschenkt hatte, war einer der Hirten hinausgegangen, um das Pferd zu satteln. Drso und seine Schwester folgten ihm bald. Der Hirt hatte das Pferd eingefangen, aber Zaum und Sattel fallen lassen und schien von Grauen ergriffen zu sein, während das Pferd, das sich der Wunde von voriger Nacht noch recht wohl erinnerte und für das andere Ohr fürchtete, sich bäumte, auslug und wieberte.

„Nach' schnell!“ rief ihm Drso zu.

— „Ach, Drf Anton! Ach, Drf Anton!“ entgegnete der Hirt. „Blut der Madonna!“ Und es folgten zahllose Verwünschungen und Ausrufe, die sich meist nicht überlegen lassen.

„Was ist denn geschehen?“ fragte Colomba.

Man trat an das Pferd und als man das Blut an ihm und ein Ohr aufgeschliffen sah, erhob sich ein allgemeiner Ausruf der Ueberraschung und des Unwillens. Man muß wissen, daß die Verstümmelung des Pferdes seines Feindes unter den Corsen zugleich eine Rache, eine Herausforderung und eine Todesdrohung ist. „Diese Schändlichkeit kann nur ein Flintenschuß wieder gut machen.“ Obgleich Drso, der lange auf dem Festlande gelebt hatte, die Größe der Schmach nicht so tief empfand als ein anderer, so würde er doch höchst wahrscheinlich, wäre in diesem Augenblicke ein Barricini erschienen, denselben auf der Stelle für die Schmach haben büßen lassen, die seiner Meinung nach nur von jenen ausgegangen sein konnte. „Die feigen Schurken!“ rief er. „Sich an einem armen Thiere zu rächen, während sie es nicht wagen, mir gegenüberzutreten.“

— „Warum warten wir noch?“ rief Colomba heftig. „Sie haben uns herausgefordert, unsere Pferde verstümmelt und wir sollten ihnen nicht antworten? Seid Ihr Männer?“

„Rache!“ riefen die Hirten. „Wir wollen das Pferd in dem ganzen Dorfe umherführen und ihr Haus stürmen.“

— „An ihren Thurm flößt eine mit Stroh gedeckte Scheune,“ sagte der alte Polo Griffio, „die will ich in einem Nu anzünden.“

— Ein anderer schlug vor, die Leitern vom Kirchturme zu holen, ein dritter die Thüren des Hauses Barricinis durch einen Balken einzustößen, der auf dem freien Plage lag und für einen Bau bestimmt war. Inmitten aller dieser wüthenden Stimmen vernahm man die Colombas, welche ihren Anhängern anzeigte, daß Jeder, ehe man an das Werk gehe, von ihr ein großes Glas Anisbranntwein erhalten werde.

Leider oder vielmehr glücklicherweise verfehlte die Grausamkeit gegen das arme Pferd, von der sie sich so viel versprochen hatte, bei Drso zum großen Theile ihren Zweck. Er zweifelte zwar nicht daran, daß diese Verstümmelung das Werk eines sei-

ner Feinde sei und er schrieb sie besonders Orlanduccio zu, aber er glaubte nicht, daß der junge Mann, den er herausgefordert und geschlagen hatte, seine Schande durch Aufschlingung eines Pferdeohres tilgen würde. Im Gegentheil, die so gemeine und lächerliche Rache steigerte seine Verachtung gegen seine Gegner und er meinte jetzt mit dem Präfecten, solche Leute verdienten es nicht, sich mit ihm zu messen. Sobald er sich vernehmlich machen konnte, erklärte er seinen bestürzten Anhängern, daß sie ihren kriegerischen Absichten zu entsagen hätten und die Justiz das Ohr seines Pferdes recht wohl rächen würde. — „Ich bin Herr hier,“ setzte er in strengem Tone hinzu, „und ich erwarte, daß man mir gehorcht. Der erste, der noch einmal von Mord oder Brand spricht, mag sich vor meine Kugel hüten. Man setzte mir rasch den Schimmel!“

„Wie, Drso,“ sagte Colomba, die ihn bei Seite nahm, „Du willst es dulden, daß man uns so beleidigt! So lange unser Vater lebte, würden die Barricini nicht gewagt haben, ein Vieh von uns zu verstümmeln.“

— „Ich verspreche Dir, sie sollen es bereuen; aber Gendarmen und Kerkermeistern kommt es zu, Glende zu strafen, die nur gegen Thiere Muth haben. Ich habe Dir es bereits gesagt, die Justiz wird mich an ihnen rächen, .. wenn nicht .. so brauchst Du mich nicht daran zu erinnern, wessen Sohn ich bin.“

„Geduld!“ sagte Colomba seufzend.

— „Vergiß es nicht, Schwester,“ fuhr Drso fort, „daß ich es Dir nie verzeihen werde, wenn ich nach meiner Rückkehr von irgend einer Demonstration gegen die Barricini höre.“ Dann setzte er in sanftem Tone hinzu: „es ist sehr wohl möglich, wahrscheinlich sogar, daß ich mit dem Obersten und dessen Tochter hierher zurückkomme; halte ihre Zimmer in Bereitschaft und Sorge dafür, daß das Frühstück gut ist, damit sich unsere Gäste so wenig schlecht befinden als möglich. Es ist wohl recht gut, Colomba, Muth zu haben, aber noch besser steht es einem Mädchen und einer Frau an, gut haushalten zu können. Komm, küsse mich und sei vernünftig. Der Schimmel ist gefattelt.“

„Drso,“ bat Colomba, „Du wirst nicht allein reiten.“

— „Ich brauche Niemanden,“ antwortete er, „und ich siehe Dir dafür, daß ich mit das Ohr nicht abschneiden lasse.“

„Ich werde Dich in Kriegszeiten nie allein lassen. He, Polo Griffo! Gian' Francés! Memmo! Nehmt Euere Flinten und begleitet meinen Bruder!“

Nach einem ziemlich lebhaften Wortwechsel mußte Drso sich darein ergeben, sich von einer Bedeckung begleiten zu lassen. Er wählte unter seinen Hirten die eifrigsten aus, die, welche am lautesten den Beginn des Krieges verlangt hatten; dann wiederholte er seine Ermahnungen an die Schwester und die zurückbleibenden Hirten noch einmal, brach auf und machte diesmal einen Umweg, um das Haus Barricinis zu vermeiden.

Schon waren sie weit von Pietranera entfernt und sie ritten rasch dahin, als der alte Polo Griffo bei dem Uebergange über einen kleinen Bach, der sich in einem Sumpfe verlor, mehrere Schweine bemerkte, die im Rothe lagen und sich zugleich sonnten

und im Wasser abkühlten. Er legte sogleich auf das fetteste an und streckte es todt nieder. Die andern standen alsbald auf, entflohen mit überraschender Schnelligkeit und erreichten, obgleich der andere Hirt ihnen auch eine Kugel nachsandte, wohlbehalten ein Dickicht, in welchem sie verschwanden.

„Dummköpfe!“ rief Drso; „Ihr haltet Schweine für Eber.“

— „Nein, Dr' Anton,“ antwortete Polo Griffo; „aber die Herde gehört dem Advokaten und ich erschoss ihm ein Stück zur Vergeltung für die Verstümmelung des Pferdes.“

„Wie, Ihr Schufte!“ rief Drso in großem Unwillen, „Ihr ahmt die Niederträchtigkeit unserer Feinde nach? Verlast mich auf der Stelle. Ich brauche Euch nicht. Ihr taugt zu weiter nichts, als Euch mit Schweinen herumzuschlagen. Ich schwöre es Euch bei Gott, daß ich Euch die Köpfe zerschlage, wenn Ihr mir zu folgen wagt.“

Die beiden Hirten sahen einander bestürzt an. Drso aber gab seinem Pferde die Sporen und verschwand im Galopp.

„Run,“ sagte Polo Griffo, „das war eine berbe Lection. Und solche Leute soll man noch lieben! Der Oberst, sein Vater, wollte Dich fortjagen, weil Du einmal auf den Advokaten anlegtest .. Es war dumm genug, nicht zu schießen. Und der Sohn .. Du siehst, was ich für ihn gethan habe. Er will mir den Kopf zerschlagen; .. das muß man auf dem Festlande lernen, Memmo.“

— „Ja, und wenn man es erfährt, daß Du das Schwein erschossen hast, wird man Dir einen Prozeß an den Hals hängen und Dr' Anton' wird weder mit den Richtern reden, noch den Advokaten bezahlen mögen. Zum Glück hat Dich Niemand gesehen und die heilige Rega kann Dich aus der Schlinge ziehen.“

Nach einer kurzen Berathung kamen die beiden Hirten überein, es würde am zweckmäßigsten sein, das Schwein in eine Lache zu werfen, was sie denn auch thaten, nachdem sich aber jedes ein hübsches Stück von dem unschuldigen Opfer des Hasses der della Nebbia und der Barricini abgeschnitten hatte.

17.

Nachdem Drso sich von seiner undisciplinirten Bedeckung frei gemacht hatte, setzte er seinen Weg fort, mehr beschäftigt mit dem Vergnügen, Miß Revil wieder zu sehen, als mit der Furcht, auf seine Feinde zu treffen. „Der Prozeß, den ich mit diesem elenden Barricini haben werde,“ dachte er bei sich, „wird mich nöthigen, nach Bastia zu reisen. Warum sollte ich Miß Revil nicht begleiten? Warum sollten wir von Bastia nicht mit einander in das Bad Drezza gehen?“ Erinnerungen aus der Kindheit versetzten ihn an jenen malerischen Ort. Er sah sich auf einem grünen Plage unter hundertjährigen Kastanienbäumen und neben ihm auf frischem Rasen Miß Lydia. Sie hatte ihren Hut abgenommen und ihr seidenweiches Haar glänzte wie Gold in der Sonne, die durch die Blätter schien. Ihre Augen kamen ihm noch blauer vor als der Himmel. Die Wange auf eine Hand gestützt, hörte sie gedankenvoll auf die Liebesworte, die er zitternd an sie richtete. Sie trug jenes Muslinkleid, in welchem es sie

am letzten Tage in Ajaccio gesehen hatte. Unter den Falten dieses Kleides sah ein kleiner Fuß in einem schwarzen Atlaschuh hervor. Drso meinte, er würde glücklich sein, dürfe er diesen Fuß küssen; aber von einer Hand hatte Miss Lydia den Handschuh abgezogen und sie hielt in derselben eine Maßliebe. Drso nahm dieses Blümchen, die Hand Lydias drückte die feinige und er küßte die Blume, dann die Hand und Lydia fühlte sich nicht beleidiget. Diese Gedanken hinderten ihn auf den Weg zu achten. Er wollte eben in Gedanken zum zweitenmale die Hand der Miss Revil küssen, als er in Wirklichkeit den Kopf seines Pferdes berührte, das mit einemmale stehen blieb. Die kleine Chilina vertrat ihm den Weg und ergriff den Zügel.

„Wohin wollen Sie so, Drf Anton?“ fragte sie. „Wissen Sie nicht, daß Ihr Feind hier in der Nähe ist?“

— „Mein Feind!“ rief Drso, aufgebracht über die Unterbrechung. „Wo ist er?“

„Orlanduccio ist hier in der Nähe. Er lauert auf Sie. Kehren Sie um. Kehren Sie um!“

— „Er wartet auf mich? Du hast ihn gesehen?“

„Ja, Drf Anton; ich lag in dem Farnkraute, als er vorüberging. Er sah sich nach allen Seiten um.“

— „Nach welcher Seite ist er gegangen?“

„Er ging auf demselben Wege hinunter.“

— „Ich danke.“

„Drf Anton, wollen Sie nicht lieber auf meinen Dheim warten? Er muß bald kommen und mit ihm werden Sie sicher sein.“

— „Fürchte nichts, Chil; ich brauche Deinen Dheim nicht.“

„Wenn Sie es wünschen, will ich vor Ihnen hergehen.“

— „Ich danke Dir.“

Drso trieb sein Pferd an und rasch nach der Gegend hin, welche das Mädchen ihm angedeutet hatte. Sein erstes Gefühl war heftiger Zorn gewesen und er hatte zu sich selbst gesagt, das Glück biete ihm eine treffliche Gelegenheit, den Schändlichen zu züchtigen, der ein Pferd verstümmelte, um sich wegen einer Dhrseife zu rächen. Als er eine Strecke geritten war, änderten das Versprechen, das er gewissermaßen dem Präfecten gegeben hatte und besonders die Beforgnis, Miss Revil zu verfehlen, seine Stimmung, so daß er wünschte, er möge Orlanduccio nicht begegnen. Die Erinnerung an seinem Vater aber, die seinem Pferde angethane Schmach und die Drohungen seiner Feinde entzündeten seinen Zorn bald von neuem und reizten ihn an, den Feind aufzusuchen, ihn herauszufordern und ihn zwingen, sich mit ihm zu schießen. So von widerstrebenden Gefühlen bewegt, ritt er weiter, aber vorsichtig, alle Büsche und Hecken musternd, und hielt bisweilen selbst an, um zu lauschen. Beinh Minuten, nachdem er Chilina verlassen (es war ungefähr neun Uhr des Morgens) befand er sich am Gipfel eines ungemein steilen Hügels. Der kaum gebahnte Weg, dem er folgte, führte durch ein vor kurzem abgebranntes Maquis. Die Erde war da mit weißlicher

Asche bedeckt und nur hier und da standen einige Sträucher und dicke vom Feuer geschwärzte, völlig blätterlose Bäume. Sieht man ein abgebranntes Maquis, so muß man sich in eine nordische Gegend mitten im Winter verfest glauben und der Contrast der dünnen Stelle, über welche die Flamme hinwegging, mit der üppigen Vegetation umher giebt ihr ein noch traurigeres und öderes Aussehen. Drso aber sah an diesem Orte jetzt nur eine Sache, die in seiner Lage allerdings wichtig war; da der Boden ganz kahl war, so konnte sich Niemand da verborgen halten, und der, welcher jeden Augenblick ein Flintenrohr aus einem Dickicht gegen seine Brust gerichtet zu sehen fürchtete, hält den ebenen Boden, wo nichts seinem Auge entgegensteht, für eine Art Dase. Diesem abgebrannten Maquis folgten mehrere Felder, die nach der Sitte mit Mauern umzogen waren. Der Weg ging zwischen diesen Mauern hindurch, wo ungeheure Kastanienbäume von weitem wie ein dichter Wald ausahen.

Drso, den die Abschüßigkeit nöthigte, vom Pferde zu steigen, hatte den Zügel auf dem Halse seines Pferdes hängen lassen, eilte rasch auf dem glatten mit Asche bestreuten Boden hinab und war nur noch etwa fünf und zwanzig Schritte von einem jener von Mauern umschlossenen Feldern rechts am Wege, als er gerade vor sich zuerst ein Flintenrohr und dann einen Kopf über der Mauer wahrte. Die Flinte wurde gesenkt und er erkannte Orlanduccio, wie er eben Feuer geben wollte. Drso setzte sich schnell in Bertheidigungszustand und beide, das Gewehr angelegt, sahen einander einige Secunden mit jenem Herzklöpfen an, das wohl auch der Muthigste in dem Augenblicke empfindet, wann er den Tod geben oder empfangen soll.

„Stende seige Memme!“ rief Drso. Er sprach noch, als er die Flamme vom Gewehre Orlanduccios sah und fast in demselben Augenblicke knallte ein zweiter Schuß zu seiner Linken auf der andern Seite des Weges, den ein Mann abgefeuert, welchen er vorher nicht bemerkt hatte. Die beiden Kugeln trafen ihn, die eine, die Orlanduccios, ging ihm durch den linken Arm, den er beim Anlegen des Gewehres vorgehalten hatte; die andere traf ihn an der Brust, zerriß ihm den Rock, stieß aber zum Glück auf seinen Dolch und verletzte ihn deshalb nur leicht. Der linke Arm Drsos hing unbeweglich am Schenkel herab und das Flintenrohr senkte sich einen Augenblick; aber er hob es bald wieder, richtete die Waffe blos mit der rechten Hand und gab Feuer auf Orlanduccio. Das Gesicht seines Gegners, von dem er kaum die Augen sah, verschwand hinter der Mauer; dann wendete sich Drso zur Linken und schos das zweite Rohr auf einen noch von Rauch umgebenen Mann ab, den er kaum erkannte. Auch dieser verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 40. für die elegante Welt. 1840.

C o l o m b a.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Die vier Flintenschüsse waren mit unglaublicher Schnelligkeit auf einander gefolgt. Nach dem letzten Schusse Drso's blieb alles vollkommen ruhig. Der Rauch stieg langsam in der Luft empor; hinter der Mauer rührte sich nichts; eben so wenig ließ sich ein Geräusch vernehmen. Wäre der Schmerz in seinem Arme nicht gewesen, er hätte glauben können, die Männer, auf die er geschossen, wären Gestalten seiner Phantasie gewesen.

Da er eine zweite Ladung erwartete, so ging Drso einige Schritte weit hinweg hinter einen der verbrannten und noch stehenden Bäume. Hier nahm er sein Gewehr zwischen die Knie und lud es rasch wieder. Sein linker Arm verursachte ihm die grausamsten Schmerzen und wurde ihm sehr schwer. Was war aus seinen Segnern geworden? Er konnte es nicht begreifen; wären sie entflohen, wären sie verwundet gewesen, so hätte er doch irgend ein Geräusch, irgend eine Bewegung hören müssen. Waren sie also todt oder warteten sie, hinter der Mauer geborgen, auf die Gelegenheit, noch einmal auf ihn zu schießen? In dieser Ungewissheit und da er fühlte, daß seine Kräfte abnahmen, ließ er sich auf das rechte Knie nieder, stützte auf das andere seinen verwundeten Arm und auf einen Zweig an einem verbrannten Baumstamme das Gewehr. Den Finger am Drücker, die Augen fest auf die Mauer geheftet und auf das geringste Geräusch lauschend, blieb er einige Minuten, die ihm ein Jahrhundert dünkten, unbeweglich. Endlich ließ sich weit hinter ihm ein entfernter Ruf hören und bald kam ein Hund pfeilschnell von dem Berge herunter zu ihm, Brusco nämlich, der Jögling und Gesährte des Banditen, der ohne Zweifel die Ankunft seines Herrn meldete, und wohl niemals wurde ein ehrlicher Mann ungeduldiger erwartet. Der Hund schnoberte unruhig nach der nächsten Mauer hin; plötzlich knurrte er, sprang mit einem Satz über die Mauer und kam fast in demselben Augenblicke auf dieselbe wieder hinauf, von wo er Drso unverwandt ansah und in seinen Augen Ueberraschung so deutlich aussprach, als es einem Hunde möglich ist; dann schnoberte er von Neuem in der Richtung nach der andern Mauer hin, über die er ebenfalls sprang. Nach einer Secunde erschien er oben auf dieser und gab auf gleiche Weise sein Erstaunen zu erkennen; darauf sprang er in das Maquis, ohne die Augen von Drso abzuwenden und entfernte sich von ihm

langsam. Dann fing er an wieder schnell zu laufen und jagte den Hügel hinauf einem Manne entgegen, der schnell herabkam.

„Hierher, Brando!“ rief Drso, sobald er glaubte, daß jener ihn hören könnte.

— „Ah, Dr' Anton! Sie sind verwundet!“ fragte Brandolaccio, der außer Athem herbeikam. „Am Leibe oder an den Gliedern?“

„Am Arme.“

— „Am Arme! Das hat nichts zu bedeuten. Und der andere?“

„Ich glaube ihn getroffen zu haben.“

Brandolaccio folgte seinem Hunde, bog sich über die nächste Mauer, nahm da seine Mütze ab und sagte: „guten Morgen, Herr Orlanduccio!“ Dann wendete er sich an Drso, grüßte denselben ebenfalls, aber ernst und sagte: „das nenne ich einen Menschen sauber hingelegt.“

„Lebt er noch?“ fragte Drso, der kaum zu athmen vermochte.

— „Ach, er wird sich wohl hüten, er fürchtet sich zu sehr vor der Kugel, die Sie ihm in das Auge gejagt haben. Beim Blute der Madonna, welches Loth! Eine schöne Flinte, meiner Treu! Welches Caliber! Die wirft ein Gehirn auseinander! Neben Sie doch, Dr' Anton; als ich zuerst hörte: piff! piff! da dachte ich gleich: ah ha, das gilt meinem Lieutenant. Dann hörte ich: bum! bum! und ich sagte zu mir: ach, jetzt spricht die englische Flinte, sie antwortet.. Aber Brusco, was willst Du denn von mir?“

Der Hund führte ihn an die andere Mauer: „entschuldigen Sie!“ rief da Brandolaccio verwundert, „ein Doppelschuß! Weiter nichts! Man sieht, daß das Pulver theuer ist, denn Sie gehen sparsam damit um.“

„In des Himmels Namen, was giebt es?“ fragte Drso.

— „Spasen Sie nicht, mein Herr Lieutenant! Sie werfen das Wild nieder und verlangen, man solle es auflesen.. Na, Einer wird heute ein seltsames Dessert halten, — der Advokat Barricini. Wer zum Teufel! soll ihn denn nun beerben?“

„Was! Vincentello auch todt?“

— „Mausetodt. Wohl bekomm' es uns! *) Sie haben doch ein gutes Herz, Sie lassen sie nicht lange leiden. Kommen Sie

*) Salute a noi! Der gewöhnliche Ausdruck, wenn man das Wort Tod ausspricht.

her und sehen Sie den Vincentello. Da kniet er noch, den Kopf an die Mauer gelehnt. Er sieht aus als schlafe er; den bleiernen Schlaf schläft er. Armer Teufel!"

Drso wendete mit Grauen das Gesicht ab. — „Bist Du überzeugt, daß er todt ist?"

— „Sie sind wie Sampiero Corso, der auch immer nur einen Schuß that. Sehen Sie, da .. in der Brust, links. Ich wette, daß die Kugel nicht weit vom Herzen sitzt. Ein Doppelschuß! Ich mag nun gar nicht mehr schießen. Zwei mit zwei Schüssen! Jedem Bruder eine Kugel. Hätten Sie einen dritten Schuß im Gewehre gehabt, ich glaube, er hätte den Alten getroffen. Ein ander' mal wird man sich besser vorsehen. Welcher Schuß, Dr' Anton! Daß einem braven Kerle, wie ich Einer bin, nie ein solcher Doppelschuß auf Genarmen gelingt!"

Während der Bandit so sprach, untersuchte er den Arm Drsos und schloß den Kermel mit dem Dolche auf.

„Es ist nichts!" sagte er. „Signora Colomba hat blos den Rock wieder zusammenzunähen.. Aber was sehe ich? Dieses Loch da auf der Brust? Ist nichts hineingegangen? Nein, Sie würden sonst anders sein. Na, bewegen Sie einmal die Finger.. Fühlen Sie meine Zähne, wenn ich Sie in den kleinen Finger beiße?.. Nicht sehr?.. Schadet nichts.. Geben Sie mir Ihr Taschentuch und Ihr Halstuch.. Der Rock ist verdorben.. Warum ziehen Sie sich aber auch so schön an? Ritten Sie denn zur Hochzeit?.. Da, nehmen Sie einen Schluck Wein.. Warum haben Sie keine Flasche bei sich? Gehst jemals ein Corse ohne Flasche aus?" Mitten im Verbinden unterbrach er sich dann wieder und rief: „ein Doppelschuß! Beide todt!.. Der Pfaff wird lachen.. Ein Doppelschuß! Da kommt endlich die kleine Schildkröte, die Chilina."

Drso antwortete nicht. Er sah todtendleichen aus und zitterte an allen Gliedern.

„Chili," rief Brandolaccio, „sieh einmal hinter die Mauer da. He!" Das Kind kletterte an der Mauer empor und sobald es den Leichnam Orlanduccios erkannt hatte, bekreuzigte es sich.

— „Das ist nichts," fuhr der Bandit fort; „sieh auch weiter hin, dort unten."

Das Kind bekreuzigte sich nochmals.

„Du, Dheim?" fragte Chilina endlich schüchtern.

— „Ich? Bin ich nicht ein alter Kerl geworden, der zu nichts mehr taugt? Chili, der Herr da hat es gethan. Mach' ihm Dein Compliment."

„Die Signora wird sich sehr darüber freuen," sagte Chilina, „aber leid wird es ihr auch thun, daß Sie verwundet sind, Dr' Anton'."

— „Dr' Anton'," sagte der Bandit, der jetzt mit dem Verbände fertig geworden war, „Chilina hat Ihr Pferd wieder eingefangen. Steigen Sie auf und kommen Sie mit mir in das Maquis von Stazzona. Der muß klug sein, der Sie da finden will. Wir wollen Sie da so gut bewirthen, als es uns möglich ist. Haben wir das Kreuz von Santa Christina erreicht, müssen Sie absteigen. Sie geben Ihr Pferd der Chilina, die es der

Signora zurückbringt und zugleich Ihre Aufträge ausdrückt. Sie können der Kleinen alles sagen, Dr' Anton'. Sie würde sich lieber umbringen lassen, als daß sie ihre Freunde verräth."

— In zärtlichem Tone setzte er dann hinzu: „geh, Du Schelmin; verflucht, excommunicirt sollst Du sein, kleine Spitzbäbin," denn Brandolaccio war abergläubisch wie viele Banditen und fürchtete die Kinder zu beheren, wenn er sie rühmte oder segnete. Bekanntlich pflegen die geheimnißvollen Mächte, welche die anocchiatura *) bewerkstelligen, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was man wünscht.

„Wohin soll ich gehen, Brando?" fragte Drso kaum hörbar.

— „Sie haben zu wählen: in das Gefängniß oder in das Maquis. Aber ein della Rebbia kennt den Weg nach dem Kerker nicht. In das Maquis also, Dr' Anton'."

„So lebt wohl, ihr alle meine Hoffnungen!" rief der Verwundete.

— „Ihre Hoffnungen? Zum Teufel auch! Hofften Sie denn mit einer Doppelflinte noch mehr zu thun?"

„Sie haben zuerst geschossen," sagte Drso.

— „Das ist wahr. Piff! Piff! Bum! Bum! Ein Doppelschuß aus einer Hand! **) Wenn man noch mehr thut, lasse ich mich hängen. Nun sitzen Sie im Sattel und ehe Sie fortreiten, betrachten Sie ihr Werk. Es ist nicht höflich, die Gesellschaft so zu verlassen, ohne Abschied von ihr zu nehmen."

Drso gab seinem Pferde die Sporen; um keinen Preis hätte er die Unglücklichen sehen mögen, denen er den Tod gegeben hatte.

„Wollen Sie, Dr' Anton'," sagte der Bandit, der den Zügel des Pferdes ergriff, „daß ich offen mit Ihnen rede? Ohne Sie zu beleidigen, die beiden armen jungen Bursche dauern mich. Nehmen Sie mir's nicht übel.. so schön,.. so stark,.. so jung! Orlanduccio, mit dem ich so oft gejagt habe!.. Vor vier Tagen noch gab er mir ein Packet Cigarren.. Vincentello, der immer so guter Lanne war.. Sie haben freilich gethan, was Sie thun mußten und der Schuß ist überdies zu schön, daß man darüber nicht jammern kann;.. aber mich ging Ihre Rache nichts an. Ich weiß, daß Sie Recht haben; wenn man einen Feind hat, so muß man ihn bei Seite schaffen; aber die Barricini sind doch eine alte Familie.. Nun haben wir Jemanden, der uns Gesellschaft leistet und .. wegen eines Doppelschusses!"

Während dieser Leichenrede auf die Barricini führte Brandolaccio Drso, Chilina und den Hund Brusco schnell nach dem Maquis von Stazzona.

*) Eine unwillkürliche Bezauferung, die sowohl durch Blicke als durch Worte bewirkt wird.

**) Wenn ein ungläubiger Jäger mit den Doppelschuß della Rebbias bestritten wi'l, so fordere ich ihn auf, nach Sartena zu gehen und sich da erzählen zu lassen, wie einer der ausgezeichnetsten und liebendwürdigsten Bewohner dieser Stadt sich allein und mit zerschmettertem Arme aus einer wenigstens eben so gefährlichen Lage befreiete.

18.

Colomba hatte bald nach dem Ausbruche Drso's durch ihre Spione erfahren, daß die Barricini draußen umherzirkeln und von diesem Augenblicke an war sie höchst besorgt. Sie lief unruhig in dem Hause hin und her, ohne eigentlich etwas zu thun, aber immer beschäftigt und blieb jeden Augenblick stehen, um zu sehen, ob sie nicht in dem Dorfe eine ungewöhnliche Bewegung bemerkte. Gegen elf Uhr endlich erschien eine ziemlich zahlreiche Reitergesellschaft in Pietranera, der Oberst nämlich mit seiner Tochter, den Diensteuten und dem Führer. Als sie an dem Hause ankamen, empfing Colomba sie mit den Worten: „haben Sie meinen Bruder gesehen?“ Dann fragte sie den Führer, welchem Wege sie gefolgt und um welche Stunde sie aufgebrochen wären, und nach den Antworten, die sie erhielt, konnte sie nicht begreifen, warum sie einander nicht begegnet sein sollten.

Colomba schüttelte den Kopf und wiederholte die Fragen. Trotz ihrer natürlichen Festigkeit, die noch durch den Stolz gesteigert wurde, ihre Schwäche vor den Fremden zu verbergen, war es ihr doch nicht möglich, ihre Besorgnisse zu verheimlichen und bald theilten dieselben auch der Oberst und besonders Miß Lydia, als sie diesen den so schlecht abgegangenen Versuch der Ausöhnung erzählt hatte. Miß Nevil hatte keine Ruhe mehr, sie verlangte, daß nach allen Seiten Boten ausgeschickt würden und ihr Vater erbot sich, wieder zu Pferde zu steigen und mit dem Führer Drso entgegen zu reiten. Die Besorgnisse ihrer Gäste erinnerten Colomba an ihre Pflichten als Herrin vom Hause. Sie bemühte sich zu lächeln, sie nöthigte den Obersten, sich an den Tisch zu setzen und fand zur Erklärung des Ausbleibens ihres Bruders zwanzig annehmbare Gründe auf, die sie aber jedesmal nach einer Minute selbst wieder umwarf. Der Oberst, der es für seine Pflicht als Mann hielt, die Frauen zu beruhigen, brachte auch eine Erklärung vor:

„Ich wette,“ sagte er, „della Nebbia hat Miß getroffen; er konnte der Versuchung nicht widerstehen und wir werden ihn mit voller Jagdtasche zurückkommen sehen. Wir haben ja auch,“ setzte er hinzu, „auf dem Wege wirklich vier Schüsse gehört. Zwei davon waren stärker als die andern und ich sagte gleich zu meiner Tochter: ich wette, della Nebbia ist auf der Jagd. Nur mein Gewehr kann so stark knallen.“

Colomba erblickte und Lydia, die sie aufmerksam beobachtete, errieth leicht, welche Muthmaßungen der Oberst in ihr geweckt habe. Nach einem Schweigen von einigen Minuten fragte Colomba rasch, ob die beiden starken Schüsse den andern vorangegangen oder denselben gefolgt wären. Aber weder der Oberst, noch dessen Tochter, noch der Führer hatten auf diesen Hauptpunkt geachtet.

Als gegen ein Uhr noch keiner der von Colomba abgeschickten Boten zurückgekommen war, nahm sie ihren ganzen Muth zusammen und nöthigte die Gäste an den Tisch, aber Niemand außer dem Obersten konnte essen. Bei dem geringsten Geräusche auf dem Plage eilte Colomba an das Fenster; dann setzte sie sich

traurig wieder nieder und versuchte noch trauriger mit ihren Freunden ein gleichgiltiges Gespräch fortzusetzen, auf das Niemand achtete und das durch lange Pausen unterbrochen wurde. Mit einemmale hörte man Hufschläge. „Jetzt ist es mein Bruder!“ sagte Colomba, indem sie aufstand; als sie aber Ghilina auf dem Pferde Drso's sitzen sah, rief sie in herzerreifendem Tone: „mein Bruder ist todt!“

Der Oberst ließ sein Glas fallen, Miß Nevil stieß einen Schrei aus und alle eilten vor die Thüre des Hauses. Ehe Ghilina von dem Pferde herabspringen konnte, wurde sie wie eine Feder von Colomba ergriffen, die sie schwebend in der Luft hielt. Das Kind verstand den schrecklichen Blick Colombas und das erste Wort Ghilinas war: er lebt! Colomba ließ sie darauf sogleich los und Ghilina sprang an den Boden.

„Die andern?“ fragte Colomba mit heiserer Stimme.

Ghilina machte das Zeichen des Kreuzes mit dem Zeige- und Mittelfinger und alsbald folgte der Todtenblässe Colombas eine glühende Röthe. Sie warf einen triumphirenden Blick auf das Haus Barricinis und sprach lächelnd zu ihren Gästen: „nun kommen Sie zurück und lassen Sie uns Kaffee trinken.“

Die Botin des Banditen hatte lange zu erzählen. Ihr Gespräch, das Colomba in eigentliches Italienisch übertrug, welches Miß Nevil sodann ins Englische übersetzte, entlockte dem Obersten mehr als einen Fluch und der Miß Lydia mehr als einen Seufzer; Colomba hörte alles gleichgiltig an, nur drehte sie die Serviette in den Händen, als wolle sie dieselbe zerreißen. Sie unterbrach Ghilina fünf bis sechsmal, um sich wiederholen zu lassen, daß Brandolaccio gesagt habe, die Wunde sei nicht gefährlich und er habe wohl andere gesehen. Zuletzt sagte Ghilina, Drso verlange dringend Papier, damit er schreiben könne und trage seiner Schwester auf, eine Dame, die sich vielleicht in dem Hause befinde, zu bitten, sich nicht zu entfernen, bis sie einen Brief von ihm erhalten habe. „Das kümmert ihn am meisten,“ setzte das Kind hinzu, „und ich war schon unterwegs, als er mich noch einmal zurückrief und mir diesen Auftrag besonders empfahl. Es war das drittemal.“ Colomba lächelte darüber und drückte der Engländerin die Hand, die in Thränen zerschmolz, es aber nicht für geeignet hielt, ihrem Vater diesen Theil der Erzählung zu übersetzen.

„Ja, Sie werden bei mir bleiben, liebe Freundin,“ sprach Colomba, indem sie Miß Nevil küßte, „und mir beistehen.“

Dann nahm sie aus einem Schranke alte Wäsche, zerschnitt dieselbe zu Verbänden und zupfte Charpie. Sah man ihre funkelnden Augen, ihre lebhaftere Röthe und dabei die Ruhe, mit welcher sie die letztere Arbeit vollbrachte, so war es schwer zu entscheiden, ob die Wunde ihres Bruders ihr mehr zu Herzen gehe oder sie über den Tod ihrer Feinde mehr erfreut sei. Bald schenkte sie dem Obersten Kaffee ein und rühmte ihre Geschicklichkeit im Bereiten desselben, bald gab sie der Miß Nevil und der kleinen Ghilina Arbeit und ersuchte sie, Verbandbänder zu nähen und zusammenzurollen; auch fragte sie zum zwanzigstenmale, ob Drso große Schmerzen leide. Fortwährend unterbrach sie sich

mitten in ihrer Arbeit, um dem Obersten zu sagen: „zwei so geschickte, so schreckliche Männer! Er allein, verwundet, mit einem einzigen Arme.. hat sie beide niedergestreckt. Welcher Muth, Oberst. Ist er nicht ein Held? Ach, Miß Revil, wie glücklich ist man, in einem so ruhigen Lande zu leben, wie das Ihrige ist.. Sie kannten meinen Bruder nicht. Ich hatte es gesagt: der Sperber wird seine Flügel ausbreiten.. Sie ließen sich durch sein sanftes Wesen täuschen.. Bei Ihnen freilich, Miß Revil... Ach, wenn er Sie so für ihn arbeiten sähe!.. der arme Drso!“

Miß Lydia arbeitete nicht und fand auch kein Wort. Ihr Vater fragte, warum man sich nicht beeile, bei einem Gerichte zu klagen. Er sprach von der Untersuchung des coroner und von andern auf Corsica gleich unbekanntem Dingen. Endlich wollte er wissen, ob das Landhaus des guten Herrn Brandolaccio, der dem Verwundeten Beistand geleistet, weit entfernt von Pietranera sei und ob er nicht selbst hingehen und seinen Freund besuchen könne.

Colomba antwortete darauf in ihrer gewöhnlichen Ruhe, Drso sei in dem Maquis, ein Bandit pflege ihn, er sehe sich großer Gefahr aus, wenn er sich zeige, ehe man wisse, wie der Präfect und die Richter gestimmt wären, sie werde aber doch dafür sorgen, daß ein geschickter Chirurg im Geheimen zu ihm gehe. „Besonders, Herr Oberst, erinnern Sie sich wohl,“ sagte sie, „daß Sie die vier Schüsse gehört haben und daß Sie sagten, Drso habe erst zuletzt geschossen.“ Der Oberst konnte die Sache nicht begreifen und seine Tochter that nichts als daß sie seufzte und sich die Augen wischte.

Der Tag war schon weit vorgeückt, als eine traurige Prozession in das Dorf kam. Man brachte dem Advokaten die Leichen seiner Söhne, jede quer auf einem Maulthiere, das ein Bauer führte. Eine Menge seiner Anhänger und Müßiggänger folgte dem Zuge. Dabei sah man die Gendarmen, die immer zu spät kommen und den Adjunct, der die Arme gen Himmel erhob und fortwährend wiederholte: „was wird der Herr Präfect sagen!“ Einige Weiber, besonders eine Amme Orlanduccios, rissen sich die Haare aus und schrien und heulten entsetzlich. Aber ihr lärmender Schmerz machte geringern Eindruck als die stumme Verzweiflung eines Mannes, der alle Blicke auf sich zog. Es war der unglückliche Vater, der von einem Leichname zum andern ging, die von Erde beschmutzten Köpfe emporhob, die blaubleiche Stirn lästete und die schon steifen Glieder hielt, als sollten sie nicht erschüttert werden. Bisweilen öffnete er den Mund zum Sprechen, aber kein Laut, kein Wort kam über die Lippen. Die Augen immer auf die Leichen geheftet, stieß er sich an die Steine und an die Bäume am Wege.

Das Wehklagen der Weiber, die Flüche der Männer verdoppelten sich als man das Haus Drsos erblickte. Einige Hirten der della Rebbias hatten es gewagt, ein Triumphgeschrei zu erheben und nun kannte der Born ihrer Gegner keine Grenzen mehr. —

Rache! Rache! riefen einige Stimmen. Man warf mit Steinen und zwei Flintenschüsse nach den Fenstern des Zimmers, in welchem sich Colomba mit ihren Gästen befand, zertrümmerten die Laden und warfen die Holzsplitter bis auf den Tisch, an welchem die beiden Mädchen saßen. Miß Lydia schrie erschrocken laut auf, der Oberst griff nach seiner Flinte und Colomba floh, ehe er sie zurückhalten konnte, nach der Thüre, die sie heftig aufriß. Da, auf der hohen Schwelle, die Hände ausgestreckt, um ihren Feinden zu fluchen, rief sie:

„Stende Ihr! Ihr schießt auf Weiber, auf Fremde! Seid Ihr Corsen? Seid Ihr Männer? Stende feige Memmen seid Ihr und könnt nur meuchlings morden. Kommt her! Ich fordere Euch heraus. Ich bin allein; mein Bruder ist fern. Tödtet mich, tödtet meine Gäste; das ist Euerer würdig.. Aber Ihr wagt es nicht, Ihr seid feig; Ihr wisset, daß wir uns rächen. Seht, weint wie Weiber und dankt uns, daß wir nicht mehr Blut von Euch fordern.“

Es lag in der Stimme und in der Haltung Colombas etwas Imposantes und Schreckliches; die Menge wich bei ihrem Anblicke erschreckt zurück; als habe sie eine jener bösen Feen gesehen, von denen man auf Corsica in den Winterabenden mehr als eine entsetzliche Geschichte erzählt. Der Adjunct, die Gendarmen und eine gewisse Anzahl Frauen benutzten diese Bewegung, um zwischen die beiden Parteien zu treten, denn die Hirten und Anhänger der della Rebbia nahmen bereits ihre Waffen zur Hand und man konnte einen Augenblick fürchten, es würde auf dem Plage ein allgemeiner Kampf entstehen. Aber es fehlte den beiden Parteien an ihren Führern und die trotz ihrer Wuth besonnenen Corsen werden in Abwesenheit der Haupturheber ihrer Bürgerkriege selten mit einander handgemein. Uebrigens hielt auch Colomba, die durch den Erfolg wieder klug geworden war, die kleine Besatzung ihres Hauses zurück. „Laßt die armen Leute weinen,“ sagte sie; „laßt den Alten sein Fleisch forttragen. Warum diesen alten Fuchs tödten, der keine Zähne mehr hat und nicht beißen kann? Giudice Baricini, gedenke des zweiten Augusts! Erwinnere Dich der blutigen Briestafche, in welche Du mit Deiner fälschenden Hand geschrieben hast. Mein Vater hatte Deine Schuld da eingetragen und Deine Söhne haben sie bezahlt. Ich gebe Dir Quittung, alter Baricini!“

Colomba sah, mit übereinander geschlagenen Armen, mit einem Lächeln der Verachtung auf den Lippen, die Leichname in das Haus ihrer Feinde tragen und dann die Menge sich langsam zerstreuen. Sie verschloß ihre Thüre von neuem, kehrte in das Speisezimmer zurück und sagte zu dem Obersten:

„Ich bitte für meine Landsleute um Verzeihung, Herr Oberst. Ich würde es nie geglaubt haben, daß Corsen auf ein Haus schießen, in welchem sich Fremde befinden und ich schäme mich meines Vaterlandes.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

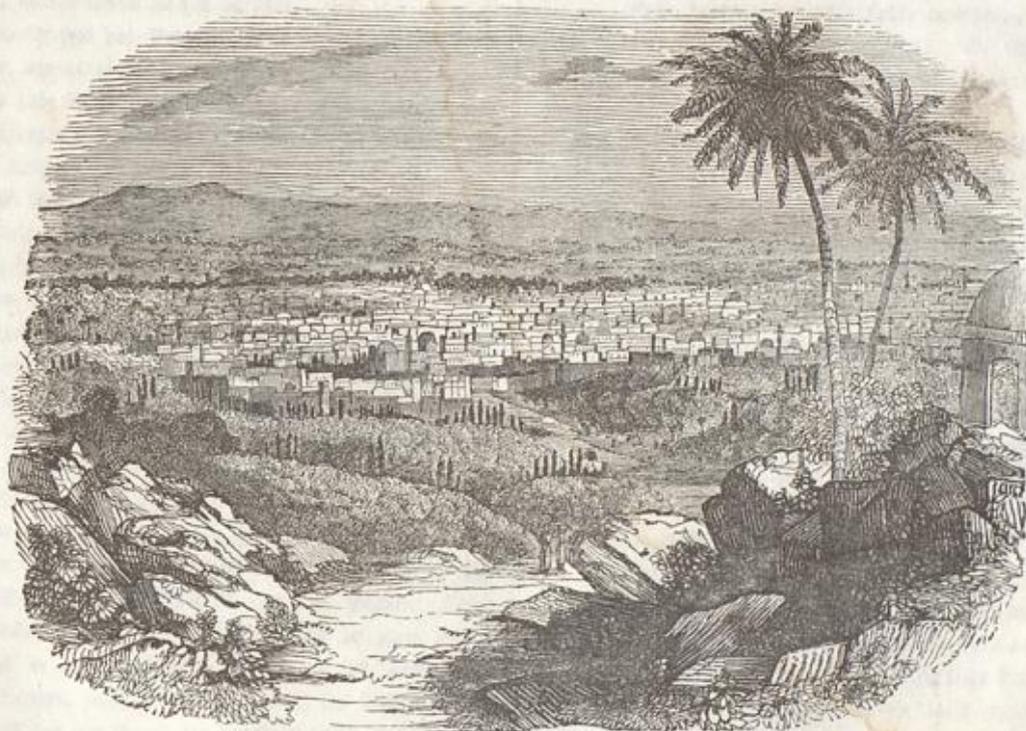
N^o 41. für die elegante Welt. 1840.

Damasfus.

Damasfus, eine Stadt in Syrien und der Hauptort eines wichtigen Paschaliks, liegt in einer fruchtbaren Ebene am östlichen Fuße des Antilibanon, und ist eine der ältesten Städte in der Welt, da sie nach der Bibel bereits zur Zeit Abrahams stand. Auch gehört sie zu den wenigen, welche in allen Zeiten sich blühend erhalten haben. Obgleich oftmals erobert und verwüstet, hat sie sich doch immer wieder neu erhoben, und jeder Zeit wurde ihre Lage als eine der reizendsten in der Welt gerühmt. Zur Zeit Davids oder Salomos scheint sie die Hauptstadt eines unabhängigen Reiches gewesen zu sein. Später kam sie zu Assyrien, dann zu Persien; darauf fiel sie in die Hände der Macedonier, der Römer und endlich der Araber. Eine Zeit lang war sie die Residenz der Kalifen und nach manchen Wechselfällen wurde sie unter Sultan Selim von den Türken erobert. Im Jahre 1833 trat sie die Pforte an Mehemed Ali ab und in die-

sem Augenblicke ist sie vielleicht schon von den Engländern genommen, um der Pforte zurückgegeben zu werden.

Die Einwohnerzahl soll 150 bis 200,000 betragen, unter denen 12,000 Christen und eben so viele Juden sind. Der Juden und deren Verfolgungen wegen ist diese Stadt bekanntlich in unsern Tagen häufig genannt worden. Ein christlicher Priester wurde dort ermordet und der Pasa schrieb diese blutige That den Juden zu. Man sagte, diese brauchten zu geheimnißvollen Ceremonien ihres Glaubens Christenblut und der Pater sei ermordet worden, um den Juden dieses Blut zu liefern. Mehrere der reichsten und angesehensten jüdischen Einwohner wurden deshalb gefänglich eingezogen und sie sollen in der Tortur sich der That schuldig bekannt haben. Es erhob sich jedoch in Folge dieser Judenanklage ein allgemeiner Schrei des Unwillens unter den Juden aller Länder und selbst die Regierungen von Frankreich und England verwendeten sich für die Angeklagten in Damaskus. Zwei angesehenere Juden, Montefiore und der berühmte jüdische



(Ansicht von Damaskus.)

Advocat Cremieux in Paris, begaben sich selbst nach Alexandrien, um sich bei Mehemet Ali für ihre Glaubensgenossen zu verwenden. Noch ist der geheimnißvolle Schiefer aber nicht gehoben, der auf jenem Morde liegt. (Nach den neuesten Nachrichten sind die Angeklagten freigelassen worden, nachdem vier derselben im Kerker gestorben.)

Berühmt ist Damaskus lange gewesen durch seine Säbelklingen, Damascenersäbel, deren Vorzug in der trefflichen Härzung bestand; die Fabrikation derselben ist aber schon längst sehr herabgekommen, wenn gleich noch immer recht gute Säbel dort verfertigt werden.

Jeder Artikel, mit welchem Handel getrieben wird, hat in Damaskus eine eigene Straße oder einen Bazar; in der einen verkauft man nichts als Schuhe, in der andern befinden sich nur Goldschmiede u. s. w.

Die Straßen sind, wie in allen Städten des Orientes, eng, dunkel und schmutzig; die Häuser haben meist ein ärmliches Aussehen, während das Innere prächtvoll geschmückt ist.

Beirut gilt für den Hafen von Damaskus.

Colomba.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Abends, als Miss Lydia sich in ihr Zimmer begeben hatte, folgte ihr der Oberst dahin und fragte sie, ob sie nicht besser thäten, wenn sie gleich am andern Morgen ein Dorf verließen,

in welchem man jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt sei, eine Kugel in den Kopf zu bekommen, und sich überhaupt so bald als möglich aus einem Lande entfernten, in welchem man nichts als Mord und Verrath sehe.

Miss Nevil antwortete eine Zeit lang nicht, denn offenbar brachte sie der Vorschlag ihres Vaters in nicht geringe Verlegenheit. Endlich sagte sie:

„Wie könnten wir das unglückliche junge Mädchen in einem Augenblicke verlassen, da sie Trost so sehr bedarf? Meinst Du nicht, lieber Vater, daß dies sehr grausam von uns wäre?“

— „Ich spreche nur Deinetwegen so, liebe Tochter,“ sagte der Oberst; „wüßte ich Dich in Sicherheit in dem Gasthause zu Ajaccio, so würde ich sicherlich diese verfluchte Insel nicht verlassen, ohne dem braven bella Rebbia noch einmal die Hand gedrückt zu haben.“

„So wollen wir noch warten und, ehe wir abreisen, uns überzeugen, ob wir ihnen vielleicht irgend einen Dienst erweisen können.“

— „Gutes Herz!“ entgegnete der Oberst, indem er seine Tochter auf die Stirn küßte. „Wie gern sehe ich Dich so Dich aufopfern, um das Leiden Anderer zu mildern! Wir bleiben also, denn man bereut es nie, eine gute That gethan zu haben.“

Miss Lydia konnte die Nacht nicht schlafen. Bald hielt sie das unbestimmte Geräusch, das sie hörte, für die Vorbereitungen zu einem Angriffe gegen das Haus; bald, wenn sie sich beruhiget hatte, dachte sie an den armen Verwundeten, der wahrscheinlich eben auf der kalten Erde liege und keine Hilfe habe als die, welche

ihm die Pflege eines Banditen gewähren könne. Sie dachte sich ihn mit Blut bedeckt, erschüttert von schrecklichen Schmerzen, aber merkwürdiger Weise erschien ihr Orso stets so, wie sie ihn gesehen hatte, als er sie in Naccio verließ und den Talisman, den sie ihm gegeben hatte, an seine Lippen drückte... Dann gedachte sie seiner Tapferkeit und seines Muthes. Sie meinte, nur um sie etwas früher zu sehen, habe er sich der schrecklichen Gefahr ausgesetzt, der er zum Glück entgangen. Es fehlte wenig und sie bildete sich ein, Orso habe sich zu ihrer Verteidigung den Arm zerschneiden lassen. Sie machte sich Vorwürfe darüber, bewunderte ihn aber nur um so mehr, und wenn auch der berühmte Doppelschuß in ihren Augen kein so großes Verdienst war als in denen Brandolaccios und Colombas, so meinte sie doch, daß wenige Romanhelden so viel Unerblichkeit, so viel Kaltblütigkeit in so großer Gefahr gezeigt hätten.

Das Zimmer, in welchem sie sich befand, war das Colombas. Ueber einer Art Bettstuhl von Eichenholz, neben einem geweihten Palmenzweige, hing an der Wand ein Miniaturportrait Orsos in Souslieutenantsuniform. Miss Nevil nahm dieses Portrait herunter, betrachtete es lange und legte es endlich neben ihr Bett, statt es wieder aufzuhängen. Erst mit Tagesanbruche schlummerte sie ein und die Sonne stand schon hoch, als sie erwachte. Vor ihrem Bette erblickte sie Colomba, die ruhig auf den Augenblick wartete, in welchem sie die Augen aufschlagen würde.

„Nun, Miss, befinden Sie sich nicht ganz schlecht in unserm armen Hause?“ fragte Colomba. „Ich fürchte, Sie haben nicht geschlafen.“

— „Haben Sie Nachricht von ihm, liebe Freundin?“ fragte dagegen Miss Nevil, indem sie sich aufsetzte.

Sie bemerkte jetzt das Portrait Orsos und warf schnell ein Tuch darüber, um es zu verbergen.

„Ja, ich habe Nachrichten,“ sagte Colomba lächelnd, die dann das Portrait nahm und fortfuhr: „finden Sie es ähnlich? Er ist eigentlich hübscher.“

— „Mein Gott!“ sagte Miss Nevil verschämt, „ich habe .. das Portrait .. in der Zerstreung .. heruntergenommen .. Ich habe den Fehler, daß ich alles besehe und angreife .. Wie geht es Ihrem Bruder?“

„Recht gut. Giocanto kam diesen Morgen vor vier Uhr und brachte mir einen Brief für Sie, Miss Lydia; mir hat Orso nicht geschrieben. Es steht wohl auf der Adresse: an Colomba, weiter unten aber „für Miss Nevil .. Die Schwestern sind nicht eifersüchtig. Giocanto sagte, das Schreiben sei ihm sehr schwer geworden. Giocanto, der selbst sehr schön schreibt, hatte sich erboten, für ihn zu schreiben, er möge ihm den Brief dictiren. Er wollte es aber nicht. Er schrieb, auf dem Rücken liegend, mit einem Bleistifte. Brandolaccio hielt ihm das Papier. Jeden Augenblick wollte mein Bruder aufstehen, aber bei jeder Bewegung empfand er die schrecklichsten Schmerzen im Arme. Es war zum Erbarmen, sagte Giocanto. Da ist der Brief.“

Miss Nevil las den Brief, der, wahrscheinlich aus Vorsicht, englisch geschrieben war. Er enthielt:

„Mein Fräulein! „Ein unglückliches Schicksal hat mich getrieben; ich weiß nicht, was meine Feinde sagen, welche Verläumdungen sie erfinden werden. Es liegt mir wenig daran, wenn nur Sie ihnen keinen Glauben schenken. Seit ich Sie gesehen, hatte ich mich in unsinnigen Träumen gewiegt. Es gehörte diese Catastrophe dazu, um mir meine Thorheit recht klar vor Augen zu stellen; jetzt bin ich zu Verstand gekommen. Ich weiß, welche Zukunft mich erwartet; sie wird mich aber gefaßt finden. Den Ring, den Sie mir gaben und den ich für einen Talisman des Glückes hielt, wage ich nicht mehr anzusehen. Ich fürchte, Sie bereuen es, Ihre Gaben an einen Unwürdigen gegeben zu haben, oder ich fürchte vielmehr, sie werden mich an die Zeit erinnern, in welcher ich ein Thor war. Colomba wird Ihnen den Ring zurückgeben. Leben Sie wohl, Sie werden Corsica verlassen, ohne daß ich Sie wiedersehe; aber sagen Sie meiner Schwester, daß Sie mich noch achten, was ich, wie ich mit Bestimmtheit versichere, noch immer verdiene.“

D. d. R.“

Miss Lydia hatte sich abgewendet, um diesen Brief zu lesen und Colomba, die sie aufmerksam beobachtete, übergab ihr den ägyptischen Ring, indem sie dieselbe mit einem Blicke fragte, was dieses bedeute. Miss Lydia aber wagte es nicht aufzusehen und sie betrachtete betrübt den Ring, den sie abwechselnd ansteckte und wieder vom Finger zog.

„Liebe Miss Nevil,“ sagte Colomba, „darf ich nicht wissen, was Ihnen mein Bruder schreibt? Spricht er von seinem Zustande?“

— „Nein,“ entgegnete Miss Lydia erröthend, „er erwähnt nichts davon... Der Brief ist englisch.. Er trägt mir auf, meinem Vater zu sagen.. er hofft, der Präfect werde die Sache beilegen können.“

Colomba setzte sich lächelnd auf das Bett, nahm die beiden Hände der Miss Nevil, sah sie mit durchdringendem Blicke an und sagte: „wollen Sie gut sein? Nicht wahr, Sie antworten meinem Bruder? Das wird ihn sehr erfreuen. Einen Augenblick wollte ich Sie sogleich wecken, als der Brief ankam, aber ich wagte es nicht.“

— „Daran thaten Sie Unrecht,“ entgegnete Miss Nevil, „wenn ein Wort von mir ihn..“

„Jetzt kann ich ihm keine Briefe schicken. Der Präfect ist angekommen und Pietranera voll von seinen Leuten. Später werden wir sehen. Ach, wenn Sie meinen Bruder kennen, Miss Nevil, Sie würden ihn lieben, wie ich ihn liebe. Er ist so gut, so brav! Bedenken Sie nur, was er gethan hat! Allein gegen zwei und noch dazu verwundet!“

Der Präfect war zurückgekommen und hatte, da der Adjunct ihn durch einen Boten von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt, Gendarmen und Voltigeure, auch den königlichen Procurator, den Secretair und alles mitgebracht, um die Untersuchung wegen der neuen und schrecklichen Catastrophe beginnen zu können, welche die Feindseligkeiten der beiden nebenbuhlerischen Familien in Pie-

tranera noch mehr verwickelte, oder, wenn man will, beendigte. Bald nach seiner Ankunft sah er den Obersten Revil und dessen Tochter und verheimlichte es ihnen nicht, daß er fürchte, die Sache möge eine schlimme Wendung nehmen. „Sie wissen,“ sagte er, „daß der Kampf ohne Zeugen stattgefunden hat und der Ruf von der Geschicklichkeit und Gewandtheit der beiden unglücklichen jungen Männer war so wohlbegründet, daß Niemand glauben will, della Rebbia habe sie ohne den Beistand der Banditen tödten können, zu denen er sich geflüchtet haben soll.“

„Das ist nicht möglich,“ sagte der Oberst; „Orso della Rebbia ist ein Mann von Ehre; ich büрге für ihn.“

— „Ich glaube es,“ entgegnete der Präfect, „aber der königliche Procurator (diese Herren sind immer mißtrauisch) scheint mir nicht sehr günstig gestimmt zu sein. Er hat einen für Ihren Freund sehr nachtheiligen Brief in den Händen, einen Drohbrieff an Orlanduccio, in welchem er ihm ein Rendezvous bestimmt, und dieses Rendezvous scheint ein Hinterhalt gewesen zu sein.“

„Dieser Orlanduccio,“ sagte der Oberst, „weigerte sich, sich mit ihm zu schlagen.“

— „Dies ist hier nicht Sitte. Man legt Hinterhalte, man mordet meuchlings. Eine günstige Zeugenaussage giebt es indess auch, die eines Kindes nämlich, das versichert, vier Schüsse gehört zu haben, von denen die beiden — stärken — letzten von einem Gewehre von grobem Caliber herrührten, wie die Kinte della Rebbias sei. Leider ist dies Kind die Nichte eines der Banditen, der wahrscheinlich Mitschuld trägt.“

„Herr Präfect,“ unterbrach ihn Miß Lydia hocherröthend, „wie waren unterwegs, als die Schüsse fielen und wir haben dasselbe gehört.“

— „Wirklich? Das ist von Wichtigkeit. Und Sie, Herr Oberst, Sie haben ohne Zweifel dieselbe Bemerkung gemacht?“

„Ja,“ fiel Miß Revil lebhaft ein; „mein Vater, der sich auf Gewehre versteht, sagte: da schießt della Rebbia mit meinem Gewehre.“

— „Und diese Flintenschüsse, die Sie hörten und erkannten, waren wirklich die letzten?“

„Die beiden letzten, nicht wahr, Vater?“

Der Oberst hatte kein gutes Gedächtniß, aber bei jeder Gelegenheit hütete er sich wohl, seiner Tochter zu widersprechen.

— „Dies muß sogleich dem königlichen Procurator mitgetheilt werden, Herr Oberst. Uebrigens erwarten wir diesen Abend einen Chirurgen, der die Leichname untersuchen und den Ausspruch thun wird, ob die Wunden von dem fraglichen Gewehre herrühren.“

„Ich habe ihm dasselbe gegeben,“ sagte der Oberst, „und ich würde es auf dem Meeresgrunde erkennen, das heißt: ich glaube, er hat es geführt, denn ich weiß nicht, wie er sich ohne meinen Manton aus der Sache gezogen haben würde.“

19.

Der Chirurg kam etwas spät an. Er hatte sein Abenteuer unterwegs gehabt. Giocanto Castriconi war ihm begegnet und dieser hatte ihn mit der größten Artigkeit aufgefordert, mit ihm zu einem Verwundeten zu kommen; man hatte ihn zu Orso geführt, dem er den ersten Verband angelegt. Dann hatte ihn der Bandit ziemlich weit zurückbegleitet und ihn sehr angenehm von den berühmtesten Professoren in Pisa unterhalten, die, wie er gesagt, seine vertrauten Freunde waren.

„Doctor,“ sagte der Theolog beim Abschiede, „Sie haben mir zu viel Achtung eingesflößt, als daß ich es für nöthig halte, Sie daran zu erinnern, daß ein Arzt so verschwiegen sein muß wie ein Beichtiger,“ dabei spielte er mit dem Schlosse an seiner Kinte. — „Sie haben den Det vergessen, wo wir die Ehre hatten Sie zu sehen. Leben Sie wohl; ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“

Colomba ersuchte den Obersten, der Deffnung der Leichname beizuwohnen.

„Sie kennen das Gewehr meines Bruders besser als irgend Jemand,“ sagte sie, „und Ihre Anwesenheit wird von Nutzen sein. Uebrigens giebt es so viele schlechte Menschen hier, daß wir großer Gefahr ausgesetzt wären, hätten wir Niemanden zu unserer Vertheidigung.“

Als sie mit Miß Lydia allein war, klagte sie über heftiges Kopfschmerz und schlug ihr einen Spaziergang einige Schritte über das Dorf hinaus vor. „Die frische Luft wird mir wohlthun,“ sagte sie; „ich habe sie nun so lange nicht geathmet.“ Im Gesehen sprach sie von ihrem Bruder und Miß Lydia, welche dieses Gespräch sehr interessirte, bemerkte nicht, daß sie sich weit von Pietranera entfernten. Die Sonne ging unter, als sie darauf aufmerksam wurde und sie forderte Colomba zur Rückkehr auf. Colomba kannte einen Nebenweg, der die Rückkehr sehr abkürzen sollte; sie verließ also den Fußpfad, auf welchem sie hingingen und schlug einen andern minder betretenen ein. Bald darauf fing sie an, einen so steilen Berg hinaufzusteigen, daß sie sich fortwährend mit einer Hand an den Baumzweigen anhalten mußte, während sie mit der andern ihre Begleiterin nach sich zog. Nach einer guten Viertelstunde befanden sie sich auf einer kleinen von Myrten bewachsenen und von Granitstücken überkreuzten ebenen Fläche. Miß Lydia war sehr ermüdet; das Dorf konnte nicht mehr gesehen werden und es wurde finster.

„Wissen Sie, liebe Colomba,“ sagte sie, „daß ich fürchte, wir haben uns verirrt!“

— „Fürchten Sie nichts,“ antwortete Colomba, „sondern folgen Sie mir.“

„Ich versichere Sie, Sie irren sich; das Dorf kann unmöglich nach dieser Seite hin liegen. Ich wette, daß wir ihm den Rücken zukehren. Sehen Sie, dort die Lichter in der Ferne sind gewiß in Pietranera.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 42.

für die elegante Welt.

1840.

Colomba.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

— „Liebe Freundin,“ sagte Colomba aufgeregt, „Sie haben Recht; aber zweihundert Schritte von hier in diesem Maquis...“

„Run?“

— „Befindet sich mein Bruder; ich könnte ihn sehen und kü-
ssen, wenn Sie es erlauben.“

Miss Nevil war sehr überrascht.

— „Ich bin aus Pietranera herausgegangen,“ fuhr Colomba fort, „ohne bemerkt zu sein, weil ich in Ihrer Gesellschaft war.. sonst würde man mir gefolgt sein.. Kann ich ihm nun so nahe sein, ohne ihn zu sehen? Und warum wollten Sie mich nicht begleiten, um meinen armen Bruder zu sehen? Sie würden ihm so großes Vergnügen bereiten!“

„Aber Colomba .. das würde sich für mich nicht schiden.“

— „Ich verstehe .. Sie Mädchen in den Städten sind immer besorgt um das, was sich schießt und nicht schießt; wie im Dorfe denken nur an das, was gut ist.“

„Und es ist so spät! .. Was würde Ihr Bruder von mir denken?“

— „Er wird denken, daß er von seinen Freunden nicht verlassen sei und dies wird ihm Muth geben.“

„Mein Vater wird sich um mich ängstigen.“

— „Er weiß, daß Sie bei mir sind .. Entschließen Sie sich .. Sie betrachteten diesen Morgen sein Portrait,“ setzte sie lächelnd hinzu.

„Nein .. wahrhaftig, Colomba, ich wage es nicht; .. die Banditen, die sich da befinden.“

— „Diese Banditen kennen Sie nicht. Wünschten Sie sich nicht, solche Leute zu sehen?“

„Mein Gott!“

— „Run, fassen Sie einen Entschluß. Ich kann Sie nicht allein hier lassen. Man weiß nicht, was geschehen könnte .. Kommen Sie mit zu Drso oder wir kehren in das Dorf zurück.. Gott weiß es, wann ich meinen Bruder wiedersehe, vielleicht niemals ..“

„Was sagen Sie, Colomba? Kommen Sie, aber nur auf eine Minute und dann kehren wir sogleich zurück!“

Colomba drückte ihr die Hand und fing an, ohne zu antworten, so schnell zu gehn, daß Miss Nevil ihr kaum zu folgen

vermochte. Zum Glück blieb sie bald darauf wieder stehn und sagte zu ihrer Begleiterin: „Weiter wollen wir nicht gehn, ehe wir uns gemeldet haben; wir könnten sonst wohl einen Schuß bekommen.“ Sie pfliff darauf zwischen ihren Fingern und bald nachher hörte man einen Hund bellen, der als der vorgeschobene Posten der Banditen sich auch selbst zeigte. Es war unser alter Bekannter, Brusco, der Colomba sogleich erkannte und es über sich nahm, sie zu führen. Nach vielem Hin- und Hergehen auf den schmalen Wegen des Maquis traten ihnen zwei völlig Bewaffnete entgegen.

„Bist du es, Brandolaccio?“ fragte Colomba. „Wo ist mein Bruder?“

— „Da unten,“ antwortete der Bandit. „Aber kommen Sie leise; er schläft und zwar zum erstenmale seit dem Vorfalle.“

Die beiden Mädchen näherten sich vorsichtig und neben einem Feuer, dessen heller Glanz man klüglicher Weise durch eine kleine Mauer von Steinen darum her verhüllt hatte, sahen sie Drso auf einem Haufen Farnkraut liegen, von einem Mantel zugebedt. Er war sehr blaß und man hörte sein beschwerliches Athmen. Colomba setzte sich neben ihn und betrachtete ihn schweigend mit gefalteten Händen, als bete sie. Miss Lydia, die ihr Gesicht mit dem Taschentuche bedeckte, drückte sich an sie; von Zeit zu Zeit richtete sie aber den Kopf empor, um über die Schulter Colombas nach dem Verwundeten zu sehen. Es verging so eine Viertelstunde, ohne daß Jemand sprach. Auf einem Wink des „Paffen“ war Brandolaccio mit ihm tiefer in das Maquis hineingegangen zur großen Beruhigung der Miss Lydia, die zum erstenmale fand, die großen Härte, die Kleidung und Bewaffnung der Banditen hätten eine zu starke Localfärbung.

Endlich bewegte sich Drso. Colomba bückte sich alsbald über ihn, küßte ihn zu wiederholten Malen und bestürmte ihn mit Fragen über seine Wunde, seine Leiden, seine Bedürfnisse. Nachdem Drso geantwortet hatte, es gehe ihm so gut, als es möglich sei, fragte er seiner Seits, ob Miss Nevil noch in Pietranera sei und ob sie ihm geschrieben habe. Colomba, die sich über ihn gebogen hatte, verbarg ihm so ihre Begleiterin vollkommen, die er überdies im Dunkel schwerlich sogleich erkannt haben würde. Sie hielt eine Hand der Miss Nevil, mit der andern stützte sie den Kopf des Verwundeten.

„Nein, lieber Bruder, sie hat mir keinen Brief an dich gegeben .., aber du denkst ja fortwährend an Miss Nevil; du liebst sie wohl?“

— „Ob ich sie liebe, Colomba! .. Aber sie .. sie verachtet mich jetzt vielleicht.“

In diesem Augenblicke machte Miß Revil eine Bewegung, um ihre Hand zurückzuziehen, aber es war nicht leicht, sie Colomba zu entreißen.

„Dich verachten!“ entgegnete Colomba, .. nach dem, was du gethan hast! Im Gegentheil, sie spricht nur Gutes von Dir.. Ach, Drso, ich hätte Dir vieles von ihr zu erzählen.“

Die Hand wollte sich fortwährend ihr entwinden, aber Colomba zog sie immer näher zu Drso.

— „Aber warum antwortete sie mir nicht, fragte der Verwundete; eine einzige Zeile und ich wäre zufrieden gewesen.“

Colomba hatte endlich die Hand Lybias so nahe gebracht, daß sie dieselbe in die Ihres Bruders legen konnte; da richtete sie sich plötzlich laut lachend auf und sprach: „Drso, sag' ja nichts Böses von Miß Lybia, denn sie versteht das Corsische ganz gut.“

Miß Lybia zog sogleich ihre Hand zurück und stotterte einige unverständliche Worte. Drso glaubte zu träumen.

„Sie hier, Miß Revil! Mein Gott, wie haben Sie dies gewagt! Ach, wie glücklich machen Sie mich!“ Dabei richtete er sich mit Anstrengung auf und versuchte, sich ihr zu nähern.

„Ich begleitete Ihre Schwester,“ antwortete Miß Lybia, .. damit man nicht mutmaßte, wohin sie gehe .. und dann wollte ich auch mich überzeugen .. Ach, wie übel befinden Sie sich hier!“

Colomba hatte sich hinter Drso niedergesetzt. Sie richtete ihn vorsichtig auf, so daß sein Kopf auf ihren Knien lag. So legte sie ihm die Arme um den Hals und winkte Miß Lybia näher zu kommen.

„Näher! näher!“ sagte sie. „Ein Kranker darf nicht laut sprechen.“ Da Miß Lybia zögerte, faßte sie dieselbe von neuem an der Hand und nöthigte sie, sich so nahe zu setzen, daß ihr Kleid Drso berührte und ihre Hand, die Colomba noch immer hielt, auf der Achsel des Verwundeten ruhte.

„So ist es ganz gut,“ sagte Colomba vergnügt. „Nicht wahr, Drso, in einer so schönen Nacht befindet man sich im Maquis, im Bidouac auch wohl?“

— „Ach ja, eine schöne Nacht!“ sprach Drso. „Ich werde sie nie vergessen.“

„Sie müssen viel leiden!“ sagte Miß Revil.

— „Ich fühle keinen Schmerz mehr,“ entgegnete Drso, „und möchte hier sterben.“ Und seine rechte Hand näherte sich jener der Miß Lybia, die Colomba noch immer festhielt.

„Man muß Sie durchaus irgend wohin bringen, wo man Sie pflegen kann, Herr della Rebbia,“ sagte Miß Revil. „Ich werde nicht wieder schlafen können, seit ich Sie so schlecht, unter freiem Himmel, habe liegen sehen.“

— „Hätte ich nicht gefürchtet, Ihnen zu begegnen, Miß Revil, so würde ich versucht haben, nach Pietranera zu kommen und mich dem Gerichte übergeben haben.“

„Warum fürchtest Du, ihr zu begegnen?“ fragte Colomba.

— „Ich bin Ihnen ungehorsam gewesen, Miß Revil, und würde nicht gewagt haben, Ihnen vor die Augen zu treten.“

„Wissen Sie, Miß Lybia, daß Sie meinen Bruder zu allem bewegen können,“ fiel Colomba lächelnd ein. „Ich werde dafür sorgen, daß Sie ihn nicht mehr sehen.“

— „Ich hoffe,“ entgegnete Miß Revil, „daß der unglückliche Vorfall aufgeklärt werde und Sie bald nichts mehr zu fürchten haben.. Es wird mir wohlthun, wenn ich bei unserer Abreise weiß, daß man Ihnen hat Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Sie reisen ab, Miß Revil? Sprechen Sie dies Wort noch nicht aus!“

— „Mein Vater kann nicht immer jagen.. Er will abreisen.“

Drso ließ seine Hand sinken, welche die der Miß Lybia berührte und es folgte eine Pause.

„Bah,“ begann endlich Colomba wieder, „wir werden Sie noch nicht fortlassen. Wir haben Ihnen noch Vielerlei zu zeigen in Pietranera. Uebrigens haben Sie mir versprochen, mein Portrait zu zeichnen, und damit noch gar nicht angefangen .. Ferner versprach ich Ihnen eine serenata von fünfundsiebenzig Versen. Und dann .. Warum knurrt aber Brusco so? Brandolaccio läuft ihm nach .. Wir wollen doch sehen, was es giebt.“

Sie stand sogleich auf, legte ohne Umstände den Kopf Drso's auf die Knie der Miß Revil und eilte zu den Banditen.

Miß Revil, die wohl etwas verwundert war, so allein in einem Maquis, den Kopf eines schönen jungen Mannes zu halten, wußte nicht, was sie thun sollte und fürchtete, dem Verwundeten wehe zu thun, wenn sie sich schnell zurückziehe. Drso vertief indes selbst die süße Stütze, die ihm seine Schwester gegeben hatte, richtete sich auf seinem rechten Arme auf und sagte: „Sie reisen also bald ab, Miß Lybia? Ich habe nie geglaubt, daß Sie Ihren Aufenthalt in diesem unglücklichen Lande verlängern sollten, und doch .. seit Sie daher gekommen sind, leide ich hundertmal mehr, wenn ich denke, Abschied von Ihnen nehmen zu müssen. Ich bin ein armer Lieutenant .. ohne Zukunft .. jetzt gar flüchtig und verbannt .. Welcher Augenblick, Miß Lybia, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe .., aber es ist höchst wahrscheinlich die einzige Gelegenheit, die ich haben werde, Ihnen dies Geständniß zu machen und ich fühle mich minder unglücklich, seit ich mein Herz erleichtert habe.“

Miß Lybia wendete ihr Gesicht ab, als ob das Dunkel nicht hinreiche, ihr Erröthen zu verbergen. „Herr della Rebbia,“ sagte sie mit bebender Stimme, „wäre ich hierhergekommen, wenn ..“ und während sie sprach, legte sie den ägyptischen Talisman in die Hand Drso's. Dann machte sie eine gewaltsame Anstrengung, um ihren gewöhnlichen scherzenden Ton wiederzufinden: „es ist wirklich Unrecht von Ihnen, Herr Drso, so zu sprechen. Mitten in dem Maquis, von Ihren Banditen umringt, darf ich nicht wagen, Ihnen zu zürnen.“

Drso machte eine Bewegung, um die Hand zu küssen, die ihm den Talisman zurückgab, da sie aber Miß Lybia etwas schnell

zurückzog, verlor er das Gleichgewicht und fiel auf den verwundeten Arm. Er konnte ein schmerzliches Jammern nicht unterdrücken.

„Sie haben sich wegethan, lieber Freund?“ sprach sie, indem sie ihn aufrichtete; „es war meine Schuld; verzeihen Sie mir.“ Sie sprachen noch eine Zeit lang leise und nahe bei einander. Colomba, die eilig herbei kam, fand sie genau in der Stellung wieder, wie sie sie verlassen hatte.

— „Die Soldaten!“ rief sie. „Drso, versuche aufzustehen und zu gehen, ich werde Dir beistehen.“

„Laß mich,“ entgegnete Drso. „Sage den Banditen, sie möchten sich retten; . . es liegt nichts daran, daß sie mich fangen; aber führe Miß Lydia fort. Ich beschwöre Dich, Sorge dafür, daß sie hier nicht gesehen werde.“

— „Ich werde Sie nicht verlassen,“ sprach Brandolaccio, der Colomba folgte. „Der Sergent der Voltigeurs ist ein Pathe des Advokaten; statt Sie zu verhaften, wird er Sie ermorden und dann sagen, es sei zufällig geschehen.“

Drso versuchte aufzustehen und ging selbst einige Schritte weit, bald aber blieb er stehen und sagte: „ich kann nicht gehen. Fliehet Ihr. Leben Sie wohl, Miß Nevil; geben Sie mir noch einmal Ihre Hand!“

— „Wir bleiben!“ sagten die beiden Mädchen.

„Wenn Sie nicht gehen können,“ setzte Brandolaccio hinzu, „so werde ich Sie tragen müssen. Fassen Sie Muth, Herr Lieutenant; wir haben Zeit, durch die Schlucht da hinten abzuziehen. Der Pfaff wird sie unterdeß beschäftigen.“

„Nein, laßt mich,“ sagte Drso, indem er sich auf die Erde legte. „In des Himmels Namen, Colomba, führe Miß Nevil fort.“

— „Sie sind stark, Signora Colomba,“ meinte Brandolaccio; „fassen Sie ihn an den Schultern an, ich halte die Füße. So; nun vorwärts!“

Sie trugen ihn rasch vorwärts trotz seinen Protestationen; Miß Lydia folgte ihnen in gräßlicher Furcht und Angst, als ein Flintenschuß fiel, dem alsbald fünf bis sechs andere antworteten. Miß Lydia schrie laut auf, Brandolaccio fluchte und lief noch einmal so schnell. Colomba mußte ihm nach durch das Maquis und sie achtete nicht auf die Zweige, die sie in das Gesicht schlugen oder ihr das Kleid zerrissen. „Bücken Sie sich, bücken Sie sich!“ rief sie ihrer Begleiterin zu, „Sie könnten von einer Kugel getroffen werden.“ So ging oder rannte man vielmehr fünfhundert Schritte weit, bis Brandolaccio erklärte, er könne nicht weiter und trotz den Ermahnungen und Vorwürfen Colombas sich niederlegte.

„Wo ist Miß Nevil?“ fragte Drso.

Lydia hatte, erschreckt durch die Flintenschüsse und jeden Augenblick durch das Dickicht aufgehalten, die Spur der Flüchtigen bald verloren und war allein zurückgeblieben.

— „Sie ist zurückgeblieben,“ antwortete Brandolaccio, „aber nicht verloren; die Weiber finden sich überall zurecht. Hören Sie, Drf Anton, welchen Lärm der Pfaffe macht mit Ihrem Gewehre?

Leider sieht man nichts und das Schießen in der Nacht schadet nicht viel.“

„Still!“ rief Colomba; „ich höre ein Pferd; wir sind gerettet.“

Wirklich kam ein Pferd auf sie zu, das in dem Maquis weidete und durch das Schießen erschreckt worden war.

— „Wir sind gerettet!“ wiederholte Brandolaccio. Auf das Pferd zulaufen, dasselbe an der Mähne fassen, ihm einen Knotenstrick durch das Maul ziehen statt des Zaumes war für den Banditen, dem Colomba beistand, das Werk eines Augenblicks. „Nun müssen wir den Pfaffen benachrichtigen,“ sagte er. Er piff zweimal und ein Pfeifen in der Ferne antwortete auf dieses Signal. Auch hörte das Gewehr Drsos auf noch ferner in die Nacht hineinzudonnern. Brandolaccio sprang auf das Pferd und Colomba hob ihren Bruder vor den Banditen hinauf, der ihn mit der einen Hand festhielt, während er mit der andern das Thier lenkte. Trotz der doppelten Last jagte das Pferd durch zwei kräftige Fußstöße angetrieben, rasch dahin und in Galopp den steilen Berg hinunter, wo jedes andere als ein corssisches hundertmal den Hals gebrochen haben würde.

Colombakehrte darauf um und rief aus allen Kräften Miß Nevil, aber keine Stimme antwortete der ihrigen. . . Nachdem sie auf Geradewohl eine Zeitslang gegangen war und den Weg wiederzufinden sich bemühte, auf welchem sie angekommen, traf sie auf einem Pfade zwei Soldaten, die sie anriefen.

„Ach, meine Herren,“ antwortete Colomba in spottendem Tone, „das ist ja ein gewaltiger Lärm. Wie viel Todte giebt es?“

— „Sie waren bei den Banditen,“ sagte einer der Soldaten, „und müssen mit uns kommen.“

„Sehr gern,“ antwortete sie, „aber ich habe eine Freundin hier, die wir erst auffuchen müssen.“

— „Ihre Freundin ist bereits verhaftet und Sie werden mit ihr in dem Gefängnisse schlafen.“

„Im Gefängnisse? Das werden wir sehen; zuerst führen Sie mich zu ihr.“

Die Soldaten führten sie an den Lagerplatz der Banditen, wo sie die Trophäen ihres Juges sammelten, nämlich den Mantel, der Drso bedeckt hatte, einen alten Topf und einen Krug mit Wasser. Hier befand sich auch Miß Nevil, die von den Soldaten halbtodt aufgehoben worden war und auf alle Fragen derselben über die Zahl der Räuber und die Richtung, welche sie eingeschlagen, mit Thränen antwortete.

Colomba sank ihr in die Arme und flüsterte ihr zu: sie sind gerettet. Dann wendete sie sich an den Sergenten und sagte: „Sie sehen wohl, daß das Fräulein nichts weiß von dem, was Sie wissen wollen. Lassen Sie uns nach dem Dorfe zurückkehren, wo man uns mit Ungeduld erwartet.“

„Man wird Sie dahin bringen und früher als Sie es wünschen, meine Liebe,“ antwortete der Sergent; „Sie werden dort zu erklären haben, was Sie um diese Zeit in dem Maquis bet

den Banditen machten, die entflohen sind. Ich weiß es nicht, welche Zauberei diese Spitzbuben anwenden, aber sie bezaubern gewiß die Mädchen, denn überall, wo es Banditen giebt, findet man gewiß auch hübsche Mädchen."

— „Sie sind galant, Herr Sergeant," sagte Colomba, „Sie würden aber wohl thun, wenn Sie Ihre Worte besser überlegten. Diese Dame ist eine Verwandte des Präfecten und Sie dürfen also nicht mit ihr spaßen."

„Eine Verwandte des Präfecten!" flüsterte ein Soldat seinem Vorgesetzten zu; „Sie trägt wirklich einen Hut."

— „Der Hut thut es nicht," sagte der Sergeant. „Sie waren beide bei dem Pfaffen und meine Pflicht verlangt es, Sie zurückzubringen. Wir haben auch weiter nichts hier zu schaffen. Ohne den verdammten Corporal Laupin — der betrunkenen Franzose zeigte sich, ehe ich das Maquis umstellte hatte — hätten wir sie wie in einem Neze gefangen."

„Sie sind sieben Mann?" fragte Colomba. „Wissen Sie, meine Herren, daß Sie noch einen schweren Stand bekommen könnten, wenn sich zufällig die Brüder Gambini, Sarocchi, Theodor Poli, nebst Brandolaccio und dem Pfaffen bei dem Kreuze der heiligen Christina befänden. Wenn Sie eine Unterredung mit dem Commandanten der Campagna haben sollten, so möchte ich nicht dabei sein. Die Kugeln kennen in der Nacht Niemanden."

Die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit den furchtbaren Banditen, die Colomba genannt hatte, schien Eindruck auf die Soldaten zu machen. Der Sergeant gab, noch immer auf den Corporal Laupin, den französischen Hund, fluchend, den Befehl zum Rückzuge und seine kleine Schaar schlug den Weg nach Pietranera ein, wohin sie den Mantel und Kopf mitnahm. Den Krug hatte ein Fußtritt zertrümmert. Ein Soldat wollte den Arm der Miß Lydia nehmen, aber Colomba stieß ihn sogleich zurück und sagte: „daß Keiner sie anrührt. Glaubt Ihr, wir hätten Lust zu entziehen? Stützen Sie sich auf mich, liebe Freundin und weinen Sie nicht wie ein Kind. Es ist ein Abenteuer, das keinen schlimmen Ausgang nehmen wird; in einer halben Stunde sehen wir beim Abendessen."

„Was wird man von mir denken?" sagte Miß Nevil leise.

— „Man wird denken, Sie hätten sich in dem Maquis verirrt."

„Was wird der Präfect.. was wird besonders mein Vater sagen?"

— „Der Präfect? — ihm sagen Sie, er möge sich um seine Präfectur bekümmern. Ihr Vater?.. Nach der Art, wie Sie mit Orso sprachen, sollte ich glauben, Sie hätten Ihrem Vater etwas zu sagen."

Miß Nevil drückte ihr den Arm, ohne zu antworten.

— „Verdient es mein Bruder nicht, daß man ihn liebt?" flüsterte ihr Colomba in das Ohr. „Lieben Sie ihn nicht ein wenig?"

„Ach, Colomba," antwortete Miß Nevil, trotz ihrer Verlegenheit lächelnd, „Sie haben mich verrathen und ich hatte so großes Vertrauen auf Sie!"

Colomba schlang den Arm um ihre Taille, küßte sie auf die Stirn und sagte leise: „verzeihen Sie mir, meine kleine Schwester?"

„Ich muß es wohl, liebe schreckliche Schwester," antwortete Lydia, indem sie ihr den Kuß zurückgab.

Der Präfect und der königliche Procurator wohnten bei dem Adjuncten von Pietranera und der um seine Tochter in hohem Grade besorgte Oberst war schon zwanzigmal bei demselben gewesen, um sich zu erkundigen, als ein Soldat, den der Sergeant vorausgeschickt hatte, den schrecklichen Kampf meldete, den sie mit den Räubern gehabt hätten, und in welchem es zwar weder Tote noch Verwundete gegeben habe, aber ein Mantel, ein Kopf und zwei Mädchen erobert worden wären, welche die Geliebten oder Spione der Banditen sein möchten. So angemeldet erschienen die beiden gefangenen Mädchen inmitten ihrer Bedeckung. Man kann sich das strahlende Gesicht Colombas, die Scham ihrer Begleiterin, die Ueberraschung des Präfecten, die Freude und die Verwunderung des Obersten denken. Der königliche Procurator machte sich das schadenfrohe Vergnügen, mit der armen Lydia eine Art Verhör vorzunehmen, das erst endigte, als er sie in die größte Verlegenheit gebracht hatte.

— „Es scheint mir," sagte der Präfect, „als könnten wir Alle in Freiheit setzen. Die Fräulein sind spazieren gegangen, was bei dem schönen Wetter ganz natürlich ist; sie trafen zufällig einen verwundeten lebenswürdigen jungen Mann, das ebenfalls sehr natürlich ist." Dann nahm er Colomba bei Seite und sagte: „Signora, Sie können Ihrem Bruder anzeigen, daß seine Sache eine bessere Wendung nimmt, als ich hoffte. Die Untersuchung der Leichen, die Aussage des Obersten zeigen, daß er sich nur wehrte und im Augenblicke des Kampfes allein war. Es wird sich alles ordnen, aber er muß das Maquis so schnell als möglich verlassen und sich selbst dem Gerichte stellen."

Es war fast elf Uhr, als der Oberst, seine Tochter und Colomba sich zu einem kaltgewordenen Abendessen niedersetzten. Colomba aß mit gutem Appetite und spottete über den Präfecten, den königlichen Procurator und die Soldaten. Der Oberst aß, sprach aber kein Wort und sah immer seine Tochter an, welche die Augen von dem Teller nicht aufschlug. Endlich fragte er in englischer Sprache und mildem, doch ernstem Tone: „Du stehst mit dem Herrn della Rebbia in nähern Verhältnissen, Lydia?"

„Ja, lieber Vater, seit heute," antwortete sie erröthend, aber mit fester Stimme.

Dann schlug sie die Augen auf und da sie in dem Gesichte ihres Vaters kein Zeichen von Zorn erkannte, warf sie sich in seine Arme und küßte ihn, wie es gut erzogene Mädchen in solchen Fällen zu thun pflegen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 43. für die elegante Welt. 1840.

N i z z a.

Nizza hat eine malerische Lage auf einer kleinen Ebene, die fast ganz davon bedeckt ist, am Fuße der felsigen Alpen, welche es von dem Lande, wozu es geographisch gehört, nämlich Italien, fast auszuschließen scheinen. Die Bogen des Mittelmeeres bespülen seine Mauern, und im Westen begrenzt es der Paglion, ein Bergstrom, welcher, vorzüglich von dem schmelzenden Schnee auf den Bergen genährt, im Winter häufig tief und reißend, dagegen im Sommer oft völlig ausgetrocknet ist. Ein steiler Felsen überragt die Stadt, auf seinem Gipfel stehen die Ruinen der Citadelle Mont Albano, die einst für unüberwindlich galt, aber zur Zeit Victor Amadeus vom Marschall Catinat erobert und zum Theil niedergerissen und endlich durch den Herzog von Berwick nach einer engen Belagerung unter der Regierung der Königin Anna völlig zerstört wurde.

Nizza ist in Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks erbaut,

dessen Basis gegen das Meer sieht. Es besteht aus zwei Theilen, die mit dem Namen Altstadt und Neustadt bezeichnet sind. Beide sind von Stein erbaut, aber die Straßen der erstern können im Vergleich mit denen der letztern, die sich durch schöne, moderne und al fresco bemalte Häuser auszeichnen, nicht anders als eng und schlecht genannt werden. Nizza hat zwei große Plätze, deren einer mit Säulengängen umgeben ist. An den andern stößt eine aufgeworfene Terrasse, welche der Stadt zur Vertheidigung gegen die See dient und zugleich einen ausnehmend anmuthigen Spaziergang gewährt. Auf derselben Terrasse befindet sich eine schlecht entworfene und eben so schlecht ausgeführte Statue von Catharine Seguiran, einer Heroine, welche sich in der Vertheidigung Nizzas gegen die Türken mit Ruhm bedeckte.

Von der Anmuth und Schönheit der kleinen Ebene, worauf die Stadt steht, spricht ein englischer Schriftsteller mit Entzücken: —

„Wenn ich auf dem Walle stehe und um mich blicke, so ist



(Nizza, von den Höhen auf der Straße nach Villefranche gesehen.)

es mir fast, als wäre ich bezaubert. Die kleine Landschaft, welche sich vor meinen Augen ausbreitet, erscheint durchaus wie ein Garten. In der That, die Ebene bietet nichts dar als Gärten, reich an Bäumen, welche mit Orangen, Citronen u. belastet sind und einen erfreulichen Anblick gewähren. Untersucht man sie genauer, so findet man Pflanzungen von Zuckerrüben zur Ernte reif; alle Arten Sallat, Rüben, Kräuter, desgleichen die mannichfaltigsten Blumen: Rosen, Nelken, Ranunkeln, Anemonen, Narcissen, alles in voller Blüthe, Schönheit und Kraft, und einen Wohlgeruch verbreitend, wie keine Blume je in England.“ Diese Stelle wurde geschrieben im Januar und bezieht sich auf die Erscheinung der Vegetation in diesem Monate.

Das Klima von Nizza ist wegen seiner Milde und Schönheit sehr gerühmt worden. Allein die Nachbarschaft der Alpen und das Vorherrschen des Vent de bise, eines scharfen austrocknenden Windes, machen die Atmosphäre im Winter und Frühjahr bisweilen kalt und rauh, während im Sommer drückende Hitze herrscht. Nizza wird viel von Patienten aus allen Himmelsgegenden besucht, und dieser Zusammenfluß von Fremden vermehrt die Bevölkerung beträchtlich; dieselbe beläuft sich gegenwärtig auf ungefähr achtzigtausend Seelen.

Nizza ist von den Griechen aus Massilia oder Marseille gegründet und besetzt, um die feindlichen Bewegungen der benachbarten Völkerstämme zurückzuweisen und die Schifffahrt im angrenzenden Meere zu sichern. Es blieb den Massiliern, nachdem der Fluß Var oder Varus als Grenze zwischen Gallien und Italien bestimmt worden war, noch lange Zeit unterworfen.

Endlich wurde es von den Römern unterjocht und gerieth später nach einander in die Gewalt der Gotthen, der Burgunder und Franken, der Könige von Arles und der Könige von Neapel, als Grafen von Provence. Im Jahr 1388 übergaben sich Stadt und Grafschaft freiwillig dem Herzog von Savoyen, Amadeus, welcher den Sunamen der Nothe führte. Unter der Botmäßigkeit seiner Nachfolger verharrten sie seitdem beständig, mit Ausnahme derjenigen Periode, wo sie von den Franzosen besetzt und eine Zeitlang behauptet wurden. Bei der letzten Gelegenheit dieser Art, im Jahr 1791, wurde Nizza der französischen Republik einverleibt und zur Hauptstadt des Departements der seeischen Alpen erhoben; und erst seit der Rückkehr des Friedens im Jahre 1815 kam es wieder unter sardinische Botmäßigkeit.

Die Promenaden in der Nachbarschaft der Stadt sind sehr angenehm. Die weiß überfüchten, mit Gärten umgebenen Häuser auf den Abhängen der umgebenden Hügel haben ein höchst malerisches Ansehen. Etwa eine kleine Stunde von der Stadt auf dem Gipfel eines Berges erblickt man die Ruinen der alten Stadt Cemenellum, jetzt das Dorf Cimiez. Dies war ehemals die Metropolis der seeischen Alpen und der Sitz eines römischen Prääsidenten. Die Ruinen bestehen aus den Ueberresten eines Amphitheaters, eines Tempels, eines öffentlichen Bades, einer Wasserleitung u.

C o l o m b a.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Vortsetzung.)

„Nun,“ sagte der Oberst, „es ist ein wackerer Mann; aber bei Gott! in seinem vertheuerten Vaterlande bleiben wir nicht, oder ich verweigere meine Einwilligung.“

— „Ich verstehe das Englische nicht,“ sagte Colomba, die sie in gespannter Aufmerksamkeit ansah; „aber ich wette, ich habe errathen, was Sie sagten.“

„Wir sagten,“ antwortete der Oberst, „daß wir Sie mit nach Irland nehmen werden.“

— „Ja, gern, und ich will die Schwester Colomba sein. Gilt es, Oberst? Handschlag?“

„In einem solchen Falle küßt man einander,“ entgegnete der Oberst.

20.

Einige Monate nach dem Doppelschusse, der die Gemeinde Pietranera in Bestürzung versetzte, ritt ein junger Mann, der den linken Arm im Bunde trug, Nachmittags aus Bastia nach dem Dorfe Carbo zu, das durch seinen Brunnen berühmt ist, der im Sommer den schwächlichen Leuten in der Stadt ein vortreffliches Wasser liefert. Eine junge Dame, schlank und von seltener Schönheit, begleitete ihn auf einem kleinen Kappen, dessen Kraft und Stetigkeit ein Kenner gewiß bewundert haben würde, dem aber durch irgend einen Unfall ein Ohr geschlitzt war. In dem Dorfe sprang die junge Dame gewandt herunter und als sie ihrem Begleiter bei dem Absteigen behilflich gewesen war, band sie eine ziemlich schwere Tasche von dem Sattelbogen. Die Pferde wurden der Aufsicht eines Bauers übergeben und das Mädchen mit der Tasche, die sie unter ihrem Mezzaro verhielte, der junge Mann mit einer Doppelflinte schlugen den Weg nach dem Gebirge ein auf einem schmalen steilen Fußpfade hin, der zu keiner Wohnung in der Nähe zu führen schien. Als sie auf einer der hohen Stufen des Berges Quercio ankamen, blieben sie stehen und setzten sich dann im Grase nieder. Sie schienen Jemanden zu erwarten, denn sie blickten fortwährend nach dem Gebirge und das junge Mädchen sah häufig nach einer schönen goldenen Uhr, vielleicht eben sowohl, um einen schönen Schmuck zu betrachten, den sie erst seit kurzem zu besitzen schien, als um zu wissen, ob die Zeit der Zusammenkunft noch nicht gekommen sei. Sie warteten nicht lange. Es kam ein Hund aus dem Maquis hervor, der freundlich ihnen entgegen sprang, als das Mädchen ihn mit dem Namen Brusco anrief. Bald darauf erschienen zwei bärtige Männer, die Flinte unter dem Arme, die Patronstasche am Gürtel, das Pistol an der Seite. Ihre zerrissene und mit manchen Flecken ausgebeßerte Kleidung saß gewaltig von ihren glänzenden Waffen ab. Trotz der offensbaren Standesungleichheit sprachen die vier Personen freundlich und vertraulich mit einander wie alte Freunde.

„Nun, Dr. Anton,“ sagte der ältere der Banditen zu dem

jugen Manne, „Ihre Sache ist also beendigt. Ich gratulire. Nur thut es mir leid, daß der Advokat nicht mehr auf der Insel ist; ich möchte ihn gern sich erbosen sehen. Und Ihr Nem.?“

— „In vierzehn Tagen,“ antwortete der junge Mann, „soll ich den Bund ablegen können. — Brando, mein Braver, ich reife morgen nach Italien ab und wollte Abschied von Dir nehmen, sowie von dem Herrn Pfaffen. Deshalb ersuchte ich Euch, hiesher zu kommen.“

„Sie haben Eile,“ entgegnete Brandolaccio; „gestern sind Sie freigesprochen und morgen verlassen Sie uns.“

— „Man hat Geschäfte,“ fiel das Mädchen heiter ein. „Meine Herren, ich habe Euch Abendessen mitgebracht; eßt und vergeßt meinen Freund Brusco nicht.“

„Sie erwähnen Brusco, Signora Colomba, aber er ist auch erkenntlich. Sie sollen sehen. Alons, Brusco,“ sagte er, indem er seine Flinte horizontal hinhielt, „spring für die Barceini!“ Der Hund rührte sich nicht, leckte sich die Schnauze und sah seinen Herrn an. „Spring für die bella Rebbia!“ und der Hund sprang zwei Fuß höher als nöthig war.

„Hört, Freunde,“ sagte Drso, „Ihr treibt ein schlechtes Handwerk und wenn Ihr Euer Leben nicht auf dem Plage endiget, den wir da unten sehen^{o)}, so ist das Beste, das Euch geschehen kann, daß Ihr in dem Maquis unter der Regel eines Gendarmen fallet.“

— „Nun,“ entgegnete Gastriconi, „es ist ein Tod wie ein anderer und besser noch als das Fieber, das uns im Bette umbringt mitten unter mehr oder minder aufrichtigem Gejammer der Erben. Wenn man wie wir an die freie Luft gewöhnt ist, so ist nichts so gut, als in seinen Schuhen zu sterben, wie unsere Bauern sagen.“

„Ich wollte,“ fuhr Drso fort, „Ihr verließet das Land und führtet ein geruhigeres Leben. Warum laßt Ihr Euch z. B. nicht in Sardinien nieder, wie es mehrere Eurer Kameraden gethan haben? Ich könnte Euch darin behilflich sein.“

— „In Sardinien!“ rief Brandolaccio. „Istos Sartos, der Teufel mag sie holen mit ihrem Kauderwelsch! Das ist zu schlechte Gesellschaft für uns.“

„Es giebt nichts in Sardinien,“ bemerkte der Theolog. „Ich meines Theils verachte die Sardinier. Sie haben, um Jagd auf die Banditen zu machen, eine Miliz zu Pferde; damit ist das Urtheil zugleich über die Banditen und über das Land gesprochen.^{o)} Psui! Sardinien! Es wundert mich, daß Sie, Herr della Rebbia, ein Mann von Geschmack und Kenntnissen, unser Leben in dem Maquis nicht angenommen haben, da Sie es doch einigermassen kennen lernten.“

— „Aber,“ sagte Drso lächelnd, „als ich den Vortheil hatte, Euer Tischgenosse zu sein, war ich nicht eben sehr im Stande,

^{o)} Der Platz, wo die Hinrichtungen in Bastia stattfinden.

^{o)} Ich verdanke diese kritische Bemerkung über Sardinien einem meiner Freunde, einem ehemaligen Banditen, der auch allein die Verantwortlichkeit dafür übernehmen mag.

die Annehmlichkeiten Cuerer Lage zu würdigen und die Seiten thun mir noch weh, wenn ich an den Ritt denke, den ich in einer Nacht machte, wie ein Bündel quer über ein Pferd ohne Sattel gelegt, das mein Freund Brandolaccio lenkte.“

„Rechnen Sie die Freude, der Verfolgung zu entgehen für nichts?“ fiel Gastriconi ein. „Wie ist es möglich, daß Sie gegen den Reiz einer unbeschränkten Freiheit in einem so schönen Klima, wie das unserige ist, unempfänglich bleiben? Mit diesem Respectgebiete (er zeigte auf sein Gewehr) ist man überall König, so weit die Kugel reicht. Man herrscht, man macht Unrecht wieder gut; .. es ist eine höchst moralische Unterhaltung, Herr und eine sehr angenehme, die wir uns nicht veragen. Welch' schöneres Leben giebt es als das eines irrenden Ritters, wenn man besser bewaffnet und vernünftiger ist als Don Quixote? Sehen Sie, lezthin erfuhr ich, daß der Oheim der kleinen Lilla Luigi, der alte Seizhals, ihr keine Mitgift geben wollte; ich schrieb ihm, ohne Drohungen, die ich verschmähe, und er war sogleich überzeugt; er hat sie verheirathet; er machte zwei Personen glücklich. Glauben Sie mir, Herr Drso, nichts läßt sich mit dem Banditenleben vergleichen, und Sie wären auch vielleicht Einer der unserigen geworden, ohne eine gewisse Engländerin, die ich nur ein wenig gesehen habe, von der aber in Bastia alle mit Bewunderung sprechen.“

— „Meine künftige Schwägerin liebt die Maquis nicht,“ sagte Colomba lächelnd; „sie hat sich dort zu sehr gefürchtet.“

„Ihr wollt also hier bleiben?“ fragte Drso. „Es sei. So sagt mir aber, kann ich etwas für Euch thun?“

— „Nichts,“ antwortete Brandolaccio, „als daß Sie an uns denken. Sie haben uns schon reichlich beschenkt. Chitina hat eine Mitgift und mein Freund, der Pfaffe, braucht, um sie unterzubringen, keine Briefe ohne Drohungen zu schreiben. Wir wissen, daß Ihr Pächter uns Brod und Pulver geben wird, wenn wir es brauchen; also leben Sie wohl. Ich hoffe Sie in Corsica noch wieder zu sehen.“

„In drückender Noth,“ sagte Drso, „sind einige Goldstücke viel werth. Jetzt, da wir alte Bekannte sind, werdet Ihr Euch nicht weigern, diese kleine Patrone anzunehmen, für die Ihr andere anschaffen könnt.“

— „Sprechen Sie nicht von Geld, Lieutenant,“ antwortete Brandolaccio in entschlossenem Tone.

„Das Geld thut alles in der Welt,“ entgegnete Gastriconi; „aber in dem Maquis kommt es nur auf ein mutziges Herz und auf ein Gewehr an, das nicht versagt.“

„Ich möchte Euch nicht verlassen,“ fuhr Drso fort, „ohne Euch ein Andenken zu hinterlassen. Was könnte ich Dir geben, Brandolaccio?“

Der Bandit kratzte sich hinter den Ohren, sah das Gewehr Drsos von der Seite an und sagte: „Herr Lieutenant, wenn ich wagte .. aber nein, Sie halten selbst zu viel darauf.“

— „Was willst Du?“

„Nichts .. die Sache ist nichts .. Es kommt auch darauf an, wie man sie braucht. Ich denke immer an den verteuften Doppelschuß, und mit einer Hand .. Ach, das macht sich nicht zweimal.“

— „Das Gewehr also wünschst Du? Ich brachte Dir es mit, aber bediene Dich desselben so wenig als möglich.“

„Ach, ich verspreche Ihnen nicht, es zu brauchen wie Sie; aber beruhigen Sie sich, wenn es ein Anderer bekommt, so können Sie getrost sagen, mit Brando Savelli ist es aus.“

— „Und was gebe ich Ihnen, Gastriconi?“

„Da Sie mir durchaus ein materielles Andenken zurücklassen wollen, so bitte ich Sie, mir doch einen Horaz in dem möglichst kleinsten Formate zu schicken. Das wird mich zerstreuen und mich hindern, mein Lateinisch zu vergessen. In Bastia am Hafen verkauft eine Kleine Cigaretten, der geben Sie das Buch, ich erhalte es von ihr.“

— „Sie sollen einen Uzevir haben, Herr Gelehrter; es ist einer unter den Büchern, die ich mitnehmen wollte .. Nun, meine Freunde, müssen wir uns trennen. Einen Händedruck! Wenn Ihr einmal an Sardinien denkt, so schreibt mir; der Advocat N. wird Euch sagen, wo ich auf dem Festlande lebe.“

„Mein Lieutenant,“ sagte Brando, „morgen, wenn Sie aus dem Hafen hinaus sind, sehen Sie hierher nach dem Gebirge; wir werden hier sein und Ihnen mit unsern Lächern winken.“

Sie trennten sich; Drso und seine Schwester schlugen den Weg nach Cordo ein und die Banditen wendeten sich in das Gebirge.

21.

In einem schönen Aprilmorgen fuhr der Oberst Sir Thomas Nevil, seine vor wenigen Tagen verheirathete Tochter, Drso und Colomba aus Pisa, um eine neue etruskische Ausgrabung zu sehen. Sie stiegen vor dem Bauwerke ab, Drso und seine Frau nahmen Bleistifte zur Hand und gingen an zu zeichnen, der Oberst und Colomba aber, welche die Archäologie wenig interessirte, ließen sie allein und gingen in der Nähe umher.

„Liebe Colomba,“ sagte der Oberst, „wir kommen zu unserm Frühstück nicht zeitig genug nach Pisa zurück. Haben Sie nicht Hunger? Drso und seine Frau sind da in den Alterthümern und wenn sie einmal anfangen zu zeichnen, hören sie so bald nicht wieder auf.“

— „Ja,“ entgegnete Colomba, „und doch bringen sie keine Zeichnung zurück.“

„Ich wäre der Meinung,“ fuhr der Oberst fort, „wir gingen nach jenem kleinen Gute da unten. Wir werden da Brod finden, vielleicht auch, wer weiß? Aleatico, selbst Rahm und Erdbeeren, und wir erwarten da unsre Zeichner in Geduld.“

(Beschluß folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 44.

für die elegante Welt.

1840.

Colomba.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Beschluß.)

— „Sie haben Recht, Herr Oberst. Sie und ich, wir sind die Vernünftigen im Hause und würden sehr Unrecht thun, wollten wir uns zu Märtyrern dieser Verliebten machen, die nur von Poesie leben. Geben Sie mir den Arm. Nicht wahr, ich bilde mich? Ich nehme den Arm, trage Hüte und modische Kleider, habe Schmucksachen; ich lerne, ich weiß nicht wie viele, schöne Dinge: ich bin nicht ganz mehr eine Wilde. Bemerken Sie nur die Grazie, mit der ich diesen Shawl trage. Jener blonde Mann, der Officier von Ihrem Regimente, der bei der Hochzeit war, . . . mein Gott ich kann seinen Namen nicht behalten, . . . mit den Locken, den ich mit einem Faustschlage zu Boden werfen würde..“

„Schatzworth!“ fragte der Oberst.

— „Allerdings, aber ich werde den Namen nie aussprechen, . . . er ist rasend in mich verliebt..“

— „Colomba, Sie werden kokett. In Kurzem wird es eine zweite Hochzeit geben.“

— „Ich mich verheirathen? Und wer sollte denn meinen Neffen erziehen . . . wenn Dese mit einem gegeben haben wird? Wer sollte ihn Corsisch sprechen lehren? Und Corsisch muß er sprechen und eine spitzige Mütze will ich ihm machen, daß Sie närrisch werden sollen.“

— „Warten wir erst, bis Sie einen Neffen haben, dann mögen Sie ihn den Dolch brauchen lehren, wenn es Ihnen gut dünkt.“

— „Mit den Dolchen ist es vorbei,“ sagte Colomba heiter; „jezt habe ich einen Fächer, um Sie damit auf die Finger zu schlagen, wenn Sie übel von meinem Vaterlande sprechen.“

So sprechend gelangten sie in das Pachtthaus, wo sie Wein, Rahm und Erdbeeren fanden. Colomba half der Pächterin Erdbeeren pflücken, während der Oberst Matico trank. An der Biegung eines Ganges sah Colomba einen alten Mann in der Sonne auf einem Strohstuhle sitzen; er war krank, wie es schien, denn seine Augen waren eingesunken und seine Wangen hohl; er war von schrecklicher Packerkeit und seine Unbeweglichkeit, seine Blässe und sein starrer Blick gaben ihm eher Aehnlichkeit mit einem Leichname als mit einem lebendigen Wesen. Mehrere Minuten lang betrachtete Colomba ihn so neugierig, daß sie die Aufmerk-

samkeit der Pächterin erregte. „Der arme Alte,“ sagte sie, „ist ein Landsmann von Ihnen, denn Sie sind eine Corsin, wie ich an Ihrer Sprache höre. Er hat Unglück in seinem Vaterlande gehabt; seine Kinder sind auf schändliche Weise um das Leben gekommen. Ihre Landleute sollen in ihrer Feindschaft entsetzlich sein. Der arme Alte kam, als er allein geblieben, nach Pisa zu einer entfernten Verwandten, welche die Besizerin dieses Gutes ist. Der arme Alte ist etwas verrückt geworden durch Unglück und Gram; das war der Signora lästig, die viele Leute um sich sieht und sie schickte ihn hierher. Er ist ganz sanft und spricht kaum drei Worte des Tages. Der Arzt kommt alle Wochen einmal und sagt, es werde nicht lange mehr dauern.“

— „Er ist also aufgegeben?“ sagte Colomba. „Ein Glück für ihn!“

„Sie sollten etwas Corsisch mit ihm sprechen; das heiterte ihn vielleicht ein wenig auf.“

— „Wir wollen sehen,“ sprach Colomba mit ironischem Lächeln und trat zu dem Alten, bis ihr Schatten ihm der Sonne entzog. Da richtete der arme Alte den Kopf auf und blickte Colomba stier an, die ihn lächelnd ansah. Nach einem Augenblicke strich der Greis mit der Hand über die Stirn und schloß die Augen, als wollte er die Blicke Colombas vermeiden. Dann öffnete er sie wieder, aber ungeheuer weit; seine Lippen bebten; er wollte seine Hand ausstrecken; aber wie bezaubert blieb er sitzen, unfähig zu sprechen oder sich zu bewegen. Endlich rollten große Thräntropfen aus seinen Augen und er seufzte tief.

„So sehe ich ihn zum erstenmale,“ sagte die Pächterin. „Die Signora ist von Corsica,“ setzte sie hinzu, zu dem Alten gewendet. „Sie will Sie sehen.“

— „Gnade!“ rief er mit hoher Stimme, „Gnade! Bist Du noch nicht zufrieden? Das Blatt . . . habe ich verbrannt; wie konntest Du es lesen? . . . Aber warum alle beide? Gegen Orlanduccio konntest Du nichts lesen . . . Einen hättest du mir lassen sollen, nur einen, Orlanduccio . . . Du hast seinen Namen nicht gelesen.“

„Beide mußten fallen,“ flüsterte ihm Colomba in corsischem Dialecte zu. „Die Zweige sind abgehauen und der Stamm verweset. Geh, klage nicht; Du hast nicht lange zu leiden. Ich habe zwei Jahre gelitten.“

Der Greis stieß einen Schrei aus und sein Haupt sank auf seine Brust. Colomba wendete ihm den Rücken und kehrte singend nach dem Hause zurück.

Während die Pächterin dem Greife zu Hilfe eilte, setzte sich Colomba mit hochgerötheten Wangen und funkelnden Augen an den Tisch vor den Obersten.

„Was haben Sie?“ fragte er; „Sie sehen aus wie in Pietranera an dem Tage, als man uns Kugeln in das Haus schickte?“

„Erinnerungen an Corsica sind mir in den Sinn gekommen. Nun ist es vorbei. Ich stehe Gewatter, nicht wahr. Ach und wie schöne Namen wollen wir ihn geben, Ghilfuccio Tomaso Orso Leone.“

Die Pächterin trat in diesem Augenblicke ein. „Nun,“ fragte Colomba ganz ruhig, „ist er gestorben oder nur in Ohnmacht gefallen?“

— „Es war nichts; aber seltsam bleibt es, daß Ihr Anblick so heftig ihn erschütterte.“

„Und der Arzt sagt, es werde nicht lange mehr dauern?“

— „Nicht zwei Monate vielleicht.“

„Es wird kein großer Verlust seyn.“

— „Von wem sprechen Sie,“ fragte der Oberst.

„Von einem Berrückten aus meiner Heimath,“ entgegnete Colomba gleichgültig. „Ich werde von Zeit zu Zeit mich nach ihm erkundigen. Aber, Oberst Revil, so lassen Sie doch auch für meinen Bruder und Lydia Erdbeeren übrig.“

Als Colomba das Pächterhaus verließ und wieder in den Wagen gestiegen war, sah die Pächterin ihr einige Zeit lang nach und sagte zu ihrer Tochter: „Du siehst die hübsche Dame da; aber sie hat gewiß einen bösen Blick.“

Robert Macaire im Oriente.

Den Tag nach seiner Landung in Napoli di Romania verbrachte Dindrinos den Abend bei einem Kaufmanne dieser Stadt. Der Fregattenleutenant kündigte seinem Geschäftsfreunde laut an, dringende Geschäfte zwängen ihn, in einigen Tagen sich nach Athen zu begeben. Er setzte hinzu, eine Summe von zehntausend Thälern, die er in Silber erhalten, bringe ihn bei der Reise, die er zu machen habe, sehr in Verlegenheit und er wünsche deshalb, dieselbe in Gold umzusetzen. Das Gold war damals gerade selten in Napoli; die Forderungen der Kaufleute, an die er sich wendete, empörten Dindrinos, der in einem Anfälle übler Laune an einen Spieltisch trat und einige Geldstücke wagte, die er verlor. Ein Herr von sehr freundlichem und elegantem Aussehen hielt Bank.

„Sehen Sie, meine Herren,“ sagte er zu den Spielern mit freundlichem Lächeln.

Das Glück begünstigte den Banquiseur ungemein, der immer lebenswürdig, selbst im Triumphe, seine getäuschten Gegner durch eine ununterbrochene Reihe von Complimenten und geistreicher Einfälle tröstete. Dindrinos trat zu dem Hausherrn, zog ihn

bei Seite und fragte, indem er auf den Bankhalter zeigte: „wer ist dieser Herr?“

— „Er nennt sich Baron von Beaumanoir,“ antwortete dieser.

„Ach!“ entgegnete Dindrinos, indem er den Würfelschlüssel zwischen den Fingern drehte.

Dann kehrte er zu dem Spieltische zurück, wo er, um den Fremden bequemer beobachten zu können, noch einige Thaler wagte, die er ebenfalls verlor. Als das Spiel aufgehört hatte, war die Tasche des Dindrinos leer, ob sie gleich ungefähr hundert Thaler enthalten hatte. Der Baron von Beaumanoir beschäftigte indeß seine Gedanken mehr als sein Verlust. Der Baron schien vierzig Jahre zu zählen; sein schwarzes Haar sang an grau zu werden; aus seinen kleinen Augen sprach Geist und böser Wille. Ein Band von vielen Farben war in ein Knopfloch seines Fracks geknüpft. Dindrinos wagte es endlich, ihn in einer Ecke des Zimmers anzureden.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte er verlegen, „Sie werden meine Frage sehr indiscret finden. Haben Sie nicht einen jungen Mann, Pippo Ronciglio, gekannt?“

Der Baron drückte Dindrinos geheimnißvoll die Hand, schlug die Augen gen Himmel empor und antwortete: —

„Ach, Herr, Sie öffnen in diesem Augenblicke alle Wunden meines Herzens. Ob ich Pippo Ronciglio gekannt habe! Ein junger Mann von guter Erziehung mit zahllosen trefflichen Eigenschaften.“

„Rein, Herr,“ unterbrach ihn Dindrinos, „einen Banditen, der mir in Constantinopel 60,000 Piafter stahl vor sechs Monaten.“

— „Ach!“ entgegnete der Baron, „haben Sie Mitleiden mit diesem Unglücklichen, der mein Bruder war.“

„Ihr Bruder! Ich habe also doch recht gerathen, denn ich erkannte auf den ersten Blick eine Familienähnlichkeit zwischen Ihnen und ihm trotz der Verschiedenheit des Alters, des Haares und des Benehmens. Können Sie mir wohl Nachricht geben von diesem Epig .., von Ihrem Bruder, wollte ich sagen?“

— „Ach, Herr!“ seufzte der Baron von Beaumanoir, „er ist todt!“

„Er ist todt?“ wiederholte Dindrinos. „Und wer wird mir mein Geld wiedergeben?“

— „Beruhigen Sie sich; ob ich gleich wohl das Recht hätte, diesen Unglücklichen zu verläugnen, der mir so viele Thränen gekostet hat, so werde ich doch auch diese Schuld bezahlen.“

„Sie sind ein ehrlicher Mann, mein Herr,“ stammelte Dindrinos. „Sie können mir das Geld nach Ihrer Bequemlichkeit wieder geben, morgen vielleicht. Kann ich die Ehre haben, morgen bei Ihnen vorzusprechen?“

— „Morgen, mein Herr,“ entgegnete der Baron mit einer graziosen Verbeugung, „morgen werde ich Sie zum Frühstück erwarten, wenn Sie es recht finden.“

„Vortrefflich, Herr Baron,“ entgegnete Dindrinos mit einer tiefen Verbeugung.

Am folgenden Tage war er bei dem Baron von Beaumanoir. Ein Diener in voller Livree führte ihn in den Saal und ersuchte ihn, da zu warten bis der Herr vom Hause aufgestanden sein würde. Dindrinos besah nach einander die allerliebsten pariser Kleinigkeiten, welche das Zimmer des Barons schmückten. Der Besitzer dieses wahren Boudoirs hatte allesmögliche aus dem armseligen griechischen Hause gemacht, das er auf einige Monate gemiethet. Alles, selbst das kleinste Meubelstück, athmete Luxus und den trefflichsten Geschmack.

„Das ist ein Mann!“ dachte Dindrinos bei sich; „der Reichtum ist gewiß das wenigste bei ihm. Welches Herz! Welcher Ebelmuth! Ich habe eigentlich nichts von ihm verlangt, er selbst verlangt, um seinen Augenichts von Bruder wieder zu Ehren zu bringen, daß ich die 60,000 Piaster annehme, die doch 10,000 Fres. gutes Geld sind.“

Eben als er diesen Monolog beendigte, trat der Baron ein und das Frühstück folgte ihm. Zum erstenmale in seinem Leben sah Dindrinos von Silber mit Wappen und der brave Mann wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, die wohlschmeckenden Speisen, oder das prächtige Service. Als die besten französischen Weine gekostet waren, stand der Baron auf und sagte:

„Ich will nun Ihre Gefälligkeit nicht missbrauchen. Welches Vergnügen mir auch Ihre Gesellschaft gewährt, so becke ich mich doch, die Schuld meines unglücklichen Bruders gegen Sie zu tilgen, da ich gegen denselben doch wenigstens die Verpflichtung habe, daß er den Familiennamen ablegte, um ihn nicht zu schänden.“

— „Herr Baron,“ entgegnete Dindrinos, der sich durch so große Artigkeit nicht überbieten lassen wollte, „eine Familie, die Männer von Ihrem Charakter zählt, ist immer der Achtung und Ehrfurcht redlicher Leute sicher.“

Der Baron von Beaumanoir verbeugte sich vor Dindrinos und gab seinem Kammerdiener Befehl, 15,000 Fres. in Gold herbeizubringen. Dindrinos horchte. Der Kammerdiener kam nach einigen Minuten mit einem großen Portefeuille in der Hand zurück und sagte:

„Herr Baron, da Sie diese Stadt bald verlassen wollen, um die andern Theile Griechenlands zu bereisen, so wagte ich es nicht auf mich zu nehmen, Wechsel von Ihrem Pariser Banquier versilbern zu lassen. Ich bringe Ihnen Ihr Portefeuille. Die Straßen sind nicht sicher. Der Herr zieht vielleicht einen Wechsel den Geldsäcken vor.“

„Allerdings,“ entgegnete Dindrinos. „Ein Wechsel genügt mir, sobald er von zwei bekannten Capitalisten ausgestellt und angenommen ist.“

— „Darüber können Sie unbesorgt sein,“ sprach der Baron, indem er das Portefeuille aufschlug. „Ich bin selbst vorsichtig gewesen.“

Dindrinos, der zu träumen glaubte, griff hastig nach einem Papiere, das der Baron ihm hinhielt. Es war ein Wechsel auf eines der ersten Banquierhäuser in Athen. Er wollte eben gehen, als ihm mit einemmale ein Gedanke in den Sinn kam; er blieb

stehen, kratzte sich nachdenkend hinter dem Ohre, trat dann zu seinem Wirth und sagte:

„Herr Baron, wenn Sie noch einen Wechsel von 15,000 Fres. auf Athen hätten, würde ich Ihnen denselben abnehmen, ohne mehr als 4 Proc. Disconto zu verlangen, während Ihre Banquiers in Napoli wenigstens 6 Proc. verlangen würden.“

— „Nun, Herr Dindrinos,“ antwortete der Baron von Beaumanoir lächelnd, „ich gebe Ihnen den Vorzug, weil Sie mir so wohl gefallen. Wir werden einander bald verlassen, vielleicht um einander nie wieder zu sehen; ich hoffe, daß Sie meiner lange gedenken werden, wie ich Ihnen meiner Seite schwöre, Sie nie zu vergessen.“

Dindrinos nahm den neuen Wechsel von 15,000 Fres. mit sich und der Kammerdiener des Barons begleitete ihn in seine Wohnung, von wo er nach einer Viertelstunde mit einer gleichen Summe in spanischen Thalern zurückkam.

Sobald der Baron von Beaumanoir das Geld gezählt und in seine Kasse eingeschlossen hatte, warf er sich in seinen Lehnstuhl und brach in eines der unauslöschlichen Gelächter aus, von denen bei Homer die Rede ist. Seine schwarze Perücke mit den einzelnen grauen Haaren fiel ihm vom Kopfe auf den Teppich herunter und der wirkliche Pippo Ronciglio zeigte sich mit seinem braunen Haar in dem gegenüberbesindlichen Spiegel.

„Der vortreffliche Mann!“ rief er aus; „wie Schade, daß er mich so bald verläßt! Geh, Du Trost der leeren Beutel, schnell nach Athen und zeige Deine Wechsel bei den Banquiers der Stadt vor; Du wirst sehen, welchen Credit die Unterschrift des imaginären Barons von Beaumanoir hat. Auf Ehre, wenn dieser Mann verarmt, muß ich ihm eine kleine Pension aussetzen. Meine Geschäfte sind für einige Zeit abgethan. Ich verlasse Dich, heldenmüthiges Griechenland, um andere Länder zu besuchen.“

Dindrinos schickte sich unterdes zur Abreise an und Pippo Ronciglio, dem er im Vertrauen gesagt, welche Summe er mit sich nehme, bedauerte herzlich, ihm nicht noch etwas davon nehmen zu können. Der Abenteurer hielt sich bereit, die Stadt Napoli zugleich mit dem von ihm Betrogenen zu verlassen, weil er seinen Abschied durch einen neuen Geniestreich zu bezeichnen gedachte.

Der angebliche Baron entließ alle seine Leute und gedachte nur Rhadaman mit sich zu nehmen, einen arabischen Diener, erstens weil die Einfalt dieses Menschen ihm für die Verschwiegenheit desselben bürgte und dann weil er demselben nicht bloß den Lohn, sondern auch die kleinen Ersparnisse schuldete, welcher der Diener dem Herrn übergeben hatte. Rhadaman aber kam eines Tages zu dem Baron von Beaumanoir und erklärte ihm, er habe die Absicht, nach Aegypten zurückzukehren, und ersuche ihn deshalb, ihm sein Geld auszuzahlen. Pippo Ronciglio, dem dieser Vorschlag doppelt mißfällig war, sagte nichts dagegen und forderte den Diener auf, bis zum nächsten Tage zu warten.

In der Nacht wurde Rhadaman durch eine düstere hohle Stimme geweckt, die im Dunkel des Gemaches zu ihm sprach und ihn bei seinem Namen rief. Der arme Araber horchte auf;

merklich. Die Stimme rief von neuem und mit noch schrecklicherem Klange und sprach:

„Ich bin Mahomed, Dein Prophet, Rhadaman; ist es wahr, daß Du Deinen Herrn verlassen willst, der Dich so wohl behandelt?“

„Herr,“ antwortete Rhadaman erschüttert, „Herr, es ist wahr.“

— „Ist es auch wahr, Rhadaman, daß Du ihn aufgefordert hast, Dir das Geld zurückzugeben, daß Du ihm anvertraust?“

„Ich werde es nicht läugnen, erhabener Prophet,“ antwortete Rhadaman im höchsten Schrecken, „ich werde es nicht läugnen, da Du alles weißt.“

— „Rhadaman,“ fuhr die Stimme fort, „höre wohl auf das, was ich Dir sage. An dem Tage, da Du Deinen Herrn verläßt, an dem Tage, da er Dir bezahlt, was er Dir schuldig ist, wirst Du sterben. Bedenke, was Du thust und lebe wohl.“

Ganz bestürzt von dieser schrecklichen nächtlichen Erscheinung, trat Rhadaman am nächsten Tage vor seinen Herrn, der ihn hatte rufen lassen.

„Mein lieber Rhadaman,“ sagte Pippo Roniciglio betrübt, „wie leid mir auch Deine Abreise thut, so muß ich mich doch in Deinen Wunsch fügen. Kehre also in Dein Vaterland zurück, Du bist frei. Hier ist das Geld, das ich Dir schuldig bin.“

Rhadaman stürzte vor dem Baron auf seine Knie.

„Herr, Herr,“ stammelte er, „was habe ich verbrochen, daß Sie mich also behandeln?“

— „Rhadaman,“ entgegnete der Baron, „hast Du mir gestern nicht gesagt, daß Du in Dein Vaterland zurückkehren willst und versprach ich nicht, Dir heute zu geben, was ich Dir schuldig bin?“

„Herr,“ fiel Rhadaman ein, „ich will Sie nicht verlassen.“

— „Sehr wohl, ich danke Dir. So nimm wenigstens Dein Geld.“

„Herr, ich mag kein Geld.“

— „Schätzenswerther Mensch,“ fuhr der Baron fort, der das Geld schnell wieder in die Kasse warf; „Dein Vertrauen auf mich soll nicht vergeblich sein. Ich behalte Dich in meinem Dienste, Rhadaman, und werde Dich nicht bezahlen. Stehe auf und sei ruhig. Ich werde Dich in Zukunft nicht wieder durch dergleichen Anträge beleidigen.“

Rhadaman küßte schluchzend die Hand seines Herrn.

Bald darauf kam Dindrinós, um Abschied von dem Baron zu nehmen und denselben noch zu einem Abschiedsmahle einzuladen. Pippo Roniciglio fand sich pünktlich ein. Während der Mahlzeit sprach Dindrinós von der Schwierigkeit, eine Summe von 6000 Fr. in Silber zu transportiren, die ihm noch übrig sei und die er nicht habe in Gold umsetzen wollen, weil das Gold am Plage zu theuer sei.

„Warum haben Sie mir dies nicht früher gesagt?“ unterbrach ihn der Baron. „Ich habe nicht viel Gold bei mir, aber ein italienischer Graf, mein Freund, der nicht weit von hier wohnt, wird Ihnen für Ihr Silber recht gern Gold geben, ohne etwas dafür zu verlangen.“

Dindrinós drückte dem Baron dankbar die Hand, der Rhadaman rief, welchem die Säcke mit den spanischen Thalern übergeben wurden. Es dunkelte bereits; der Baron nahm seinen Hut und versprach in wenigen Augenblicken zurück zu sein. Dindrinós stopfte seine Pfeife und machte Punsch. Sobald der Baron den Fuß auf die Straße gesetzt hatte, befahl er seinem Diener, mit den Geldsäcken nach Hause zu gehen und da auf ihn zu warten; er selbst ging nach den Wällen der Stadt zu.

Nach einer halben Stunde sah Dindrinós den Baron von Beaumanoir blaß und zerstört, mit zerissenen Anzuge erscheinen.

„Was ist Ihnen, Herr Baron?“ fragte er denselben besorgt.

— „Ein Glas Wasser! ein Glas Wasser!“ stammelte dieser und stellte sich als sei er einer Ohnmacht nahe.

„Großer Gott, was ist Ihnen geschehen, Herr Baron?“

— „Die Stenden! die Schurken! Die Räuber!“ rief Pippo Roniciglio. „Es waren vier und bewaffnet bis an die Zähne. Ich konnte mich unmöglich vertheidigen.“

„Himmel! Sie wurden angefallen?“

— „Und beraubt, lieber Herr, als ich mit dem Gold zurückkam. Mein unglücklicher Diener wird nicht wiederkommen. Er erhielt einen Dolchstoß in die Brust. Ich selbst bin, Gott sei Dank! nicht verwundet; aber fürchten Sie nichts, Herr Dindrinós, ich erstatte Ihnen die Summe. Entwerfen Sie schnell eine Klage an den Gouverneur und erzählen Sie den Vorfall. Ich werde sogleich die Wache im Castell aufbieten; die Räuber können uns unmöglich entgehen. Geben Sie mir nur 200 bis 300 Fr., damit ich den Soldaten Muth machen kann.“

Dindrinós gab seinem gefälligen Freunde sogleich 50 Thaler, der bei dem Fortgehen rief:

„Vor einer Stunde sollen Sie Nachricht haben.“

Nach einer Stunde erhielt Dindrinós wirklich ein versiegeltes Packet, in welchem sich eine Perrücke und ein Brief befanden. „Braver, würdiger Mann,“ lautete der Brief, „ich sende Ihnen die Perrücke des Baron von Beaumanoir, der Ihnen eine glückliche Reise wünscht und sich die Freiheit nimmt, Ihnen zu sagen, daß er sich mit aller Hochachtung nennt

Pippo Roniciglio.

Dindrinós fiel in Ohnmacht. So eilig er auch, sobald er wieder zu sich gekommen, die nöthigen Schritte that, er konnte in der Stadt keine Spur von Pippo finden, der ihn als Baron Beaumanoir um so große Summen betrogen hatte.

Bilder-Magazin

N^o 45. für die elegante Welt. 1840.

Guernsey.

Die Insel Guernsey gehört zu der Gruppe, welche man mit dem gemeinschaftlichen Namen Canal-Inseln bezeichnet, und St. Peters Port (s. d. Abbild.) ist die einzige Stadt auf derselben. Die Annäherung soll von der Seeseite her äußerst reizend und einladend erscheinen. Allein wie bei noch wichtigern Plätzen als St. Peters Port ist dieser Schein trügerisch, und alle Reize verschwinden, sobald man das Ufer betritt, ja der erste Eindruck, den es auf den Beschauer macht, dürfte als entschieden ungünstig bezeichnet werden. Man wandert durch enge, steile, und krumme Gassen mit zwar massiven, aber alten schwarzen Häusern, und so viel man auch wandert, man erreicht keinen freien Platz, wo man Halt machen und um sich blicken könnte. Die Hauptstadt

der benachbarten Insel Jersey, St. Hellier, unterscheidet sich von St. Peters Port dadurch, daß, während in der erstern die Häuser der vornehmern Classe in Reihen und Straßen geordnet sind und einen Theil der Stadt bilden, die bessern Häuser von letzterem nicht innerhalb der Stadt begriffen sind, sondern in den Umgebungen vereinzelt stehen, daher sich diese sehr schön ausnehmen und gewaltig gegen die düstere Stadt abstechen. Unter den öffentlichen Gebäuden in St. Peters Port verdienen das Elisabeth's-Collegium und das Hospital Erwähnung.

Der Fischmarkt in St. Peters Port zeichnet sich vor Allem aus. Kommt Jemand an einem Sonnabend-Morgen und zwar zur Zeit, wo der Fischfang am ergiebigsten ist, hierher, so dürfte er, wie Mr. Inglis behauptet, auf den Gedanken gerathen, daß die Bevölkerung von Guernsey fast ausschließlich von Fischen



(St. Peters Port, Guernsey.)

lebe. Der Markt besteht in einer geräumigen Arkade von hundertundneunzig Fuß Länge und verhältnismäßiger Höhe und Breite; eine doppelte Reihe von beckenartig ausgehöhlten Marmorplatten läuft in der ganzen Länge hin und ist mit Fischen bedeckt. Besucht man den Markt des Nachmittags, so ist oft dieser ganze reiche Fischvorrath bis auf einige hier und da ausgestreute Weißlinge und Schellfische zusammenschmolzen. Das Gebäude ist neu, sein Inneres hell und lustig, und die feineren Becken von buntem Marmor werden jedes reichlich mit frischem Wasser versorgt.

Die ländliche Bevölkerung von Guernsey zerfällt im allgemeinen in drei verschiedene Klassen, nämlich die großen Ländereibesitzer, die kleinen Grundeigentümer und die Häusler. Die erstern verbrauchen nur einen kleinen Theil von ihren Erzeugnissen, mästen ihr Vieh mit selbst erzeugten Munkelrüben u. s. w. brennen ihren Branntwein aus selbst erbauten Kartoffeln und machen Eider von ihren eignen Kapseln. Das Nämlche gilt von der zweiten Classe, nur in kleinerem Maßstabe. Manche derselben sind zugleich Maurer oder Zimmerleute und verdienen sich etwas durch Ausübung ihres Gewerbes. Andere, die in der Nähe der Küste leben, treiben neben Landwirthschaft auch Fischfang. Drei oder vier kaufen und unterhalten zusammen ein Boot, gehen zusammen auf den Fischfang, kommen mit einer Ladung Fische zurück und überlassen ihren Weibern der Verkauf derselben, wäh-

rend sie selbst unterdeß den Boden bebauen. Die dritte Klasse, die Häusler, besteht aus Tagelöhnern oder Knechten. Auch diese suchen etwas Geld zu erübrigen, welches ihnen ihr strenger sittlicher Lebenswandel möglich macht.

Die Tracht der Guernseyer ist sehr charakteristisch. Die Guernseyer Frauen-Nähe ist wegen ihrer eigenthümlichen Form und Größe seit langer Zeit bekannt; unter derselben tragen sie ein Häubchen mit einem Muslinstreifen. Die übrigen gewöhnlichen Artikel des weiblichen Anzugs sind ein Unterrock von schwarzem Stoff, dicht gesteppt; ein weiter Ueberrock mit alten Mustern; ein vorn offnes Schnürleibchen; dicht anliegende Aermel, die gerade bis unter die Ellbogen reichen; blaue gewirkte Strümpfe und schwarze Sammet-Schuhe mit Schnallen. Die Tracht der Männer ist ein seltsames Gemisch von altfranzösischem und altenglischem Schnitt; indes fangen gegenwärtig beide Geschlechter an, den Franzosen und Engländern nachzuahmen.

Die Glocke.

Eine große Prozession zog eines Tages durch die Straßen von Perth und Dundee; die heiligen Leibe schritten voran unter reichen vergoldeten Baldachinen; die Mönche sangen; die Rauchfässer dampften; Fahnen und geweihte Banner wurden andäc-



tig von vielen Seeleuten getragen; hundert Kerzen brannten in den Händen von Büßenden, die von allen Seiten herbeigekommen waren und der heilige Antonius, der Schutzpatron derer, welche sich dem stürmischen Ocean anvertrauen, wurde mit Pomp in den beiden Städten umhergetragen.

Während die Prozession bis zu dem Ufer zog, wurden Münzen von gutem Werthe herabgeworfen auf sie von denen, die oben an den Fenstern andächtig den Zug vorüberkommen sahen. Das schnell aufgelesene Geld wurde schnell von kleinen Knaben aufgesammelt, die wie Engel gekleidet waren und ihre silbernen Teller emporhielten, welche von den Gaben der Frommen erklangen.

Den ganzen Tag über verbreitete sich dieses feierliche Schauspiel von Straße zu Straße und der Schatz, den die beiden Städte gaben, wuchs bis an den Abend. Ueberall ging das Almosengeben dem Gebete voraus, denn es gab wenige Familien, die nicht den Verlust eines Verwandten und Freundes zu beklagen gehabt hätten, der den Tod gefunden hatte in den Wogen an dem Felsen, welcher wie ein furchtbarer Riese am Eingange der Straße von Tay steht.

Die arme Menge wußte, daß diese schönen Prozessionen nur stattfanden, um eine große Summe Geld zusammenzubringen, mit welcher die Behörden bei einem muthigen Plane unterstützt werden könnten, den der verständigste Seemann von Perth vorgeschlagen hatte. Es sollte eine ungeheure Glocke auf dem gefährlichen Felsen befestigt werden, so daß sie bei dem geringsten Windstoße bebe und der Ton schon in der Ferne den Seemann die noch unsichtbare Gefahr und die schreckliche Nähe der Klippe verkündige.

Der junge Capitain Andrew Macclise hatte seinen Plan vor dem überraschen Rathe so klar entwickelt, daß man nur daran dachte, ihm die Mittel zur Ausführung dieses Unternehmens zu verschaffen, von welcher so viele bedrohte Leben abhingen.

Als das Geld gezählt war, ergab es sich, daß es zur Ausführung des Planes mehr als hinreichte. Es wurde deshalb eine neue Rathversammlung gehalten, welche den Beschluß faßte, Andrew Macclise sollte sich sofort nach Amsterdam begeben, um die Glocke von einem Glockengießer in jener Stadt zu kaufen. Nach der Behauptung des jungen Capitains besaß der Holländer van der Maclin eine ungeheuer große, deren Ton sie zu dem Dienste, für welchen man sie bestimmte, vollkommen geeignet machte.

Andrew Macclise begab sich, von allen Bewohnern der Stadt begleitet und unter ihren Segenswünschen an das Ufer, schiffte sich mit dem ihm anvertrauten Gelde ein und machte eine glückliche Reise. Er hatte Amsterdam bereits mehrmals gesehen und dort gewissermaßen als Freund des Handelsmannes van der Maclin gelebt, der auch mehrmals Gelegenheit gefunden, den ernstesten Charakter des jungen Engländers, seine Geschäftsthatigkeit und seine rasche Entschlossenheit zu rühmen. Sie hatten mehrere Abende mit einander mäßig den dicken Nectar getrunken, der sie electrifirte, während sie von Tabakrauche umhüllt waren. In dieser fast schweigenden Sympathie hatte der reiche Glockengießer

oft bedauert, daß er keinen Sohn habe wie Andrew Macclise, denn van der Maclin, der verwittwet und schon zu alt war, um wieder an Heirathen zu denken, hatte nur eine Tochter, die damals in dem Alter stand, in welchem die jungen Erbinnen in das älterliche Haus zurückkommen, um sich der Wirthschaft anzunehmen. Andrew Macclise hatte bis dahin die schöne Katharine noch nicht gesehen.

„Ihr kommt also, Herr Macclise,“ sagte van der Maclin, der in seinem Magazin am Boden saß, „um mir die berühmte Glocke von Utrecht abzukaufen, und dieselbe dem verfluchten Felsen aufzusetzen? Nun, wir haben oftmals Abends davon gesprochen. Ihr dachtet also damals schon an den Geniestreich, der mir meine Glocke entführt? Schön! Ich habe auch an jener Klippe gelitten, Ihr wisset es. Indes, ich bin wieder reich geworden und bitte den heiligen Antonius, daß es andere ebenso werden mögen. Aber der Preis wird hoch sein, und er muß es sein, denn die Glocke hat, bei meiner Seele! ein ungeheures Gewicht.“

— „Wir sind bereit, den Preis zu zahlen, Meister van der Maclin.“

„Da es sich um eine so gute Sache und einen so heiligen Zweck handelt, so sollt Ihr nicht allein freigebig sein; ich werde auch etwas dazu beitragen; ich schlage die Schönheit der Arbeit nicht an und Ihr sollet nur den Metallwerth bezahlen. Diesen Preis bietet mir seit vier Monaten der Jude Esau. Habt Ihr zehntausend Gulden bei Euch?“

— „Die habe ich und mehr noch.“

„Keinen Heller mehr! Ich wiederhole es, ich will auch meinen Theil zu dem guten Werke beitragen. Ein Jude, bei Jesus Christ! ein Jude soll meine Glocke nicht erhalten. Sie soll weder in seinem Beutel noch für den Frieden einer Seele klingen. Seid Ihr das zufrieden? So nehmt sie und der Handel ist abgeschlossen.“

— „Er ist es. Unse heiligen Aebte werden Euch auf dem Evangelium danken für Eure Freigebigkeit, Meister van der Maclin.“

„Ich ziehe den Dank der braven Seemänner jenem der Aebte vor. Aber wir sind einig; jetzt wollen wir hineingehen und unsere Pfeifen nehmen. Ihr sollt diesen Abend meine Tochter Katharine kennen lernen.“

Als Meister van der Maclin so sprach, stand Andrew Macclise im sechsundzwanzigsten Jahre. Er war über mittelgroß und zierlich gewachsen; auch lag in seinem Gesichte etwas Offenes und fast etwas Adeliges, das ihm alle die gewann, welche ihn einmal sahen. Sein Benehmen war, wie das vieler Seeleute, ungezwungen, aber nicht beleidigend; seine Augen, in deren sich deutlich seine Seele spiegelte, waren fast so scharf und durchbringend wie Adleraugen. Als er die Tochter des Holländers sah, glaubten beide, ihr Geschick habe sie einander zugeführt und für einander bestimmt. Sie liebten einander von diesem Augenblicke an, nicht wie andere sich lieben, mit Scheu, Verlegenheit und im Stillen, sondern mit Gluth und mit einer Kühnheit, deren Maß sich

nicht angeben läßt. Sie wechselten diesmal kaum ein Wort und auch andremale nicht; aber ihre Augen sprachen und ihre Augen verstanden die Sprache ihres Herzens.

Die Glocke war eingeschifft; das mit allen seinen Segeln beflügelte Schiff schwankte unter der ungeheuren Last; der Preis war bezahlt und die Mannschaft am Bord; Andrew Macclise konnte seine Abreise nicht länger verschieben; doch zögerte er noch, denn es war ihm, als müsse sein Herz zerreißen beim Abschiede von Katharinen, die in dieser Zeit alles war, was er auf dieser Erde erstrebte. Auch Katharinen war es, als werde ihr Leben vernichtet, als das Schiff den Hafen verließ. Sie athmete nur noch, um ihm mit den Blicken zu folgen, und als das weiße Segel mit der flatternden Flagge darüber nicht mehr sichtbar war, nicht einmal mehr wie eine Möwe an einer Wolke, sank sie auf ihr Bett und brach in Thränen aus. Eine glühende Kohle gleichsam lag in ihrem Herzen und sie brannte ihr Leben aus. Die Liebe ist schrecklich.

Während das Schiff unter seinen ausgespannten Segeln dahinglitt, lehnte Macclise an dem Geländer, schauete, die Stien auf die Haub gestützt, in das Wasser hinab, Stunden lang, und versuchte in den tausend schwimmenden Strahlen des Lichtes oder unter den lochenden Sternen die reizendenzüge der Katharina zu vergessen.

Zwei Monate vergingen, die schnelle Ueberfahrt mit gerechnet, in denen Andrew Macclise, während er mit Eifer die Arbeiten am Felsen leitete, durch jenes schöne Bild beschäftigt wurde.

Das Werk schritt rasch vor. Nach allen Seiten verbreitete sich die Kunde von der nahen Feierlichkeit. Die Prozession sollte diesmal mit Musik, Fähnchen und Weihrauch auf dem Wasser einherziehen.

An einem ruhigen und heitern Sommermorgen verließen die Kette, die Mönche, die Chorknaben, nebst allen Magistratspersonen von Perth und Dundee, das Ufer von Aberbrothwick in einer langen Reihe von Barken mit kleinen Segeln und heiligen und allegorischen, gemalten, gestickten und mit Rationalen oder heiligen Sprüchen bedeckten Fähnchen. Die himmlische Harmonie schwamm auf dem Wasser hin, wo die raschen Barken, dicht aneinander geschaart, von Weitem wie eine fliegende Brücke auf dem Meere aussahen. Feierliche Gesänge wurden da gehört, wohin sie noch niemals gedrungen waren.

Andrew Macclise erstieg mit vier Mann, welche die Glocke aufhängen sollten, vor den Augen der bebenden Menge die Klippe. Nach einer Stunde voll Angst und Gebet erhob sich durch Seile und Räder, die gleich verständigen Armen arbeiteten, der Coloss langsam empor unter Weihrauch und Blumenkränzen.

Das Meer, in das diese Blumen wie ein Regen vom Himmel zurückfielen, war damit rings um den Felsen her bestreut, auf welchem weder Gras noch Moos wuchs. Das geweihte Wasser wurde mit Weihrauchswolken auf das Metall gegossen,

das für die Zukunft nur von den salzigen Wogen bespült werden sollte.

Während die frommen Gesänge durch die Lüfte schallten, fing sich der Wind, der in Stößen emporstieg, in der Glocke, so daß sie heftig bewegt wurde. Ihr trauriger Schall war das Zeichen zu einer schnellen Rückkehr, denn er meldete, daß der Wind sich umsehe und die Nähe der Klippe gefährlich mache. Es zogen wirklich einige weiße Wolken, welche von den Seeleuten Sturmblumen genannt werden, schnell am Himmel hin. Die Prozession begab sich in aller Eile nach Aberbrothwick zurück und stieg noch zu rechter Zeit an das Land. Eine Stunde später erhob sich das Meer, erzürnt und tosend, gegen die klingende Wache, als wolle es dieselbe in den Abgrund hinunter reißen, während die Glocke treu ihr Amt erfüllte und lauter klagte als der Sturm.

Dieser gewaltige Sturm, den viele Kette noch nie in solcher Nähe gesehen hatten, erfüllte sie mit so grausigem Schrecken, daß sie alles Weihwasser und allen Weihrauch, die ihnen geblieben waren, in die Kluten schütteten. Die große Glocke lautete so stark, daß sie tausend Schiffe verschreckte, obgleich nur die Möwen in der Nähe sich zeigten. Diese Vögel antworteten mit Entsetzen der unbekanntenen Stimme, welche man der Klippe gegeben hatte. Sie umkreiften diese furchtbare Stimme und schienen zu glauben, sie verbiete ihnen, auf dem Felsen sich niederzulassen, der ihnen gar oft als Zufluchtsstätte gebietet hatte.

Andrew Macclise athmete endlich wieder frei auf. Die Glocke war befestigt, seine Aufgabe gelöst und er breitete mit Entzücken über seine wieder erlangte Freiheit die Arme aus. Schon am andern Tage bestieg er sein Schiff, um dem Danke und den Festen zu entgehen, die so viele Familien ihm bereiteten und in denen sein Name mit Begeisterung genannt wurde, und steuerte nach Holland.

Bald betrat sein Fuß die Schwelle von der Macclins und bald war er, zum erstenmale, mit dem reizenden Gegenstande seiner Gedanken allein. Diesmal sprachen sie mit einander; diesmal tauschten sie Schwüre für Leben und Tod; sie erwarteten die Zukunft und die Ewigkeit zusammen und von der Macclins hatte noch nicht einmal bemerkt, daß ihre Augen sich begegnet wären. Er hielt überdies den jungen Seemann für zu arm, als daß er Anspruch auf seine reiche Erbin machen könnte; aber er wurde plötzlich enttäuscht, denn Macclise ersuchte den Glockengießer in seiner Herzenseinfalt, nachdem er ihn wie einen Mann begrüßt, den man nach dem Vater am höchsten verehrt, um die Hand Katharinens.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 46. für die elegante Welt. 1840.

Die Glocke.

(Fortsetzung.)

Das Gesicht des Holländers bedeckte sich bei dieser unerwarteten Kühnheit mit Zorn und nach einer Pause, in welcher er seinen Unwillen zu überwältigen sich bemühte, sprach er:

„Herr Andrew MacIse, wenn ein Mann sich verheirathen will, muß er erklären, was er besitzt, um seine Frau ehrenhaft erhalten zu können. Laßt Euer Vermögen sehen; ich zweifelte, daß es hinreiche, meine Tochter in dem Wohlstande zu erhalten, in welchem sie bei ihrem Vater gelebt hat. Die Gewohnheit ist stärker als die Natur, Herr MacIse. Das Weib, das an Sammet gewöhnt ist, findet die Serge rauh. Nun, laßt sehen; beweist mir, daß wir Einer so reich sind als der andere und die Hand meiner Tochter ist Euer.“

Andrew MacIse empfand eine Angst, die jeder stolze und verliebte Mann sich vorstellen können wird; doch sahe er auch ein, daß die Worte des Meisters verständig waren. Durch den Verstand also versuchte er den Alten zu bekämpfen, indem er entgegnete:

„Ich bin jung, Meister van der MacIin, und Ihr seid es nicht mehr; waret Ihr in meinem Alter so reich, als Ihr es jetzt seid? Und glaubt Ihr, ich zweifelte daran, eines Tages so reich zu werden als Ihr?“

— „Ihr sprecht ganz richtig, Capitain, und ich hoffe, daß wir auch nach meinen Worten noch gute Freunde bleiben werden. Ich verlange von Euch nicht ein Vermögen, welches dem meinigen gleichkomme, sondern nur einen Besitz gleich dem, welchen ich geben konnte, um das Recht zu erkaufen, Katharinens Vater zu werden, als ich ihre Mutter heirathete.“

„So sagt mir, wie groß dieses Vermögen war, damit ich die Summe kenne, welche ich besitzen muß, um es wagen zu dürfen, um die Hand Eures Kindes zu bitten.“

— „Bringt mir zwölftausend Gulden und meine Tochter ist Euer.“

„Ich habe nur zweitausend,“ antwortete MacIse erbleichend.

— „So seht Euch anderswo um; ein Mädchen ist so gut wie ein anderes. Ist es eine thörichte, vergebliche Leidenschaft, so wünsche ich nicht, daß meine Tochter etwas davon erfahre. Vergesst sie, und das kann nur geschehen, wenn Ihr sie nicht mehr sehet. Ich wünsche Euch alles mögliche Glück, Herr MacIse, hoffe Euch aber in meinem Hause nicht wieder zu sehen.“

Andrew verbeugte sich, von Schmerz ergriffen, tief und ging. Als er in Verzweiflung nach seinem Schiffe zu ging, vertrat ihm ein kleiner dicker blonder Knabe den Weg und sagte, als wenn er eine Lektion herfage:

„Wyn Per, Euer Feder, die Ihr in dem Comptoir habt fallen lassen.“

Andrew nahm die Feder, befah sie verlegen und als er den Knaben weiter fragen wollte, sah er denselben schnell nach dem Hause des Glockengießers zurücklaufen. Andrew erinnerte sich wirklich, ihn an der Schwelle umherschweifen und über die Schwelle springen gesehen zu haben. Er wendete die Feder nicht vergeblich in seinen bebenden Fingern hin und her; ein Briefchen, das das Resultat seiner Bewerbung erhielt, wurde an Katharinens übersandt, die es zu sehr erwartete, um es nicht in ihre Hände zu bringen. Aber der Glockengießer erhielt Nachricht von dieser Kühnheit und Katharine, die schon so schlaue war, wurde wieder in das Kloster geschickt. Der kluge Holländer schrieb überdies an seinen Geschäftsfreund in Dundee, damit ihm die Waaren, die er von demselben erwartete, in Zukunft nicht auf dem Schiffe Andrew MacIises gesandt würden, unbeschadet seiner hohen Achtung desselben.

Der junge Capitain, der von diesen Anordnungen von vander MacIin selbst unterrichtet wurde, der ihm ehrlich die Abschrift seines Briefes überschickte, verlor allmählig alle Hoffnung. Die Liebe aber blieb und verzögerte seine Abfahrt. Er war gar nicht mehr der thätige, energische, pünktliche und regelmäßige Seemann; er vernachlässigte Alles, selbst sein Aeußeres, und war nichts mehr als der leidenschaftliche Liebhaber Katharinens.

Vergebens hatte er die neunundvierzig Kirchen von Amsterdam durchwandert und mit unermüdblicher Neugierde alle junge Mädchen mit goldblondem Haar betrachtet, die in ihrem langen schwarzen Schleier halb verhüllt waren, der ihnen vom Kopfe bis zu den Füßen reichte. Er hatte keine Spur gefunden von jenem feurig-sanften Auge, dessen Strahl noch immer sein Herz bewegte, so daß er im Gebete hätte sterben können.

Dstmal ging er nach dem Hafen und betrachtete das Takelwerk des Schiffes, um Zeit zu gewinnen, da er nicht mehr wußte, wohin er seine Schritte wenden sollte und verzweifelte, den Aufenhalt Katharinens ausfindig zu machen, die er für verloren hielt. Eines Tages stellte sich der hausbäckige Knabe, der ihm die Feder gebracht hatte, gerade vor ihn, ohne ihn anzusehen, außer bisweilen, um sich zu überzeugen, daß er erkannt

werde. Der Capitain bebte bei dem Anblicke des Knaben, denn er hoffte eine Botschaft von ihm zu erhalten, aber vergebens. Doch folgte er dem Knaben, der Kirichen essend dahin schlenderte, dann an einem Kloster klingelte und in dasselbe eintrat. Maclise zweifelte nun nicht, daß Katharine hier lebe. O neue Welt dieses eifrigen Glaubens! Anfangs erstlickte er fast vor Freude und mußte sich an die Mauer der öden Straße lehnen. Sein Sinnen wurde durch ein Stück Schiefer gestört, das zu seinen Füßen nieder fiel. Er hob es mit bebender Hand auf, wendete es nach allen Seiten und entdeckte endlich Worte, niedlich geschrieben von weiblicher Hand. Diese verderblichen Worte waren: „Die Glocke! Esau. Zehntausend Gulden.“

Die Glocke! Die Phantasie Andrews erregte sich. Jeder Buchstabe glänzte vor ihm wie ein böser Stern. Sein Herz erkannte, daß diese Worte seine Zukunft einschlossen. Der Plan, den sie ihm vorzeichneten, schoß blitzschnell ihm durch den Kopf. Die Glocke summt ihm eine Verheißung von Glück zu; sie lautete zu seiner Vermählung, denn sie war zehntausend Gulden werth und der Jude Esau würde gern durch diese Summe die unzerstörbare Kette schmieden, durch welche er sich mit der Tochter des Glockengießers zu verbinden sehnte.

Da war er versucht, vor dem klugen Geiste, der ihm diesen goldenen Faden zur Durchwanderung des Labyrinthes sandte, auf die Knie zu sinken; einige Minuten lang glaubte er im Himmel zu sein, denn seine Seele schwang sich auf dem Lächeln seiner Geliebten hinauf. Er nahm dieses Lächeln mit bis zu den Füßen Gottes, ihm da seinen Dank niederzulegen, aber das Wort Gott traf ihn wie ein schrecklicher Hammerschlag und der Unglückliche sank zu Boden.

Wen hatte er versucht! Die Hölle. Was sollte ihn zum Stücke führen? Verrath, unwürdige Täuschung des Vertrauens von Leuten, die ihn ihren Retter nannten und die durch ihn ins Verderben gestürzt werden sollten. Das Haar sträubte sich auf seinem Haupte; seine Lippen, die bis dahin den Worten seiner Seele so ungezwungen offen standen, färbten sich mit Blut, da er unwillkürlich im Entsetzen darauf gebissen hatte. Die von der Kirche getaufte, durch Gaben der Armen gekaufte Glocke stieß ihn an die Stien; er hörte, wie sie seinen Brüdern einen schrecklichen Sturm verkündete und der Sturm tobte in ihm, denn er versenkte Viele in ein Grab, das keine sichtbare Spur zurückläßt. Die Bervünschungen der Wittwen, das Jammergeschrei der Waisen stiegen abwechselnd gen Himmel, um Zeugniß abzugeben von seinem Verbrechen.

„Nein! Nein!“ rief er; „entsetzlicher, gräßlicher Gedanke!“ Und er zertrat das Schieferstück unter seinen bebenden Füßen in dem Glauben, daß der Satan selbst ihm dasselbe zugeworfen habe. Aber der Satan hatte die Gestalt eines reizenden Mädchens angenommen und wenn das Weib ruft, ist der Mann stets verloren.

Die Reize der jungen Versucherin zeigten sich scheinlicher und schöner als je; sein Widerstreben wurde bekämpft, die Stimme seines Gewissens erstickt, sein Schicksal niedergeschrieben.

„Nun wohl!“ sprach er flüsternd, „die That möge geschehen. Katharine soll die Reineige werden und müßte ich sie durch meine Seele erkaufen.“

Das Schiff schwamm von neuem über das Meer bis an die Klippe, wo die Glocke schweigend hing. Das stumme Meer ebnete dem Capitain den Pfad des Verbrechens, das er vor hatte, oder es war vielmehr in seinen bezauberten Augen kein Verbrechen mehr. Das Verbrechen hieß Katharine. Welche Tugend hätte ihm mehr Andacht und Muth geben können? Herrschte dieser liebliche und verderbliche Name nicht allein in der Atmosphäre, in welcher Andrew athmete? In einer schönen Nacht hob das Meer das Schiff gegen den öden Felsen, von welchem die Glocke bald still und entehrt herabgetassen wurde. Der schwere Raub traf auf kein Hinderniß; nur der reine friedliche Mond leuchtete dazu; ein einziger Vogel entflog gestört mit einem Schrei von seinem Schlummerplatze und die ungeheure Last kehrte nach Amsterdam zurück, wo das Schiff mit seiner Ladung in der Nacht ankam.

Während dies geschah, hatte die junge Rose von Holland ihre Freiheit wieder erhalten, aber sie freuete sich derselben nicht; die Einsamkeit war für sie überall, seit ihr Geliebter nicht da war. Sie erwartete ihn schweigend und still. Obwohl ihr Herz sich von dem Vertrauen auf ihren Schwur näherte, für einander zu leben und zu sterben, so trat sie doch aus sich selbst und dem engen Kreise hinaus, der ihr Leben umschloß. Eines Morgens, als ihr Vater sie in Folge der schlaflosen Nächte höher geröthet und reizender sah, erinnerte er sich, daß sie wohl heirathen könne und er nannte ihr drei Bewerber, die bereit waren, funfzehntausend Gulden aufzuweisen.

Der Mund Katharinens blieb halb geöffnet wie eine Blume; endlich aber sagte sie: „mein guter Vater, wenn der liebe Gott glaubt, daß ich funfzehntausend Gulden werth sei und es gefiel ihm, einen vierten Bewerber mit dieser Summe zu senden, so würde ich ihm für seine Güte sehr dankbar sein, denn die drei, deren Namen Ihr mir genannt habt, liebe ich nicht.“

Van der Maclin sah sie ganz verwundert und überrascht an wegen einer so langen Rede über einen solchen Punkt; er erwartete sie nicht von einem Mädchen, das nur in das Kloster gebracht worden war, um schweigen zu lernen. Auch antwortete er, indem er ein dickes Buch in schwarzledernen Einbände und kupfernem Schlosse zuschlug: —

„Lege Dich auf die rechte Seite, mein Kind, damit Du ruhige Träume findest. Die Liebhaber mit funfzehntausend Gulden sind selten, wenn die Summe in reinem Gold daliegt. Daß ich Dir drei nenne, ist ein Wunder; bedenke auch, daß zum Heirathen zwei Personen gehören.“

„Nun, Vater,“ antwortete das Mädchen mit klugen Lächeln, „der Statthalter führt keinen Krieg mehr und das Meer ist von allen schlechten Kriegern frei; kann es für mich nicht eben so günstig werden, wie für Euch?“

Es fehlte bei dieser Antwort nur der Name Andrew Maclise, um dem Vater zu beweisen, mit welchen Gedanken seine Tochter

im Stillen sich beschäftigte. Es fiel ihm der Brief des jungen Capitains wieder ein und er sagte: Du weißt mehr, als ich glaubte und Du sprichst wie ein Buch mit silbernem Schlosse. Aber sage mir, ohne Dich darum zu kümmern, ob das Meer sicher ist oder nicht, was mißfällt Dir an unserm braven Nachbar Paul Mayr?"

„Habt Ihr ihn, wie nach seinem Gelde, auch nach seinem Alter gefragt, Vater?"

— „Wer 20,000 Gulden Renten hat, die ehrlich verdient sind, kann nicht alt sein. Ich kenne unter denen, welche das Meer befahren, keinen, der eine so große Summe besitzt und zweifelte selbst, ob der Capitain Andrew MacIse sie erwerben kann, ehe er alt wird.“

„Und wenn er sie in der Jugend erwirbt?" fragte sie triumphirend, als habe die Liebe sie unter ihren Schutz genommen.

— „Nimm Deine Spizenklöppel, Katharine; wir wollen von der Heirath jetzt nicht weiter sprechen.“

Katharine sang zwischen ihren Perlenzähnen, während ihre scharfen Augen durch das Fenster schaueten; von diesem Fenster aus konnte man alle Schiffe sehen, die auf der Rhebe erschienen. Sie antwortete ihrem Vater nicht, warf einen Blick gen Himmel und flüsterte leise mit gefalteten Händen:

„Die Glocke!"

Ach! Ein junges Mädchen wagt sündige Wünsche ihrem Schöpfer vorzulegen? Herr, wie sehr wird der Verstand durch die Leidenschaft geblendet!

Während dieser Pause heftete der alte Vater, der alle Fäden an ihrer Arbeit reifen sah, ohne daß sie darauf achtete, einen unbeschreiblich besorgten Blick auf sie, wie ein Mann, der mit einemmalen seinen Herrn in dem schwachen Geschöpfe findet, dem er das Leben gegeben hat.

Diese Entdeckung kam ihm, dem holländischen Handelsmanne wie eine Erniedrigung vor, und er schauerte sodann vor dem, was er in den funkelnden Augen Katharinens las. Das Kindliche war aus diesem Kinde entwichen. Es war der Geist des Weibes unter so feiner Hülle, daß ein Cherubim sie hätte annehmen können, ohne fürchten zu müssen, sie zu materiell zu finden. Eine ernste Besorgniß mischte sich zum erstenmal in die bewundernde Betrachtung des auf seine Tochter so stolzen Vaters; eine ungewöhnlich bittere Thräne rollte aus seinen Augen und doch verrathet sie ihm nicht laut, daß seine unbeweglich dastehende Tochter zum Gebete nur noch das Wort des Verderbens hatte. — Die Glocke!

Andrew MacIse legte diesmal nicht, wie gewöhnlich, hinter der reichen Wohnung van der Maclins an, sondern er fuhr in der Nacht, wie bereits erwähnt, in den Canal, der an dem Hause des Juden Esau vorüberfloß. Bleich und leicht wie ein Schatten klopfte er an das matt erleuchtete Fenster, um sich ins Geheim über das auszusprechen, was er zu verkaufen hatte. Die grauen Augen des hageren und hochbetagten Juden funkelten von Hoffnung, als er erfuhr, daß er die so lang ersuchte Glocke erwerben sollte. Kaum schlug die Mitternachtstunde, als die Glocke

vorsichtig in das Haus des Juden gebracht wurde. Der junge Capitain erhielt die zehntausend Gulden. Die Liebe hatte ihn zum Diebe gemacht.

Ueber das menschliche Gend!

Die Nothwendigkeit, ein Verbrechen zu verbergen, führt oft zu noch schlimmern. So murrten die Mitschuldigen, welche für das Versprechen von tausend Gulden dem Capitain bei seiner That beigegeben hatten, mit einemmalen über diesen geringen Lohn, erhoben das Haupt gegen ihren Capitain und forderten entschlossen die Theilung des ganzen Raubes. Ihr Recht stützte sich nur auf einen halben, aber schrecklichen Grund, die Drohung des Verrathes.

Andrew bot vergebens seine ganze Klugheit auf; er vernahm in seinem Schrecken nichts als das Flüstern einer Stimme, auf die er leider schon zu sehr gehört hatte und diese Stimme sprach ihm die Antwort zu.

Er nahm mit einemmalen eine minder düstere und besonders minder stolze Miene an und willigte ein, brüderlich mit den Mitschuldigen zu theilen, deren bloßer Anblick ihn mit Abscheu erfüllte.

Die folgende Nacht war zur Theilung bestimmt. Die Mitschuldigen begaben sich alle vier vertraulich in das Zimmer des Capitains, wo sie Wein und andere Getränke in Menge fanden und genossen. Sie tranken und tranken, ohne daß der Durst gelöscht wurde — bis der Tod sie hinderte, noch mehr zu verlangen.

Andrew, der nun allein und kaltblütig unter diesen Leichen stand, steckte sie in Säcke, die durch Kugeln beschwert waren und ließ sie nach einander in den tiefen Canal gleiten. Das Wasser öffnete sich mit dumpfem Rauschen, dann schloß es sich wieder und alles war vorbei.

Nach einem augenblicklichen Schwanken des Gehirns, das ihn nöthigte, den Kopf mit beiden Händen zu halten, damit er nicht berste, zertrümmerte der Capitain die Lukenladen, um seinem Schiffe das Aussehen zu geben, als sei es beraubt worden. Als auch dies geschehen war, begab er sich still an das Land, um dem Magistrat anzuzeigen, daß seine Mannschaft, nachdem sie das Schiff geplündert, in der großen Barke entflohen sei.

Es wurde sogleich eine Nachforschung angestellt, die indes nichts aufklärte. Man schickte in alle benachbarte Häfen die Signalements der Angeklagten; man glaubte, sie wären alle vier in der Barke entflohen, die wirklich nicht zu finden war, denn sie war durch die Last der Glocke versenkt worden.

Van der Maclin saß vor der Thüre seines Hauses, rauchte und suchte in den Tabakswölkchen zu erkennen, von welcher Seite der Wind des Gehorsams wehe, den er von seiner blühenden Katharine erwartete. Er war übrigens fest entschlossen, einen der drei Schwiegeröhne mit funfzehntausend Gulden durch das Loos zu ziehen, um von seinen Handelsberechnungen die Sorge für die Verantwortlichkeit wegen eines Mädchens mit zu lebendigen Augen loszuwerden. Er schwankte als kluger Mann zwischen dem reichen Paul Mayr, der schon ziemlich bejahrt war, und dem

jungen Van Haker, der langbauernde Reifen liebte und dem fast adeligen Van Holten, der gewis einmal Bürgermeister wurde. Aber seine Tochter hatte bereits boshaft das Alter des Paul Mayr an den Fingern hergezählt und das Tabakwölken, das nach dem Hause des reichen Nachbars hingeblosen wurde, Lehrte in Folge eines tiefen Seufzers Van der Naclins zurück. Auf der andern Seite hatte sich Katharine, als sie mit ihrem Vater ging, ohne dessen Wink mit dem Einbogen zu beachten, durch welche er sein Besuch unterstützte, gewieget, den jungen Van Haker zu grüßen. Was den zukünftigen Bürgermeister betraf, der neuerlich eingeladen worden war, Thee mitzutrinken, den die schöne Holländerin bereitet hatte und servierte, so war sie in seiner Gegenwart auf eine durchaus nicht schmeichelhafte Weise zerstreut gewesen. Statt gerade vor ihn zu treten und ihm so den Thee zu präsentiren, war sie von der Seite an ihn gekommen. So war der Thee verschüttet und die Tasse zerbrochen worden und Katharine hatte die Gelegenheit erhalten, in ihr Zimmer zu entfliehen zur großen Bestürzung der beiden Holländer. Der kluge Glockengießer murmelte endlich zwischen den Zähnen: „der Teufel hole den Capitain Naclise!“

„Euer Diener!“ antwortete der Capitain Andrew Naclise selbst, indem er durch die Rauchwolke hindurch trat, die sie trennte.

— „Ich sprach allerdings von Euch,“ entgegnete der Holländer ruhig, „aber bei Gott! ich rief Euch nicht, denn ich bin Euer Feind nicht und Ihr seid auch mein Vetter nicht.“

„Ihr habt mir die Hoffnung gelassen, mehr zu werden, wenn ich zehntausend Gulden besäße, unterbrach ihn Andrew Naclise rasch; „ich bringe sie Euch.“

Van der Naclin war höchst bestürzt, ging mit dem verliebtesten Seemanne in das Haus hinein und heftete auf den jungen Capitain einen Blick, der eine Erklärung zu verlangen schien, auf welche Weise dieses Vermögen so schnell erworben worden sei. Die Erklärung wurde auch gegeben und der ehrliche Bürger glaubte wirklich, es sei die Belohnung der Erfindung, die er selbst bewundert hatte, ohne sie freilich belohnen zu wollen, doch fand er es gerecht und würdig, den Käufer seiner schönen Glocke als Schwiegersohn nun anzunehmen. Noch denselben Abend gab er die Hände zusammen. Die Vermählung fand bald darauf statt und die schönste Rose Hollands, die bei der Erfüllung ihrer Wünsche sich erst recht entfaltete, dankte Gott, daß er dieselben erhört habe und schloß den Mörder in ihre Arme, die nur vor Bonne besten.

Alles war nun Freude, Feste, Blumen und Musik; aber die geheime, die steigende Angst bemächtigte sich des Herzens Andrew Naclises.

Sobald er das Ziel seiner glühenden Wünsche erreicht hatte, fühlte er, daß es ihm viel koste und daß der Seelenfrieden nirgends für ihn wiederzufinden sei.

Nur Katharine, die freudestrahlende, von der Ehe beglückte, wie die Unschuld leichte, verstand nichts von Gewissensbissen.

Das doppelte Verbrechen Andrew Naclises machte ihr denselben nur noch theurer; sie war um so stolzer, weil er alles um ihr willen gethan hatte. Wenn ihre schönen warmen Hände ihn an ihr unerfülltes Herz drückten, fühlte sie, daß sie für ihn zu gleicher Zeit der Himmel und die Hölle sei und das war ihre höchste Seligkeit; ihr zarter Körper zitterte und bebte, aber nicht aus Furcht.

„Was liegt daran?“ sagte sie zu ihm, indem sie ihn umfaßte, „ich bin doch endlich Dein und Du, Du bist mein Andrew, ganz mein, so für immer erkaufst.“

„Immer! Was soll dieses Wort auf der Erde, wo die Stunde fliegt vor dem Menschen. Immer! Was soll dieses Wort, das Lippen erfassen, die starben?“

Vier Leichen, die in der Tiefe des Canales schliefen, gaben jeder Minute des Lebens Andrew's die Last der Kugeln, die jene auf ihrem Sandbette festhielten. Unruhig und besorgt, zum erstenmale in seinem Leben falsch in seinem Lächeln und dem Versprechen zurückzukommen, erhielt er einen Theil der Mitgift und beeilte sich, mit seinem lebenden Schatz wieder unter Segel zu gehen.

Nachdem der gute Bürger von Amsterdam von seiner einzigen Tochter, seiner glücklichen Tochter Abschied genommen hatte, die vor dem Herbst wiederkommen sollte, nachdem sie ihre neuen Verwandten begrüßt, trat er an ein Fenster, an dem er nachdenkend stehen blieb; er wußte nicht, warum er nichts sehe; er weinte; er hatte seine Pfeife vergessen und rauchte zwei Tage lang nicht. Später gestand er, er habe sich niederlegen müssen, so sehr habe ihn die Besorgniß gequält, seine Katharine nicht wieder zu sehen. (Beschluß folgt.)

Notiz.

(Musik bei der Bestattung der Ueberreste Napoleons.) Thiers hat sich viele Mühe gegeben, die Bestattung Napoleons in Frankreich so feierlich als möglich zu machen und war namentlich auch für die Musik bedacht. Auber soll einen heroischen Marsch componiren und man hat ihm fünf-hundert Musiker zur Disposition gestellt. An Rossini aber schrieb er: „mein lieber Rossini, ich weiß, daß Sie ein Stabat composirt haben, das vollkommen für die Ceremonie der Beisetzung der Ueberreste des Kaisers Napoleon passen würde. Sie werden sich, wie ich zu hoffen wage, nicht weigern, Ihren Namen den Huldigungen beizugesellen, die Frankreich diesem großen Gedächtnisse bringen will. Sie würden dadurch ein würdiges Zeugniß davon ablegen, daß Sie ein Land noch nicht vergessen haben, daß Sie stets bewundert und eben so sehr, als es Sie liebt, bedauert, Sie verloren zu haben. Durch die günstige Aufnahme meiner Bitte würden Sie mir ein kostbares Andenken an unsere frühere Freundschaft geben. Genehmigen Sie, mein lieber Rossini, den Ausdruck ausgezeichnete Hochachtung und meiner aufrichtigen Anhänglichkeit. A. Thiers.“

Bilder-Magazin

N^o 47. für die elegante Welt. 1840.

Das Rathhaus in Antwerpen.

Ein Blick auf die Abbildung wird eine längere Beschreibung des Rathhauses von Antwerpen unnöthig machen. Die Vorderseite ist ziemlich zweihundert Fuß lang, und ihr allgemeiner Anblick großartig und überraschend. Der mittlere Theil des Gebäudes ist mit Marmor bekleidet und mit Statuen verziert. Die toscanische, dorische, jonische und korinthische Ordnung sind jede mit Glück von dem Baukünstler angewendet worden, und das Gebäude gilt für das schönste seiner Art in Europa. Der Bau des antwerpner Rathhauses begann im Jahre 1560; aber kaum war das Werk vollendet, als es niederbrannte und durch das gegenwärtige Gebäude, welches aus den Ruinen emporstieg, ersetzt wurde. Im Jahre 1713 ließ der Stadtrath zweihundertundzwanzig Häuser, welche das Rathhaus umgaben, niederreißen, dessenungeachtet erscheint der Raum, wo es steht, immer noch zu beschränkt.

Die Glocke.

(Schluß.)

„Hier ist kein Platz für Dich!“ rief nach acht Tagen Marciuse Katharinen zu, als sie zum dritten Male oben auf der Treppe der Kajüte des Capitains erschien, um die Gefahr zu sehen und zu theilen, der er auf dem Verdecke ausgesetzt war. „Geh hinunter Frau!“ wiederholte er noch stärker, „oder Du wirst durch eine Woge hinweggeführt; eine jede droht uns zu verschlingen; schon haben wir zwei Mann verloren, die nicht mehr schwimmen. Geh hinunter, sage ich Dir!“ — „Ich fürchte mich nicht, außer wenn ich dich nicht mehr sehe, Andrew, ich will bei Dir bleiben.“ „Geh hinunter!“ wiederholte er im höchsten Unwillen und der Blick des Capitains war für Katharinen ein ganz neuer. Sie sah ihn vorwurfsvoll an und versuchte dann zu gehorchen, indem sie sich fest an dem Tauwerke anhielt. Sie hörte nun nur noch das Commando, aber undeutlich in dem Loben der Elemente.



(Ansicht der Vorderseite des Rathhauses von Antwerpen.)

Der Sturm hatte den äußersten Grad der Heftigkeit erreicht; die Sonne mußte untergegangen sein, aber man hatte sie den ganzen Tag über nur wie einen bleichen Mond gesehen. Brüllende Wogen jagten einander und das entmastete Schiff ächzte und warf sich umher wie ein Sterbender; der Wind heulte und pfliff, indem er in die Ritzen des Schiffes einbrang. Seit drei Tagen kämpften sie so mit dem Sturme, kamen aber nicht mehr vorwärts, sondern mühten sich vergeblich ab unweit von dem stummen rächenden Felsen, dem sie hatten entgehen wollen und dessen Nähe ihnen nichts mehr verrieth, denn seine warnende Stimme war an den Juden verkauft. Katharina, das sinnreiche Mädchen, das liebende Weib stand da, gerichtet, vor dem gähnenden Rachen des Ungeheuers, dem sie gleichsam die Zunge ausgerissen hatte.

Die Straße von Lay hielt sie zwischen Dundee und dem andern Lande. Der Felsen zeigte sich in der Mitte der kochenden ungeheuren Wogen, während der Capitain unbeweglich das dunkle Grab anstierte, das die beiden Unschuldigen verschlungen hatte und laut brüllend nach den Schuldigen verlangte. Das Gemüth Maclise's war umbüffert; das Meer sprach ihm den Urtheilspruch und er wußte, daß er dem Schiffbruche nicht entgehe. Sonst fürchtete er den Tod nicht, aber jetzt..!

Katharine erschien von neuem, indem sie heraufkletterte zu Andrew, um sich an ihn anzuklammern.

„Ich kann nicht bleiben ohne Dich!“ sagte sie. „Wie es bald überstanden sein?“

„Ja, antwortete Maclise kurz und düster; „wir alle werden es bald überstanden haben.“

Katharine sank auf ihre Knie, aber vor Andrew Maclise, den sie höher anbetete als Gott.

„Du sagtest, der Sturm würde diesen Abend vorüber gehen, Andrew.“

„Ich habe Dir eine Unwahrheit gesagt.“

— „Nun, wann wird er aufhören, mein theurer Freund?“

„Bald, und mit ihm werden wir aufhören zu sein, Katharina. Der Tod ist uns beiden nahe und nach ihm die Verdammniß, denn um Deinetwillen habe ich meine Seligkeit verloren.“

— „Ach sage das nicht, mein Ueber Mann.“

„Verbirg Dich oder ich verfluche Dich.“

Katharina antwortete nicht. Sie stürzte nieder, mit dem Gesicht auf das Verdeck und gab sich ganz ihrem Angstgeföhle hin. Während sie dalag, Andrew das Ruder hielt, ließ der Sturm nach; das Schiff hörte auf, nach allen Richtungen hin zu taumeln; die Matrosen sammelten sich wieder und es zeigte sich der ermatteten Mannschaft eine Möglichkeit der Rettung.

Der Capitain schwieg und betrachtete aufmerksam das Ruder; der Wind drehte sich plötzlich zu ihren Gunsten um und die Hoffnung erstand in jedem Herzen wieder. Schon öffnete sich die Straße von Lay vor ihnen und Andrew Maclise athmete freier wieder auf. Er übergab das Steuer den Lotsen und bückte sich über Katharina, die sich nicht geröhrt hatte und von ihren langen feuchten Haar verhüllt noch immer dalag. Er richtete sie auf, sprach ihr Muth zu und erinnerte sie an seine Liebe, die zurückgekehrt war, wie auf das Meer die Ruhe, aber

Bilder-Magazin

N^o 48.

für die elegante Welt.

1840.

Der letzte Abbé.

(Fortsetzung.)

Besonders gern war der Abbé in dem Hause des königlichen Architekten gesehen. Er wußte die beiden kleinen Mädchen desselben einen ganzen Abend dadurch ruhig zu erhalten, daß er ihnen Kartenskizzen vormalte. Mad. Moreau ersuchte ihn deshalb, er möge doch öfterer kommen und der Abbé fand sich aus großer Gefälligkeit jeden Abend ein, nahm die Kinder auf seine Knie und erzählte ihnen schöne Märchen, die sie zwar schon auswendig wußten, denen er aber doch immer neuen Reiz zu geben verstand.

Die Freundschaft, die man für unsern Abbé empfand, hatte alle Tage zugenommen und er war mit seinem Schicksale sehr zufrieden; aber der Monat März ging zu Ende und Cordier, der kein Geld hatte, sah sich der Gefahr ausgesetzt, ohne Wohnung zu sein.

Eines Abends nahm Mad. Moreau ein Taschenbuch zur Hand, in welches sie die Adressen ihrer Bekannten zu schreiben pflegte und fragte lächelnd, woher es käme, daß sie noch nicht wisse, wo ihr Freund Cordier wohne.

„Madame,“ antwortete der Abbé, „Sie fragen zu gelegener Zeit darnach, denn in drei Tagen würde es zu spät und mir unmöglich gewesen sein, Ihnen Antwort zu geben.“

— „Sie ziehen aus?“ fragte Madame Moreau; „ich besklage Sie, denn es ist dies sehr langweilig.“

„D das Ausziehen ist das Wenigste,“ antwortete Cordier, „auch ist es nicht schwer eine andere Wohnung zu finden, aber sehr schwer ist es, die Miethe vorauszubehalten, besonders wenn man kein Geld hat.“

Mad. Moreau stand auf, ohne etwas zu sagen und nahm ihren Mann bei Seite. Nach einem Augenblicke kam sie zurück und sagte, während sie an einer Stickerei arbeitete:

„Herr Abbé, wir haben da oben ein leeres Zimmer, das Niemand benutzt; wenn Sie bei uns wohnen wollen, so bietet Ihnen mein Mann dieses Zimmerchen an.“

— „Ich nehme es herzlich gern an, ohne mich lange bitten zu lassen,“ antwortete Cordier.

„Von morgen an soll alles bereit sein und Sie können dann kommen, wann es Ihnen beliebt.“

Da Mad. Moreau sah, daß der Abbé aus Dankgefühl nicht zu sprechen vermochte, reichte sie ihm die Hand über dem Stic-

rahmen hin und sagte, während er diese Hand ehrerbietig küßte: „Die Kinder werden sehr erfreut sein, ihren Freund im Hause zu haben.“

Am andern Tage zog Cordier mit einem kleinen Packete ein, das kaum drei Pfund wog. Man führte ihn in das vierte Stockwerk in ein sehr nettes Zimmer und sein Aus- und Eingehen war so beendigt.

2.

Die Leute im vorigen Jahrhunderte, die in dem Buche des Glückes nicht wohl angeschrieben standen, hatten wenigstens in sich selbst eine Stütze, nämlich den Mangel an Ehrgeiz. Niemals wäre es damals einem kleinen Abbé eingefallen, ein wichtiger Mann werden zu wollen oder die schönen Jahre seiner Jugend durch die traurige Leidenschaft des Neides sich verderben zu lassen. Als Cordier früh die Augen aufschlug und sich in einem schönen Bette fand, in einem Zimmer mit vier Strohfleuten und einer Commode von Nußbaumholze, hielt er sich fast für den Kaiser des Morgenlandes. Noch anders wurde es, als ihm der Bediente Moreaus Chocolate nebst einem Brotchen brachte und ihm ein Paar Pantoffeln gab, während man seine Schuhe wuschte; da war es ihm, als würde er von Geistern in einem Zauberpalaße bedient. Er dankte seinem Schöpfer und kleidete sich vergnügt an.

Diesen ganzen Tag über fühlte sich der Abbé viel leichter als gewöhnlich. Ehe er ausging, trat er in das Wohnzimmer, in welchem sich Herr und Madame Moreau mit ihren beiden kleinen Töchtern befanden. Madame Moreau ließ eines der Kinder auf ihrem Schooß hüpfen und sang dazu das allbekannte französische Kinderlied:

Es war einmal, es war einmal
Ein armes Kind;
Das hatte nur, das hatte nur
Ein einzig Hemd,
Und noch dazu und noch dazu
War's eben in der Wäsche.

Dem Abbé Cordier stieg das Blut in das Gesicht, als er diese Worte hörte. Er öffnete seine Dose und klappte sie wieder zu, ohne eine Priese zu nehmen; dann stand er auf, ging verlegen in dem Zimmer umher und zog den Herrn Moreau endlich bei Seite.

„Lieber Herr Moreau,“ sagte er zögernd, „ich glaube, Ma-

dame Moreau, welche die Herzengüte selbst ist, hat Lust über einen Mann zu spotten, der ihr ganz ergeben ist. Es ist freilich ein sehr unschuldiger Scherz. .“

— „Ich verstehe Sie nicht, lieber Freund,“ antwortete der königliche Architect.

„Ich meine,“ fuhr der Abbé fort, „weil ich wirklich nur ein Hemd habe und dies eben auch in der Wäsche ist, wie das Liedchen sagt.“

„Glauben Sie mir,“ antwortete Moreau, „daß meine Frau etwas Arges dabei nicht dachte und nicht weiß, ob es Ihnen an Hemden fehlt. Sie sind bis dicht an den Hals zugeknöpft und ich finde Sie sehr anständig gekleidet. Indes will ich meiner Frau sagen, daß sie ein andres Mal mehr auf das achte, was sie singt.“

Der Abbé drückte dem Herrn Moreau die Hand und begab sich zu dem Director der Oper. Er fand ihn im Gespräch mit Mlle. Doligny, die eine Benefizvorstellung verlangte. Diese junge Künstlerin war beim Publicum sehr beliebt, hatte aber von dem Reibe ihrer Genossen viel zu leiden, wie es Personen von Talent häufig ergeht. Zu ihrem Benefiz sollte sie nach dem Wunsche ihrer Freunde das Schäferspiel „Cydymion“ von Fontenelle wählen. Berton machte Schwierigkeiten, doch gab er auf die Verwendung Gordiers nach, der für Mlle. Doligny bat. Ohne sehr hübsch zu sein, hatte diese Schauspielerin ein interessantes Gesicht, eine zu Herzen gehende Stimme und etwas in ihrem Benehmen, das sogleich für sie einnahm. Sie dankte Gordier, daß er sich für sie verwendet habe und war so anmuthig, daß der Abbé ganz roth wurde. Mlle. Doligny hatte hinter den Coulissen ihn rühmen hören und da sie eine Stütze unter ihren Feinden brauchte, so sprach sie den Wunsch aus, er möge doch zu den Proben kommen. Sie lud ihn selbst ein, am Tage ihrer Benefizvorstellung sich in ihrer Loge einzufinden, um ihr bei ihrer Toilette behilflich zu sein. Gordier versprach alles.

Die Schauspielerin hatte sich zu ihrer Rolle als Phöbe einen Halbmond mit Steinen bestellt. Man brachte dieses nothwendige Stück erst eine Stunde vor Anfang des Spieles und es fand sich, daß der goldene Reif zu groß für sie war. Ohne Halbmond konnte sie indes nicht auftreten. Sie jammerte in Verzweiflung und ihre neidischen Kunstgenossinnen jubelten bereits; Gordier nur verlor den Kopf nicht. Er war in der Kunst des Schlossers nicht ungeschickt, nahm eine Feile, einen Hammer und ging an die Arbeit. In weniger als einer Viertelstunde hatte er den goldenen Reifen in Ordnung gebracht und setzte ihn der Künstlerin selbst geschmackvoll auf.

Mlle. Doligny trocknete ihre Thränen, betrachtete sich in ihrem Spiegel, überzeugte sich, daß ihr nichts fehlte und wendete sich endlich an unsern Abbé. Sie strahlte von Jugendfrische.

„Küssen Sie mich für Ihre Mühe,“ sagte sie zu ihm, „ehe ich das Roth auflege; es wird mir Glück bringen.“

Gordier küßte die schöne Phöbe auf beide Wangen und das Liebesgift drang zum erstenmale in sein Herz ein. Man klopfte dreimal; der Abbé begab sich an seinen Platz im Orchester mit einem drückenden Gefühle in der Brust.

Mlle. Doligny erwarb einen wahren Triumph. Das Parterre applaudirte in Begeisterung. Ein Hagel von Blumen begleitete den Fall des Vorhanges. Unser Abbé eilte sogleich nach der Loge der Künstlerin, fand dieselbe aber von einer Menge von Freunden und großen Herren umringt, die ihr ihre Glückwünsche darbrachten. Kaum konnte er, indem er sich auf die Fußspitzen stellte, die Königin des Abends erblicken, die auf einem Sopha ruhte. Er entfernte sich mit schwerem Herzen, als ihn ein Kammermädchen am Arme faßte und ihm folgendes Billet in die Hand schob:

„Mein lieber Abbé, Ihr Kuß hat mir Glück gebracht, wie ich erwartete. Kommen Sie morgen um zehn Uhr zum Frühstück zu mir. Die Narren und Schmeichler werden erst Mittag sich einsinden.“

Julie Doligny.“

„Großer Gott!“ rief Gordier aus, „sie schenkt mir zwei Stunden! Was soll ich ihr sagen? Wie ihr meine Liebe verbergen!“ Furcht und Hoffnung schwankten wie Ebbe und Fluth in seinem Herzen. Als er in sein Zimmerchen trat, fiel ihm sein Unmuth von neuem schwer aufs Herz.

„Run,“ sagte er zu sich, „ich will mich dem Feuer ihrer Augen nicht aussetzen. Ich denke nicht mehr an sie.“ Und er fing an zu singen:

„Es war einmal, es war einmal

Ein armes Kind u. s. w.

Das Briefchen legte er in seine Commode. O Wunder! Da lagen sechs neue Hemden! Der arme Abbé wagte kaum, die feine Leinwand anzurühren, weil er fürchtete, es könnte ein Trugbild seiner Phantasie sein.

„Ach, Madame Moreau,“ sagte er, „Sie sind eine zweite Borsehung!“

Er legte sich ganz vergnügt nieder, ob er gleich ein kleines Loch an dem Einbogen seines Rockes bemerkte und träumte, er sei in dem Paradiese der Orientalen.

(Fortsetzung folgt.)

M I O N J O .

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

1.

„Jesus! Heiland der Welt! erbarme dich unser!“ rief die alte Catalina, indem sie mit doppeltem Eifer die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ; „diesmal hat gewiß der Blitz das Haus getroffen.“

— „Wohl möglich, sehr möglich,“ antwortete ruhig ein junger Mann, der an dem Fenster stand und dasselbe bisweilen halb öffnete, um hinaus zu sehen. „Ihr müßt aber nicht so laut schreien, Catalina; Se. Ehrwürden glauben sonst, die Mauern der Küche sind über Euerm Haupte zusammen gestürzt oder das Feuer des Himmels hat die Olla umgeworfen.“

„Nein, Gott sei gelobt!“ sagte die Dienerin, indem sie

ängstlich um sich sah; „wir leben noch und alles befindet sich hier an Ort und Stelle; nur hat der Regen, der durch den Schornstein fällt, das Feuer ausgelöscht. Man ist sicher unter diesen alten Mauern, gelobt sei dem, der sie so fest baute!“

— „Ja, im Trocknen wenigstens ist man in diesem lachenden Aufenthalte,“ antwortete der junge Mann in ironischem Tone; „es wäre nicht gut in solchem Wetter ihn zu verlassen. Wahrhaftig zum erstenmale bin ich gern hier.“

„Schweigt, Herr Alonzo, schweigt,“ unterbrach ihn die Magd; „wenn Se. Ehrwürden Euch hörte!“

Der junge Mann sah nach der Thüre zu und flüsterte unter einem Seufzer der Langeweile und Ungebuld: „mein Onkel wird heute mit seinem Brevier nicht fertig; werden wir wohl heute Abend essen?“

„Alles ist bereit, die Nla gekocht und der Wein steht seit einer Stunde in Eis,“ sagte Catalina, indem sie den Rosenkranz hinlegte, um das Feuer anzufachen, das langsam in einem Kamine brannte, das so groß war wie eins in der Küche ehrwürdiger Mönche. Als sie den jungen Mann nach der Thüre zu gehen sah, setzte sie, ihm nacheilend, hinzu: „Verlaßt mich nicht, Herr Alonzo; ich verginge vor Angst, wenn ich in solchem Wetter allein hier bleiben sollte. Se. Ehrwürden können ja den Augenblick herunterkommen; ich werde den Tisch decken. Bei Unserer Lieben Frau von Saragossa bitte ich Euch, kommt mit mir in den Saal.“

— „In das Refectorium, wie mein Oheim sagt; ich habe da schon viele Karthäuser-Mahlzeiten gehalten,“ murmelte der junge Mann.

Sie traten mit einander in einen weiten Saal, der von der Küche durch eine schmale Vorhalle getrennt war, an deren Ende sich die breite verriegelte und mit drei Schlössern verschlossene Hauptthür befand. Die Lampe, welche Catalina auf den Tisch gesetzt hatte, warf ein mattes flackerndes Licht auf die grobemalten Wände, an denen phantastische Krieger und Heiligengestalten im Schatten sich zu bewegen schienen; die hoch oben befindlichen Fenster waren fest verschlossen, indeß leuchteten bisweilen die Blitze durch die Spalten der wurmfressigen Läden und verbreiteten dann in dem Saale einen plötzlichen blendenden Schein.

Der junge Mann setzte sich vor einem großen Lederstuhle mit Wappentlehne nieder, den Catalina an das obere Ende des Tisches schob; da stützte er den Ellbogen auf und fing an ein Jagdlied zu pfeifen. Das Licht der Lampe fiel voll auf sein Gesicht und zeichnete scharf sein reines, stolzes Profil, das dem eines antiken Kopfes glich. Seine fast weiblich zarten Züge, sein durchscheinend weißer Teint schienen große Jugend zu verrathen und er würde für einen knabenhaften Jüngling haben gelten können, hätte nicht ein dichter schwarzer Bart seinem Gesicht einen gewissen männlichen Charakter gegeben. Er hatte die sichere Haltung und die stolze Miene eines Edelmannes; jedoch verrieth seine Kleidung keineswegs Reichthum; er trug, wie die armen Studenten in Salamanca, eine Art Soutane von schwarzem Rasch

und sein weißer, wohl gestärkter Halskragen war bloß durch einen Bindfaden befestigt.

„Bei der Liebe Unserer Lieben Frau,“ sagte mit einemmale Catalina, die nicht aufgehört hatte, ihre Paternoster zu beten, „hört auf mit diesen gottlosen Liedern, Don Alonzo! Es schicke sich eher ein Gebet zu beten als so zu pfeifen.“

„Allerdings,“ antwortete er, in dem er plötzlich eine ernste Haltung und eine andächtigee Gesicht annahm; „Ihr habt Recht, Catalina, denn da kommt mein Oheim.“

Die Thüre öffnete sich wirklich und es trat ein Greis in der Kutte und dem schwarzen Mantel gleich den weltlichen Domherrn der Cathedral von Segovia, langsam herein.

„Ave Maria!“ sagte er mit einer leichten Kopfbewegung.

— „Ave Maria purissima,“ antwortete der junge Mann mit einer Begrüßung, die fast einer Kniebeugung glich.

Der Greis sprach darauf ein langes Tischgebet, dann winkte er Alonzo Platz zu nehmen und beide setzten sich schweigend an den Tisch.

„Ew. Ehrwürden sind heute länger beim Gebet geblieben als gewöhnlich,“ sagte der junge Mann.

— „Ich betete für die armen Reisenden,“ antwortete der Canonicus; „möge unser Herr sich derer erbarmen, welche das Unwetter in den Schlünden der Sierra überrascht!“

Als er diese Worte sprach, erbehte das Haus unter einem entsetzlichen Donnerchlage; alles Holzwerk in demselben knarrte und das Licht flackerte. Fast in demselben Augenblicke hörte man draußen den Schall von Pferdehufen und dann eiliges Klopfen an der Thüre.

„Heilige Jungfrau! es will Jemand herein!“ rief Catalina.

— „Deffnet im Namen Gottes!“ rief eine männliche Stimme, die man in dem Unwetter kaum hörte.

Der Canonicus hielt mit einem Winke Alonzo zurück, der aufgestanden war, um das Fenster zu öffnen; er schien unentschlossen zu sein.

„Es sind vielleicht Banditen, oder Spitzbuben,“ murmelte Catalina.

— „In jedem Falle werden sie hier nicht viel zu rauben finden,“ bemerkte der Canonicus kalt.

„Deffnet, guten Leute, im Namen des Erlösers!“ wiederholte draußen dieselbe Stimme, lauter und vernehmlicher; „es sind zwei Frauen hier, die vor Angst und Mattigkeit fast umkommen.“

— „Was befehlen Ew. Ehrwürden?“ fragte Don Alonzo.

„Deffne,“ antwortete der Canonicus.

Einige Augenblicke nachher erschien Alonzo wieder mit einem Herrn und zwei Damen. Der Herr legte die Hand an seinen Hut und entblöste ein graues Haupt mit Narben, die er ohne Zweifel auf dem Schlachtfelde erhalten hatte. Ein Blick auf den Canonicus reichte hin, ihm zu sagen, daß er sich bei einem Würdenträger der Kirche befinde und er sagte, indem er sich verneigte:

„Gott vergelte Ew. Ehrwürden, was Ihr uns thut. Ich

Komnie von Madrid her mit diesen Damen, meinen Verwandten und das Gewitter überraschte uns, als wir von dem Guabarrama herabritten. Wir verirrtet uns auf den Wegen, über welche das Wasser reißend strömt und wir empfahlen uns Gottes Barmherzigkeit, als wir dieses einzelne Haus erblickten."

— „Seid willkommen, Herr," antwortete der Canonicus; „Ihr befindet Euch bei einem armen Geistlichen, der sich eine Freude daraus macht, Euch gastlich aufzunehmen. Nehmt das wenige, das ich Euch bieten kann, so freundlich auf, wie ich es Euch gebe."

„Gelobt sei Gott und Ew. Ehrwürden!" sagte der Fremde. „Wollet Ihr wohl befehlen, daß für unsere Pferde gesorgt werde? Die armen Thiere sind draußen geblieben."

— „Monzo," sprach der Canonicus, indem er sich mit einem stolzen und traurigen Lächeln an seinen Neffen wandte, „das kommt Dir zu, da kein Diener da ist; geh, Neffe."

Der Fremde warf einen Blick auf den jungen Mann, der hinausging, ohne zu antworten und sagte mit Verwunderung:

„Ew. Ehrwürden bewohnen dies Haus allein?"

— „Ja, Herr, ich bin allein hier mit meinem Neffen und einer alten Dienerin," antwortete der Canonicus; „aber ob wir gleich in einer unruhigen Zeit leben, so ist doch dieses arme Haus nie überfallen worden und Ihr werdet in Sicherheit da ruhen."

Die beiden Damen waren in der Nähe der Thüre stehen geblieben; schwarze Mäntel bedeckten sie vom Kopfe bis zum Fuße und eine Kapuze verhüllte ihr Gesicht; kaum sah man ihre Augen unter den dunkeln Falten dieses Kopfschuzes blitzen, welcher jener der Franziscaner-Beguinen ziemlich ähnlich war.

„Catalina," sagte jetzt der Canonicus, nachdem er die Damen ernst begrüßt hatte, „sorge für diese Frauen und lieb ihnen, was wir haben."

— „Ew. Ehrwürden können ruhig sein," antwortete die alte Dienerin; „zuerst will ich sie in die Küche führen und ein gutes Feuer anzünden, damit sie sich trocknen können."

„In die Küche!" wiederholte der Herr.

— „Ja, in die Küche," fiel eine der Damen lebhaft ein; „ich werde mich da ganz wohl befinden, verlaßt Euch darauf; ich bedarf der Ruhe so sehr, daß mir der Ort, wo ich mich niederseße, ganz gleichgültig ist. Dankt noch tausendmal dem ehrwürdigen Herrn für die Aufnahme, die er uns gewährt, Don Juan."

Nach diesen Worten, die mit einer jugendlichen, silberreinen Stimme gesprochen wurden, grüßte die Dame leicht und entfernte sich, gestützt auf den Arm ihrer Begleiterin. Der Fremde warf nun seinen vom Regen ganz durchnässten Mantel ab und setzte sich dem Canonicus gegenüber nieder. Es war ein Mann von etwa funfzig Jahren, hager, kräftig und hochgewachsen; ein großer Ueberrock, der für seinen Körper offenbar zu kurz und eng war, ließ ein Hemd von seiner Leinwand sehen, unter dessen Falten sich die Ringe einer massiven goldenen Kette zeigten. Der

Canonicus musterte schnellen Blickes diese nicht zusammenpassenden Gegenstände und zog einige Folgerungen daraus; aber seine Züge verriethen keinen Argwohn. Nach dem Gebräuchen der alten Gastlichkeit machte er sich die strengste Discretion zur Pflicht gegen den Unbekannten, dem er sein Haus geöffnet hatte und wartete, ohne Neugierde oder Mißtrauen zu verrathen, daß sein Gast das Gespräch beginne.

Der Fremde strich den grauen Schnurbart und sagte, indem er tief aufathmete, wie Jemand, der sich von einer erdrückenden Angst befreit sieht:

„Wahrhaftig, es war Zeit, daß wir ein Obdach fanden! Die Damen konnten ihre Pferde nicht länger regieren, die vor dem Blitzen und dem Donner sich jeden Augenblick bäumten. Ich hätte sie vor meinen Augen verunglücken sehen müssen."

Er hielt inne, wie erschreckt von diesem Gedanken; dann fuhr er ruhiger fort: „ich bitte Ew. Ehrwürden um Verzeihung wegen der Störung, die unsere Anwesenheit in Euerm Hause bewirken wird."

— „Ich erfülle dabei nur eine der Pflichten meines Standes," antwortete der Canonicus; „die christliche Liebe würde mir gebieten, auch einen Bettler aufzunehmen, einen Ausfägigen, wenn er in solchem Unwetter an meiner Thüre erschiene; bedenkt ob ich weniger für Euch thun kann; ich bedauere nur, daß ich Euch nicht mehr nach Euerm Range behandeln kann."

Der Fremde sah den Canonicus an, als wollte er in die innersten Gedanken desselben eindringen und sagte dann mit erschütterter Gleichgültigkeit: „Ew. Ehrwürden haben nicht immer in dieser Einsamkeit gelebt; vielleicht glaubt Ihr, mich schon irgendwo gesehen zu haben?"

— „Ich habe Euer Züge noch nie gesehen, weder in der Nähe noch in der Ferne," antwortete der Canonicus; „die Welt aber habe ich wohl gesehen; mein Name ist in derselben nicht unbekannt, denn ich heiße Don Antonio de Parves y Gusman."

„Ihr seid ein Gusman! Bei einem Gusman werden wir diese Nacht schlafen?" rief der Cavalier mit freudiger Bewegung; „gelobt sei Gott, denn seine Hand hat uns hierher geführt!"

Während er diese Worte sprach, blickte er um sich, als wunderte er sich über den Contrast, den ein so großer Name mit der anscheinenden Armuth dessen bildete, der ihn trug,

„Der Zweig, dem wir angehören, ist, wie Ihr sehen könnet, sehr verarmt und herabgekommen," sagte der Canonicus mit bitterem Stolge; „die Confiscationen haben uns nichts übrig gelassen; uns ist nichts geblieben als das Leben und der Name Gusman. Der Wille Gottes geschehe! Vielleicht ist indes der Augenblick gekommen, daß wir Gerechtigkeit fordern und erlangen können; ich werde mich selbst vor den Füßen des Königs Alphons niederwerfen und er wird einen alten Diener seines Vaters freundlich aufnehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 49. für die elegante Welt. 1840.

Die Insel Corfu.

Corfu war den alten Griechen unter dem Namen Corcyra bekannt und stand gleich den andern ionischen Inseln unter ihrer Herrschaft: die Geschichte Corfu's ist in der That die aller dieser Inseln. Ihre Bewohner waren bei den zahlreichen Kriegen und Dynastie-Wechselln betheiligt, welche die Laufbahn der Griechen bezeichneten. Zu einer Zeit scheint Corcyra eine Republik gewesen zu sein und tapfer für seine Unabhängigkeit gekämpft zu haben. Während des peloponnesischen Krieges verbanden sich die Corcyräer mit den Athenern gegen die Spartaner.

Nachdem sie unter dem Joch des Königs von Epirus standen, theilten die ionischen Inseln das Schicksal der übrigen Mächte des Mittelmeers, indem sie dem römischen Reiche einverleibt wurden; während der römischen Herrschaft wurden ihre Bewohner zum Christenthum bekehrt.

Im Jahr 1386 bewarben sich ihre Bewohner um den Schutz des damals in voller Blüthe stehenden Freistaates Venedig, und die Venetianer bewilligten ihnen denselben.

Die Regierung der Venetianer scheint auf den Inseln sehr populär gewesen zu sein, und bis 1537 ereignete sich nichts, was dieselbe gestört hätte. In diesem Jahre wurde Corfu von den Türken unter Barbarosa vergebens belagert. Die Inseln blieben hierauf ziemlich unbelästigt bis 1716, wo die Türken unter Achmet dem Dritten beschloßen, Corfu und die dazu gehörigen Inseln mit 80,000 Mann zu belagern. Die Venetianer und Corfioten rüsteten sich zur kräftigen Gegenwehr. Der Seraskier versuchte, die Citadelle in einem nächtlichen Angriff zu stürmen, aber der venetianische General machte mit 2000 entschlossenen Leuten einen Gegenangriff, fiel den Türken in den Rücken und schlug sie mit einem Verluste von 4000 Mann, die sie todt in den Laufgräben liegen sahen, zurück. Nach verschiedenen andern



(Anblick der Insel Corfu, aus der Ferne gesehen.)

erfolglosen Versuchen hoben die Türken die Belagerung auf, bei welcher sie 15,000 Mann, 56 Stück großes Geschütz und ihre sämtlichen Zufuhrschiffe nebst Vorräthen und Gepäck verloren.

Die Inseln erfreuten sich hierauf wieder ungefähr achtzig Jahre hindurch einer ziemlichen Ruhe, als sie den Venetianern, nachdem sie vier Jahrhunderte hindurch unter ihrer Botmäßigkeit gestanden, in den Stürmen der französischen Revolution entrissen wurden. Die französischen Truppen nahmen im Jahr 1797 von Corfu Besitz; aber 1798 segelte die vereinte türkische und russische Flotte von Constantinopel ab, um die Franzosen aus dem adriatischen Meere zu vertreiben, und nachdem sie Cerigo, Zante, Cephalonia und Santa Maura eingenommen, eroberte sie am ersten März 1799 auch Corfu. Hierauf wurde zur Regierung der Inseln eine Constitution organisirt, welche sie unter den vereinten Schutz Rußlands und der Türkei stellte. Es wurde bestimmt, daß Corfu, Zante, Cephalonia, Santa Maura, Ithaca, Paxo, Cerio und sämtliche kleinere, der Westküste der Türkei und Griechenland gegenüberliegende Inseln einen Freistaat unter dem Namen der Republik der Sieben Vereinigten Inseln bilden und sich des gemeinschaftlichen Schutzes Rußlands und der Türkei erfreuen sollten.

Bald darauf fielen durch Bonaparte's Ränke die sieben ionischen Inseln der türkischen Herrschaft allein zu. Als der Krieg zwischen den Russen ausbrach, hielt es der ehrgeizige Ali Pascha für einen günstigen Zeitpunkt, sich der ionischen Inseln zu bemächtigen; allein General Berthier langte mit einer

Streitmacht von 17,000 Mann bei denselben an und nahm sie in Besitz, und sie blieben hierauf bis 1814 unter französischer Botmäßigkeit.

Als im Jahr 1815 die Angelegenheiten Europas geordnet wurden, erklärten die Großmächte die ionischen Inseln für eine freie und unabhängige Republik unter englischem Schutz. Im Jahr 1817 erhielten die Inseln eine Constitution, in welcher die Art und Weise bestimmt war, wie sie regiert werden sollten.

Bei weitem das wichtigste Erzeugniß dieser Inseln, und das, worauf die Aufmerksamkeit und Sorgfalt ganz vorzüglich gerichtet ist, sind die Korinthen, dieselben, welche wir in getrockneter Gestalt erhalten: gegen zwanzig Millionen Pfund, deren Werth sich in Geld auf auf 1,200,000 Thaler beläuft, werden jährlich ausgeführt.

Die Wichtigkeit dieser Inseln für England ist vorzüglich in ihrer geographischen Lage begründet, welche sie zur Beschützung dess englischen Handels besonders geschickt macht.

M I O N I O.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

„Die Nachricht von diesem großen Unglück ist noch nicht bis hierher gedrungen; aber ist es auch gewiß?“

— „Nur zu gewiß; ich sah selbst den König verschwinden,“ antwortete der Fremde, indem er sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte; „ich sah ihn sterben; man hatte ihn vergiftet.“

„Und der Urheber dieses entsetzlichen Verbrechens?“ fragte der Canonicus.

— „Ist Don Henrique. Wie Cain ermordete er seinen Bruder.“

Es folgte eine Pause. Der Fremde schien einen Augenblick von dem Schmerze und dem Gefühl des Unwillens beherrscht zu werden; dann fuhr er in unsicherem Tone fort:

„Der König war auf dem Wege nach Toledo; er hatte bei sich seinen Oberstallmeister und einige andere Herren. Mit einemale erblaute er, wankte und man konnte es kaum verhindern, daß er vom Pferde stürzte. Der Oberstallmeister und einige Andere nahmen ihn auf die Arme und trugen ihn an den Rand der Straße. Er war schon steif und kalt und als seine Diener weinten und sich um ihn drängten, ohne das schnelle Erkranke zu begreifen, sagte er, indem er die Hand auf die Brust legte, um etwas zu suchen, das er da verborgen: „Ach, der Strauß! der Strauß!“ Einen Augenblick nachher starb er. Man fand in den Falten des seidnen Hemdes einige bereits verwelkte Blumen. Eine Art Bettlerin hatte sie ihm gereicht, als er Madrid verließ und dafür eine bedeutende Gabe erhalten. Diese Blumen waren vergiftet und der Duft, den der König eingeathmet, war tödtlich.“

„So vergiftete früher Johanna von Arragonien den Fürsten von Viana,“ sagte der Canonicus, der die Erzählung mit düsterer Aufmerksamkeit anhörete.

— „Als der König gestorben war,“ fuhr der Fremde fort, „bedeckte man seinen Leichnam mit einem Mantel und die Herren blieben bei ihm bis zum Abende, indem sie auf die Geistlichen warteten. Aber wer weiß, ob Alphons XII. auch nur ein Grab finden wird. Auf die Nachricht von seinem Tode, die sich noch denselben Abend in Toledo verbreitete, standen die Anhänger Henriques auf, andere Städte folgten ihrem Beispiele und jenseits dem Guaderrama ist das ganze Land in Waffen.“

„Und was werden nun,“ fragte der Canonicus indem er aufstand, „die treuen Castilianer thun, welche Alphons XII. nach der Absetzung Don Henriques zum Könige ausgerufen hatten?“

„Sie werden die Infantin, seine Schwester, als Souverainin anerkennen und dieselbe als Königin von Castilien und Leon krönen lassen,“ antwortete der Fremde. „Aber die Prinzessin ist in Gefahr, in die Hände Don Henrique's zu fallen; sie muß Segovia zu erreichen suchen.“

„Segovia! Wißt Ihr nicht, daß die Truppen Don Henrique's den Keazar besetzt halten?“

„Hat Don Velaz de Vira den Platz übergeben?“ rief der Fremde in größter Bestürzung.

„Nein, Herr, aber er selbst wurde durch Verrath ausgeliefert. Gestern hat man ihn auf der Alameda enthauptet vor dem Volke, das ihn nicht zu retten suchte. Bis auf das Schaffot ist

er treu geblieben und noch ehe er starb, rief er: Castilien und Leon für den König Don Alphonso!“

Der Fremde stützte seine Stirn betrübt auf die Hand. Der Canonicus, der die Arme über die Brust zusammengelegt hatte, schien still für die Seele des jungen Königs zu beten. Inmitten dieser Stille hörte man den Regen, der in Strömen herabstürzte und das ferne Rollen des Donners. Endlich schien der Fremde rasch einen Entschluß zu fassen, den einzigen vielleicht, der sich ihm in der schrecklichen Lage darbot, in welcher er sich befand.

„Don Antonio da Gusman,“ sagte er, „ich bin Don Juan da Pachero.“

„Der Großmeister von Saniago?“ rief der Canonicus.

„Ja,“ antwortete er kalt; „wie und warum ich mich mit den beiden Damen hier befinde, werdet Ihr später erfahren. Wolltet und könnet Ihr uns auf einige Tage ein Asyl geben?“

„Ich kann und will es, seht dieses Haus für das Eurige an,“ antwortete der Canonicus. „Bei dem heiligen Kreuze und dem heiligen Scapulier, das ich trage, Ihr und die Damen, die Ihr begleitet, werdet hier so sicher seyn wie in der besten Festung der beiden Castilien. Diese alten Mauern scheinen überall Loffen zu seyn, man würde sich mit bewaffneter Hand darin nicht vertheidigen können; aber hinter diesem Saale befindet sich ein Gemach, dessen Ausgänge nicht bewacht zu werden brauchen, so versteckt sind sie. Man könnte da ruhig schlafen, selbst wenn der Feind im Hause wäre.“

„Wir haben also weder Verrath noch Ueberfall zu fürchten?“

„Ich bürgte Euch mit meinem Leben und meiner Setigkeit.“

Der Großmeister reichte dem Canonicus die Hand und sagte ernst: „Ich traue Euch, Don Antonio de Gusman und nehme Euer Anerbieten an; es ist vielleicht größer als Ihr meint; bei dem Unternehmen, zu welchem ich mich entschlossen habe und in das ich Euch hineinziehe, steht das Leben auf dem Spiele. Diesen Abend noch solltet Ihr mehr hören.“

In diesem Augenblicke trat Catalina mit Don Alonzo ein, um anzumelden, daß die beiden Damen sich in ihre Zimmer begeben hätten und sich entschuldigten, daß sie nicht zum Abendessen erschienen.

„Sie haben heute funfzehn Stunden zu Pferde gefessen; es ist eine schreckliche Anstrengung für Frauen, die nur an kurze Reisen in Tragsesseln gewöhnt sind,“ sagte der Großmeister. Catalina trug das Abendessen auf, das bald und schweigend abgethan war. Don Alonzo, der seinem Ohelme und dem Großmeister gegenüber saß, sah die beiden ernstern und unveränderlichen Gesichter neugierig forschend an und erschöpfte sich in Vermuthungen über den seltsamen Gast und dessen unsichtbare Begleiterinnen; aber er wagte nicht zu fragen. Als das Tischgebet gesprochen war, nahm der Canonicus eine Kerze und ging voraus, um dem Großmeister selbst das ihm bestimmte Gemach zu zeigen.

Don Alonzo blieb mit der alten Dienerin allein.

„Bei meiner Seele,“ sagte er, „diese Menschen gleichen Gespenstern und wenn ich den Herrn nicht hätte essen und trinken sehen, würde ich ihn für einen Geist halten. Welches Gesicht!

Welche Mienen! Welches Schweigen! Und die Damen, Catalina, wollten gar nicht essen?"

„Sie aßen eine Handvoll Kirichen und ein kleines Stück Brod.“

„Und Ihr habt sie ganz genau gesehen?“

„So gut wie Euch.“

„Sind sie jung, sind sie hübsch?“

„Ja, ziemlich schön,“ antwortete Catalina, „aber doch nicht so schön wie ein gewisses Mädchen, das bisweilen da unten auf den Wiesen, am Ufer der Erasma spazieren geht.“

„Schweigt, Catalina, Schweigt!“ unterbrach sie der junge Mann einigermaßen erschrocken.

„Ihr glaubt, ich wisse es nicht?“ fragte die alte Dienerin; „aber seyd nur ruhig, Catalina kann Schweigen und es fällt ihr nicht ein Sr. Ehrwürden Nachricht zu geben. Eine Liebchaft gehört zu Eurem Alter; wer hat in seiner Jugendzeit nicht gesündigt?“

„Ihr habt sie gesehen?“ flüsterte Don Alonzo, indem er Catalina unverwandt ansah, als wolle er ihr bis in das Herz blicken.

„Ach ja, ich habe sie gesehen; sie trägt wie die armen Mädchen den grauen Rock und das einfache Leinwandhäubchen. Aber sie ist wunderbar schön und hat den Gang, die Haltung einer Infantin; man sollte sie für eine verkleidete große Dame halten.“

„Ach, Catalina, was sagt Ihr da?“ entgegnete der junge Mann, in Verlegenheit; „sie ist ein armes und schüchternes Mädchen. Auch werdet Ihr sie nicht mehr Abends an dem Ufer der Erasma sehen. Sie ist jetzt weit von hier. Ach Catalina, wie schön war sie! Und sie liebte mich! Warum habt Ihr nicht von ihr mit mir gesprochen? jetzt will ich mich nicht mehr an sie erinnern.“

Bei diesen Worten nahm Don Alonzo eine Lampe, die an einem eisernen Kettchen hing, und ging nach der steilen Treppe, welche in eine Art Zelle führte, wo er in der Nähe des Zimmers seines Oheimes schlief.

3.

Der Tag begann zu grauen, als Don Alonzo durch seinen Oheim plötzlich geweckt wurde. Der Canonicus trat, die Nachtlampe in der einen und eine Art Felleisen in der andern Hand ein. Er hatte seinen Mantel abgelegt; ein Gewand von grauem Tuch verhüllte ihn vom Kopfe bis zu den Füßen; ein großer Hut verbarg seine Tonsur und an den Füßen trug er große Lederschuhe, deren Sporen dumpf klirrend auf die Steinplatten schlugen. Bei diesem Anblicke richtete Don Alonzo sich rasch empor und strich mit der Hand über seine verwunderten Augen, wie ein Mann, der nicht weiß, ob er träumt oder wacht.

„Ich bin es, ich bin es, Don Alonzo,“ sagte der Canonicus ernst; „verwundere Dich nicht, daß ich das heilige Gewand abgelegt habe, das ich seit dreißig Jahren trage, um diese Kleidung anzulegen; ich mußte es; ich reise mit unserm Gaste ab.“

„Und folge ich Ew. Ehrwürden?“ fragte Don Alonzo.

— „Nein, Du bleibst, mein Nefse, und wirst auch das Haus nicht verlassen, bis ich zurückkomme. Ich vertraue Deiner Gut die beiden Damen an, die gestern Abend angekommen sind.“

„Sie bleiben auch?“ unterbrach ihn Don Alonzo, der sich mehr und mehr verwunderte.

— „Ja,“ antwortete sein Oheim. „Catalina wird sie bedienen; ihr braucht vor denselben nicht zu erscheinen, außer wenn sie Euch rufen. In der Zeit der Unruhe, in welcher wir leben, muß man an Alles denken. Wenn Soldaten des Don Henrique oder eine Bande jener Räuber, die seit einiger Zeit im Lande herumziehen, sich vor dem Hause zeigen sollten, so würde es Thorsheit sein, die Thüre zu verrammeln und Euch vertheidigen zu wollen. Du führst dann die Damen in das schwarze Zimmer und befehlst der Catalina alle Thüren zu öffnen. Im Falle eines Angriffes also keinen Widerstand; laß das Haus plündern; es ist dies das sicherste Mittel, sich schnell von dem Feinde zu befreien. Vergiß nicht, was ich Dir anempfehle, lieber Nefse, und Gott behüte Dich.“

„Der Segen des Himmels geleite Euch! Ich werde mich von Euern Befehlen nicht entfernen,“ antwortete Don Alonzo, ganz betäubt von dem, was er gehört hatte.

Der Canonicus entfernte sich wieder, ohne eine weitere Erklärung zu geben und einen Augenblick nachher verkündete Pferdegetrappel draußen die Abreise der beiden Männer. Don Alonzo war an das Fenster getreten, um sie zu sehen; als sie in den mit Bäumen bedeckten Hohlwege, der am Hause begann, verschwunden waren, rief der junge Mann: „da bin ich also nun allein Herr in diesem Hause! Ich befehle jetzt hier. Bei dem heiligen Jacob, es war Zeit. Ich werde also heute das mütterliche Gesicht des alten Herrn nicht sehen, seine näselnde Stimme nicht hören... aber ich darf auch nicht aus dem Hause hinaus. Das Gefängniß ist verschlossen, aber, Gott sei Dank, der Kerkermeister ist fort!“

Bei diesen Worten neigte er sich aus dem Fenster hinaus, indem er tief aufathmete und mit dem Blicke den engen Horizont musterte, den die aufgehende Sonne mit einem milden und nebeligen Lichte beleuchtete. Das Haus, welches der Canonicus Don Antonio de Gusman bewohnte, stand in geringer Entfernung von Segovia in einem kleinen Thale, dessen Grün von der kahlen Dürre der Ebenen Alt-Castiliens abstach. Dieses ziemlich große, aber sehr verfallene Gebäude gehörte dem Neapolitanerkapitel von Segovia und der Canonicus, der in den Ereignissen der Regierung Don Henriques eine große Rolle gespielt hatte, lebte da in einer Art Verbannung. Alles in dieser Wohnung zeigte von mönchischen Gewohnheiten. Die großen Säle im Erdgeschoße umgaben einen berasteten Hof, in dessen Mitte ein Kreuz stand.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 50. für die elegante Welt. 1840.

Alonzo.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Das erste Stockwerk war in Zellen getheilt und Heiligenbilder, die in Nischen standen, schienen jede Thüre zu bewachen, die auf einen langen und düstern Gang sich öffnete. Die an einer der Ecken des Gebäudes befindliche Kapelle war noch älter und der viereckige Thurm, auf dem die Glocken hingen, eine Nachahmung im Kleinen der berühmten Giralda in Sevilla.

Don Alonzo blieb lange am Fenster stehen und ließ sein Gesicht von dem frischen Morgenwinde abkühlen. Der enge Horizont, der sich vor ihm öffnete, war alles, was er seit vier Jahren gesehen; seine Augen und seine Gedanken waren dieses Anblicks überdrüssig; seine Phantasie schwebte unaufhörlich über die Grenzen hinaus, die seinem Blicke gesetzt waren; er verabscheute die Einsamkeit und das monotone Leben, in das der despotische Wille seines Oheims ihn gezwängt hatte. Sein Herz klopfte von unklaren Erinnerungen, von unbestimmten Hoffnungen und unruhigen Wünschen.

„Ach, die Welt!“ flüsterte er, „die Welt ist da unten, hinter jenen Bergen. Nur einen Schritt brauchte ich zu thun, um wieder in dieselbe einzutreten, und ich lebe hier wie ein Mönch. Was braucht ein braver Edelmann, um seinen Rang unter seines Gleichen einzunehmen? Ein gutes Pferd, ein Schwert; damit erwirbt man sich in der Welt eine glorreiche, ehrenvolle Stellung oder man stirbt auf dem Schlachtfelde. Und ich, ein Gusman, verbringe hier mein Leben, ohne an Ruhm und Glück zu denken, damit, daß ich Messbücher ausmale, die Kirchenväter lese und zu Gott bete wie ein Eremit! Habe ich das in dem Hause meines Vaters gelernt? Ach, verwünschte Einsamkeit, verfluchte Körper- und Seelenhaft, komme nur erst der Tag meiner Befreiung und Gott soll mich verdammen, den Rest meines Lebens in diesen Mauern zuzubringen, wenn ich je da her zurückkehre.“

Während er diese Worte vor sich hin sprach, sah Don Alonzo auf den Weg, auf welchem die beiden Reisenden verschwunden waren. Die Strahlen der Sonne drangen noch nicht durch die dichten Zweige der alten Eichen, aber im Hintergrunde des schattenreichen stillen Thales funkelte das friedliche Wasser der Eresma im Wiesengrün. Der junge Mann konnte den nachdenkenden Blick lange nicht abwenden von dem stillen Raume und mit

einem langen Seufzer, mit noch traurigerer Stimme flüsterte er: — „Sarah!“

Die Stimme Catalinas weckte Don Alonzo aus seinem Sinnen; die alte Dienerin ging das berühmte Lied Unserer Lieben Frau von Guadalupe singend über den Corridor und blieb endlich vor der Thüre stehen.

„Ich möchte doch wissen,“ sagte Don Alonzo, indem er die Thür aufmachte, „wohin mein Oheim gezogen ist; habt Ihr nichts gehört, Catalina?“

— „Se. Ehrwürden haben mir kein Wort darüber gesagt, mir bloß anempfohlen, in Allem den Befehlen der fremden Damen zu folgen und sie so gut als möglich zu bedienen.“

„Und was gedenkt Ihr ihnen vorzusetzen?“ unterbrach sie Don Alonzo; „Salat und Obst? Wir leben hier ja wie Kathäuser und fasten drei Vierteltheile des Jahres.“

Statt aller Antwort griff Catalina in ihre große Tasche und ließ Geld klingen.

„Mein Oheim hat Geld zurückgelassen?“ rief Don Alonzo im höchsten Grade verwundert; „und woher mag er es haben, großer Gott?“

— „Das weiß ich nicht, auch geht es mich nichts an,“ antwortete die Dienerin; „aber ich werde diesen Segen des Himmels benutzen, um Euch etwas Gutes vorzusetzen. Zovalito, der kleine Hirt, der seine Ziegen da unten hütet, wird Lebensmittel von Segovia holen und ich werde Euch heute eine wahre Bischofsmahlzeit bereiten.“

Don Alonzo versuchte die Beschäftigungen vorzunehmen, die gewöhnlich seinen Vormittag ausfüllten; er setzte sich an den Tisch, auf welchem Blätter lagen und fing an mit zerstreuter Hand zu arbeiten. Sein Geist verlor sich in Vermuthungen über die beiden Fremden, die der Oheim unter seine Obhut gegeben hatte, und er wartete mit Ungeduld auf die Stunde, in welcher sie seiner Meinung nach wohl in den Saal herunterkommen würden. Jeden Augenblick sah er nach der Sanduhr, die vor ihm stand, und mehr als einmal horchte er auf die Tritte, die über den Corridor hallten; aber jedesmal hörte er nichts als den ungleichen Gang der alten Catalina und das eintönige Lied Unserer Lieben Frau von Guadalupe. Endlich schlug es Mittag. Don Alonzo sprang auf, zupfte seinen Kragen zurecht, fuhr mit der Hand durch seine schwarzen Locken und sagte zu der eben eintretenden alten Dienerin:

„Nun, Catalina, ist gedeckt? Werden die Damen sich an

den Tisch setzen und mir die Ehre erzeigen, mich zu ihrem Mundschinken u. s. w. anzunehmen?"

— „Ihr werdet keine Mühe haben, sie zu bedienen,“ antwortete Catalina, „sie werden heute ihr Zimmer nicht verlassen, vielleicht auch morgen nicht. Ich habe dennoch in dem Saale gedeckt und kann versichern, daß der Decan des Kapitels von Segovia kein besseres Mahl halten kann, als Ihr halten werdet.“

„Meinen denn diese Damen, es wäre eine zu große Ehre für mich, wenn ich mit ihnen speisete?“ murmelte Don Alonzo. „Wahrhaftig, ich wünsche nichts mehr, als sie ganz von meiner Gegenwart zu befreien und sie allein hier lassen zu können. Mein Oheim hat mir da eine schöne Rolle aufgetragen! Wahrhaftiger Gott, ich bin es schon müde, der Hüter dieser beiden Frauen zu sein. Wenn es nur wenigstens nicht lange währt! Jetzt sähe ich meinen Oheim wirklich fast gern zurückkommen.“

— „Ich glaube er wird nicht sobald zurückkehren,“ antwortete Catalina kopfschüttelnd.

„Wer hat Euch davon etwas gesagt?“

— „Niemand, aber er würde mir sicherlich nicht so viel Geld, als ich in meinem Leben nicht gehabt, zurückgelassen haben, wenn ich nicht auf lange Zeit den Haushalt bestreiten sollte.“

Bei diesen Worten zog sie aus ihrer Tasche einen Lederbeutel, den sie auf dem Tische aussterte.

„Was,“ rief Don Alonzo, „Gold?“

— „Und das ist noch nicht alles; ich habe da in dem Täschchen auch noch einige Hundert Realen. Damit kann man wohl die Honneurs im Hause machen. Es würde mir nicht schwer werden, sie ein ganzes Jahr hier zu behalten und sie wie Infantinnen zu behandeln, wie Sr. Ehrwürden es mir anempfohlen haben.“

Der junge Mann hörte nicht; er betrachtete mit einer gewissen Gier die vor ihm liegende Geldsumme. Dieses Geld repräsentirte in seinen Augen die Gegenstände, nach deren Besitz er sich am meisten sehnte, ein Pferd, Waffen, reiche Kleidung; bald aber schämte er sich dieser Versuchung und sagte kalt: „es ist gut, Catalina. Mein Oheim ist reicher als ich glaubte. Er hat wohl daran gethan, Euch dieses Geld anzuvertrauen; ich für meine Person würde es nicht auf eine Art zu verwenden gewußt haben, die ihm diesen Fremden gegenüber Ehre macht; fragt jeden Tag nach ihren Befehlen und sorgt dafür, daß es ihnen an nichts fehle. Ich brauche nichts.“

„Wir werden ja sehen,“ antwortete Catalina, indem sie mit ihrer dünnen Hand über den abgeschabten Kermel Don Alonzos strich. Ich dachte ein Wams von gutem grünen Tuche mit gleichen Beinkleidern und Lederstiefeln würden Euch recht gut stehen.“

— „Wohl möglich,“ antwortete Don Alonzo nachlässig, „aber, auf mein Wort Catalina, es lohnt sich nicht der Mühe, mich anders zu kleiden, um mich allein an den Tisch zu setzen, dem leeren Stuhle meines Oheimes gegenüber.“

Don Alonzo verbrachte den übrigen Theil des Tages in Un-

geduld und Langeweile. Gegen Abend ging er in den Hof hinter, wanderte da einen Augenblick umher, während er dabei nach den Fenstern des Gemachs schielte, in welchem sich die beiden Damen so hartnäckig eingeschlossen hielten; aber niemand zeigte sich an den grünlichen Scheiben, welche in den Strahlen der untergehenden Sonne bligten. Alles war unbeweglich und stumm unter diesen düstern Bogenwölbungen, deren Echo seit so langer Zeit schwiegen. Als es völlig Nacht geworden war, kehrte der junge Mann langsam in den Saal zurück. Das Abendessen war aufgetragen; vier Wachskerzen brannten an den Ecken der Tafel und Catalina stand freudestrahlend vor dem reichen Mahle, das sie zubereitet hatte.

„Es ist gut,“ sagte Don Alonzo lächelnd; „Ihr tractirt mich wie einen Prinzen, Catalina, aber es lohnt sich nicht der Mühe, für mich allein so viel Aufwand zu machen; die Damen speisen wohl wieder in ihrem Zimmer?“

— „Ich habe ihnen schon die Mahlzeit gebracht.“

„Womit verbringen sie denn nur die Zeit hinter verschlossenen Thüren und Fenstern, als fürchteten sie das Sonnenlicht oder ein Menschengesicht zu sehen? Was thun sie seit heute früh?“

— „Nichts, durchaus nichts; sie sitzen am Fenster einander gegenüber und sprechen leise und traurig mit einander.“

„Und Ihr habt nichts von ihrem Gespräche gehört?“

— „Nein, nichts; ich weiß bloß, daß die größere Donna Anna und die kleinere Donna Isabella heißt.“

„Da habt Ihr wahrhaftig eine große Entdeckung gemacht,“ sagte Don Alonzo spottend; „bei meiner Seele, ich bin entzückt, davon zu hören. Donna Anna! Donna Isabella! Wahrscheinlich gehört irgend ein Marquisen- oder Grafentitel zu den beiden Namen. Es ist nicht zu verwandern, daß so vornehme Damen nicht geruhen, einen armen Edelmann, der nicht einmal Helm und Schwert hat, in ihre Gesellschaft zuzulassen. Sie werden mich wohl für eine Art Sacristan, Bedell, Kirchenratte gehalten haben, denn wer wird unter dieser Kleidung einen Gussman erkennen, wenn ich mir nicht mein Wappen vorn darauf nähen lasse?“ Bei diesen Worten schüttelte er unwillig seine schwarze Soutane und warf das Barret bei Seite, das er auf dem Kopfe trug.

„Geduld! Geduld!“ sagte Catalina, indem sie ihre blöden Augen halb zudrückte; „noch giebt es in Sevilla Schneider, die einen jungen Herra zu kleiden wissen, dem nichts fehlt, um prächtig auszufehen, als ein neues Wamms, ein aufgeträmpeltes Hütchen, eine goldene Kette am Halse und ein Degen an der Seite.“

„Gerade alles das, was mir fehlt. Aber was liegt mir eigentllich auch daran? Was kümmert es mich, ob ich aussehe, wie ein Soldat, ein Laienbruder oder ein Bettler? Niemand wird hier darauf achten.“

— „Geduld! Geduld!“ wiederholte Catalina; „wer weiß, was der liebe Gott Euch noch beschieden hat. In den dreißig

Jahren, die ich Euerm Dheime bliene, habe ich vieles gesehen sehen."

"Beim Himmel! Ihr habt etwas erfahren, das Ihr mir verheimlicht, Catalina," unterbrach sie Don Alonzo, indem er der Dienerin gerade in das Gesicht sah, die aber den Kopf schützelte und ernst hinzusetzte: —

"Nein, bei meiner Seligkeit, Se. Ehrwürden haben mir die Geldsäcke anvertraut und die Sorge für das Haus anempfohlen, aber sonst nichts. Aber ich erinnere mich dessen, was früher geschehen ist und ich weiß, was gewisse Dinge bedeuten. Seit vielen Jahren verhielt sich Euer Dheim ganz ruhig, fern von den Angelegenheiten dieser Welt, dachte nur an sein Brevier und malte seine Messbücher schön aus, jetzt aber, da er sich wieder auf den Weg gemacht hat, ist es gewiß in einer Absicht geschehen, die ihn weit bringen kann."

"Und mich hier lange warten lassen; Gott bewahre mich davor!"

— "Habt also gute Hoffnung und vor allen Dingen denkt daran, einige dieser schönen Goldstücke zu verwenden, die tief in der Truhe Eures Dheims liegen. Ihr könntet zwar nicht nach Segovia gehen, aber man könnte ja die Handelsleute hierher kommen lassen."

"Nein, Catalina, nein, das ist jetzt nutzlos; später wollen wir sehen. Ich habe auf diese Reise nicht das Vertrauen wie Ihr. Mein Dheim hat sich früher in die Staatsangelegenheiten gemischt; was aber haben ihm seine Intriguen eingetragen? Gefangenschaft und Verbannung."

— "Beinahe hätten sie ihm etwas anderes gebracht," flüsterte Catalina.

"Ja, den Cardinalsstuhl oder der Lob auf demselben Schaffot, auf welchem der große Connetable, Don Alvaro de Luna, starb; mir würde an seiner Stelle eins von beiden nicht entgangen sein. Doch warum gedenke ich an alles dies? Schenkt ein, Catalina; ich will auf die Gesundheit der Donna Anna und der Donna Isabella, der schönen Unsichtbaren, trinken."

Die Fremden zeigten sich auch am nächsten Tage ebenso wenig; sie blieben eingeschlossen in dem großen Gemache, das sonst der Decan bewohnt hatte und in dem sich noch ein Ueberrest von Mobilien befand, das nicht so ganz ärmlich war als das in den Zellen. Als die Nacht kam, wurde indessen ihr Fenster geöffnet und Don Alonzo, der in diesem Augenblicke über den Hof ging, bemerkte gleichsam zwei Schatten; das matte Licht einer Lampe im Hintergrunde des Zimmers ließ das Profil der schlanken Gestalten erkennen.

"Da sind sie!" dachte Don Alonzo mit leichtem Herzklopfen und er ging weiter, denn er wagte nicht stehen zu bleiben, um sie genauer zu betrachten. Es lag in dem Benehmen dieser Damen gegen ihn eine gewisse Verächtlichkeit, die ihn tief verletzte; ihre unsichtbare Gegenwart war ihm lästig und er konnte sich in die Langeweile diese Lage nicht fügen; fast sehnte er sich nach der Anwesenheit seines Dheims und der einförmigen Lebensweise, die er so lange ertragen hatte. Nach dem ausdrücklichen Befehle

seines Dheims verließ er das Haus nicht und jeden Abend blickte er von dem Fenster aus mit düsterer Ungebuld nach dem verödeten Wege. So vergingen einige Tage; es war als lebe gar Niemand mehr in dem Hause, so wenig Geräusch machten die darin Wohnenden. Nur die alte Catalina war immer in Bewegung; man hörte sie fortwährend über die öden Corridors hinken und in ihrer Küche brannte Feuer Tag und Nacht. Die Kaufleute von Segovia hatten ihr alles geliefert, was der Luxus jener Zeit Ausgesuchtes kannte und sie befolgte buchstäblich die Befehle ihres Herrn, der ihr geboten hatte, die beiden Fremden zu behandeln wie Infantinnen; einmal sagte sie zu Don Alonzo:

"Ich weiß nicht, wie die Bettler in der Gegend das Gold Se. Ehrwürden haben klingen hören; aber seit einigen Tagen belagern sie schaarenweise die Thüre und sie gehen nicht zufrieden von dannen, wenn ich ihnen nur ein Stück Brod gebe."

— "Sie haben Loyalito, den kleinen Hirten, vielmals von Segovia kommen sehen beladen wie einen Bettelmönch," antwortete Don Alonzo; "die Leute, die daran gewöhnt waren, meinen Dheim so äußerst sparsam leben zu sehen, müssen glauben, wir haben in seiner Abwesenheit einen Schatz entdeckt."

"Unsere Liebe Frau schütze uns!" murmelte Donna Catalina besorgt; "die Bettler belästigten uns sonst nicht und wir fürchteten die Diebe nicht; jetzt aber könnten diese wohl auch kommen; ich habe schon verdächtige Leute in der Nähe herum schleichen sehen."

"Soldaten," warf Don Alonzo leicht hin; "ich erkannte sie an ihrem halb rothen, halb gelbem Rocke und der eisernen Haube auf dem Kopfe; es sind die Banden Don Henriques, die in der Umgegend der Stadt plündern; Gott bewahre uns vor ihnen!"

An demselben Tage, gegen Abend, hörte Don Alonzo in dem Saale, die Stirn auf die Hand gestützt, Catalina an, die ihm Rechenschaft ablegte von der Art, wie die beiden Fremden ihre Zeit während der freiwilligen Haft verbrachten. Seit sie in das Haus gekommen, waren sie nicht über die Schwelle ihres Gemachs gekommen und nichts deutete an, daß sie die Absicht hätten, vor der Rückkehr des Canonicus dasselbe zu verlassen.

"Sie sind sehr mild und fromm," sagte Catalina; "alle Morgen finde ich sie auf den Knien vor dem Bilde des heiligen Franciscus, das Euer Dheim aus Italien mitgebracht hat; sie ersuchten mich um Wolle und Nadeln und am Tage arbeiteten sie, während sie halblaut fromme Lieder sangen, oder sie lesen Gebete in einem kleinen Messbuche mit silbernem Schlosse, das Donna Isabella bei ihrer Ankunft in der Tasche trug. Ich habe ihnen vielmale vorgeschlagen, sie möchten doch in den Hof hinuntergehen, aber sie weigerten sich des immer."

— "Ihr hättet ihnen sagen können, sie brauchten nicht zu fürchten, mir zu begegnen."

"Ich habe das nicht verabsäumt, habe sogar hinzugesetzt, Ihr vermiedet es, Abends in dem Hofe umherzugehen, um sie nicht zu belästigen, wenn sie am Fenster Luft schöpften; aber sie schienen

auf dieses Zeichen der Achtung von Eurer Seite nicht eben sehr zu achten.“

— „Es ist gut,“ sagte Don Alonzo trocken; „sind sie heute Abend auf dem Balcon?“

„Nein; sie haben sich bereits eingeschlossen und die Nachtlampe brennt in ihrem Zimmer, ob es gleich noch nicht spät ist.“

In diesem Augenblicke wurde heftig an das Thor gepocht. Don Alonzo fuhr zusammen.

— „Vielleicht mein Oheim,“ sprach er; „es wäre mir wahrhaftig sehr lieb.“

„Die Dienerin war an das Thürfensterchen gegangen und fragte: „wer ist da?“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen macht auf!“ antwortete eine näselnde Stimme.

— „Es ist ein Bettler; werst ihm ein Almosen zu,“ sagte Don Alonzo, indem er sich wieder an den Tisch setzte.

Catalina kam mit einem ängstlichen Gesichte in den Saal zurück.

„Wer so zu Klopfen wagt, ist kein Bettler,“ sagte sie kopfschüttelnd.

— „Und wer soll es sonst sein?“

„Vielleicht irgend ein Spitzbube, der sich hereinschleichen möchte; ein guter Armer würde ganz leise angeklopft und zuerst um einen Bissen Brod gebeten haben.“

„Deffnet um Gottes Barmherzigkeit willen!“ wiederholte dieselbe Stimme; „gute Leute, gebt einem armen Kranken ein Nachtquartier.“

Catalina löschte die Lichter aus und ging wieder an das Fensterchen.

— „Es sind mehrere draußen,“ sagte sie leise; „ich höre gehen und sehe Leute auf dem Wege.“

Ob es gleich finster war, sah man doch wirklich Leute gleich Schatten auf dem staubigen Wege sich bewegen und das Raufschien der Blätter verrieth Menschen, die sich zu verbergen suchten; die Hunde der Schäfer schlugen in der Ferne heftig an.

„Was wollen die Leute?“ fragte die Catalina leise, indem sie sich leise an die Thüre lehnte.

— „Ohne Zweifel uns überfallen,“ antwortete Don Alonzo ruhig; „ihr Besuch setzt mich nicht in Verwunderung; es giebt ja so viele Diebe, die in dem Lande herumstreichen.“

„Ich höre nichts mehr,“ sagte Catalina nach einer Pause. Don Alonzo trat hierauf an das Fensterchen und blickte hinaus. Es war alles still und man sah in der Ferne nur die dunkeln und unbeweglichen Blättermassen am Wege.

— „Sie haben sich entfernt; es war ein falscher Lärm, Catalina,“ meinte der junge Mann; „s'ist schade; ich hätte gern gesehen, wie sich jene Damen benommen haben würden, wenn die Banditen versucht hätten, in das Haus einzubringen. Sie würden endlich doch ihr Gesicht haben sehen lassen müssen.“

In diesem Augenblicke erschütterte ein heftiger Schlag von

außen die Thüre, so daß das Haus erbebt; ihm folgte draußen ein lauter Schrei und eine Stimme, die alle andern übertönte, rief: „auf, Kameraden, ans Werk! Bei dem Blute des Heilandes! Wir wollen ihnen zeigen, daß wir einen Schlüssel haben, der alle Thüren öffnet.“

Geschrei und entsetzliche Flüche antworteten dieser Rede und fast in demselben Augenblicke fing man an, einen ungeheuern Balken, den zwanzig kräftige Arme bewegten, gegen die Thüre zu rennen.

„Es ist Kriegsvolk,“ sagte Don Alonzo; „nur Soldaten wissen sich solcher Vorrichtungen zu bedienen. Die Leute Don Henriques belagern uns. Einer von den guten Armen, denen Ihr Almosen gebt, Catalina, wird das Gerücht verbreitet haben, daß es jetzt hier Geld gebe.“

Die erschrockene Dienerin war bis an das Ende des schmalen Ganges zurückgewichen, der das Vorhaus bildete und rief laut alle Heiligen zu Hilfe. Don Alonzo, der auf den ersten Stufen der Treppe stand, schlug die Arme übereinander und richtete den Kopf stolz in die Höhe.

„Was befehlt Ihr, Herr? Was muß geschehen?“ fragte Catalina.

— „Wir müssen die Befehle meines Oheims befolgen, dürfen die Glenden durch nutzlosen Widerstand nicht reizen, müssen ihnen aufmachen und das Haus ungehindert plündern lassen.“

„Das wird bald geschehen sein.“

— „Aber die Frauen! Die Frauen! Hören sie denn den Lärm nicht?“ rief Don Alonzo in Ungebuld und Besorgniß; „sie sind ganz ruhig da oben.“

„Seht, Herr, sagt ihnen, was da geschieht.“

— „Nein, bei dem Heilande! Ich gehe ihnen nicht entgegen. Ich erwarte sie, die vornehmen Damen, jetzt, da wir in Gefahr sind. Sie müssen nun wohl kommen. Wenn sie den Glenden in die Hände fallen, ist es um ihre Ehre, vielleicht um ihr Leben geschehen.“

In diesen Augenblicke erhellte ein schwacher Schein den dunkeln Corridor und die beiden Fremden erschienen oben an der Treppe. Als sie Don Alonzo erblickten, blieben sie stehen, und die, welche Donna Isabella hieß, sagte ruhig:

— „Was bedeutet dieser Lärm und was geht da vor?“

„Eine Schaar Banditen befindet sich an der Thüre,“ antwortete Don Alonzo; „jeder Widerstand wird die Glenden nur noch mehr reizen; wir müssen uns ergeben und das Haus plündern lassen; erst aber habe ich Euch in Sicherheit zu bringen. Wollt Ihr Euch mir anvertrauen, Sennora? so kommt, wir müssen eilen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 51. für die elegante Welt. 1840.

Cephalonia.

Cephalonia ist die größte der jonischen Inseln, wiewohl es Corfu an politischem Einfluß nachsteht. Ihre Länge beträgt über sechs, ihre Breite über drei, ihr Umfang, entlang der Küsteneinie, dreißig Meilen, ihr Flächengehalt beläuft sich auf ungefähr 70 Geviertmeilen und ihre Entfernung von Griechenland auf fünf Meilen.

Die Insel ist außerordentlich felsig und bergig; eine Hügelkette läuft von Norden nach Süden und endet daselbst mit einem Berge, welcher der höchste auf den jonischen Inseln ist und Montagna Negra (der schwarze Berg) heißt. Der Gipfel desselben bedeckt sich gegen die Mitte des Decembers mit Schnee, welcher selten vor Mitte Mai verschwindet. Früher war dieser Berg, wie sich noch manche der jetzt lebenden Bewohner erinnern können, auf seiner Nordseite mit Waldbäumen, namentlich Fichten und Cypressen, bedeckt, die aber vor etwa dreißig oder vierzig

Jahren eine der Parteien, welche damals die Insel unter sich theilten, durch Feuer verheerte. Seitdem ist nach der Meinung der Cephalonier die ganze Insel, vor allem aber das Thal in der Nähe des Berges, in Folge von Winden und Stürmen, die jetzt freieres Spiel haben, größern atmosphärischen Wechselfen unterworfen gewesen.

Jetzt bietet die Nordseite des Berges einen höchst seltsamen und melancholischen Anblick dar. Man denke sich den ganzen Abhang eines Berges, in einer unübersehbaren Strecke, dicht mit verwitterten, von ihrer Rinde völlig entblößten und blätterlosen Baumstumpfen besetzt; manche derselben sind dreißig bis vierzig Fuß hoch und bieten mit ihren gabelartig ausgespreizten, nackten Ästen die wunderbarlichsten Formen dar.

Der Hafen von Cephalonia erstreckt sich 1½ Meile landeinwärts, und macht durch seine geschlängelte Form das Ein- und Auslaufen der Schiffe etwas schwierig, zeichnet sich aber übrigens durch Geräumigkeit und Bequemlichkeit aus. Der Eingang



(Ansicht der Stadt Argostoli auf der ionischen Insel Cephalonia.)

in den Hafen ist äußerst malerisch: auf beiden Seiten begegnen dem Auge anmuthige Palme und Pflanzungen, gehoben durch majestätische Berge im Hintergrunde. Zur Linken, auf der Westseite des Hafens, etwas über eine Stunde von seinem Eingange, erhebt sich die Stadt Xiruri. Vor dieser Stadt öffnet sich der Hafen in einen Seitenzweig, welcher ungefähr fünf Viertelstunden nach Südosten zu läuft; und auf der von diesem Zweige gebildeten Halbinsel, dicht an der See, liegt Argostoli, die Hauptstadt der Insel, einen Streifen ebenen Landes auf dem westlichen Ufer des Hafens, am Fuße eines schmalen Vorgebirgs oder einer Landzunge, einnehmend, die ungefähr anderthalb Stunden in Länge und in ihrer größten Breite drei Viertelstunden mißt und in die Spitze ausläuft, welche das nordwestliche Ende des Hafens bildet.

Argostoli besteht aus nur wenigen Straßen. Die Stadt ist offen und nimmt schnell an Größe zu. Die Straßen sind alle sehr eng, aber ziemlich gut gepflastert. Die Häuser haben in der Regel zwei Stock und stehen mit ihrer Vorderseite nach Nordost. Sie sind massiv und mit Ziegeln gedeckt. Dabei sind sie sehr niedrig; die Fußböden sind in der Regel gebölet und die Fenster mit Glasscheiben versehen. Um der Gewalt der häufigen Erdstöße besser widerstehen zu können, ist das Mauerwerk an mehreren Stellen mit starken eisernen Klammern versehen. Ein kleiner viereckiger Platz nimmt die Mitte der Stadt ein, wo der Markt abgehalten wird; derselbe ist mit Grabsteinen belegt oder gepflastert, welche man von den Ruinen von Samos herbeigeschafft hat.

Argostoli enthält ein Museum, gegenwärtig das Eigenthum einer Privatfamilie; desgleichen mehrere Kaffeehäuser, welche von den männlichen Einwohnern besucht werden. Jeder bringt seine Pfeife und seinen Taback mit und schlürft während des Rauchens seinen Kaffee. Um fünf Uhr Abends kommt die Gesellschaft gewöhnlich zusammen, bleibt bis zum Einbruche der Nacht und geht dann nach Hause, um das Abendbrod einzunehmen. Nach vollendetem Mahle wird abermals Kaffee getrunken, Karte gespielt oder geraucht und gesprochen. Es sind die Kaffeehäuser, wo man einen bessern Begriff von den Eingeborenen erhalten kann, als irgend anderswo, selbst ihre Wohnung nicht ausgenommen. Die Einwohner von Cephalonia sollen weit thätiger und betriebamer sein, als die Corfioten. Der Verkehr zwischen den Dörfern ist ziemlich lebhaft. Dieselben sind mit einander durch Fußpfade verbunden, welche längs den Schluchten hinaufsen. Der Landtransport findet dazwischen auf Maulthierren und Eseln statt; überdies wird der Verkehr eben in keinem unbedeutenden Grade durch Bote befördert.

An Manufacturen ist Cephalonia arm; die vorzüglichsten sind Wein und Del, auch zwei berühmte Biqueur-Fabriken giebt es daselbst, deren Fabrikat überall auf dem Mittelmeere sehr gesucht ist und sich durch trefflichen Geschmack auszeichnet, welchen es den aromatischen Kräutern verdankt, dergleichen man auf der Insel in Menge findet. Brantwein wird in geringer Menge ausgeführt.

Südwestlich von Argostoli haben die Venetianer, Franzosen und Britten Katakomben entdeckt, welche die Ueberreste vollstän-



dig gerüsteter Krieger enthielten, die Gebeine zerfielen aber bei dem leisesten Druck in Staub. Die Venetianer öffneten im Jahr 1647 acht Katakomben und sendeten die darin enthaltenen Antiquitäten nach Venedig. Außerdem findet man hier und da auf der Insel noch manche Ueberbleibsel aus der Vergangenheit.

Ungefähr eine Meile von Argosoli liegt das Castell des heiligen Georg auf einem Hügel von beträchtlicher Höhe, welcher das südliche Ende der früher erwähnten Bergkette bildet. Die Mauer dieses Castells schließt ungefähr drei Acker Land ein. Ein sanfter Abhang führt vom Castell herab zu einem recht hübsch gebauten Dorfe, welches das östliche Ende des Hügels einnimmt. Dasselbe scheint einst stark bevölkert gewesen zu sein, jetzt aber sind viele Häuser darin verfallen. Die Bevölkerung von Cephalonia beläuft sich auf sechzigtausend Köpfe.

M I O N Z O.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Er streckte die Hand aus, als wolle er sie fortziehen; aber sie wich mit einer Geberde der Ueberraschung, des Stolzes und des Zögerns zurück. Don Alonzo antwortete kalt: —

„Hört Ihr diese Stöße? Die Thüre wird nicht lange widerstehen. Wir werden mit Sturm erobert; .. aber es giebt ein Rettungsmittel; ich wiederhole es, Sennora, wollt Ihr mir folgen?“

— „Ja,“ antwortete sie in bangem Tone, indem sie sich auf den Arm ihrer Begleiterin stützte.

Don Alonzo nahm den Leuchter aus der Hand Catalinas und ging eilig voran.

„Tretet hier ein, Sennora,“ sagte er, indem er einen niedrigen Saal öffnete, der auf den Hof ging. Das matte Licht der Kerze erhellte die Wände, an denen eine lange Reihe offener und leerer Schränke stand. Ein erhaben gearbeitetes Kreuz über der Thüre zeigte an, daß der Ort der Gottesverehrung gewidmet sei; es war wirklich die Sacristei an der Kapelle. Don Alonzo berührte darauf das Getäfel in einem solchen Schranke; es wich zurück und zeigte ein Gitterthor. Es dauerte eine Zeit lang, ehe diese geheime Thüre sich öffnete; dann trat Don Alonzo zuerst ein; die beiden Damen folgten und Catalina, die allein zurück blieb, rief:

„Jetzt sind sie in Sicherheit. Gott bewahre sie!“

Das Gitter schloß sich von selbst wieder. Don Alonzo hielt das Licht empor und beleuchtete das dunkle Gemach in seiner ganzen Tiefe. Es war eine Art Keller, dem Tageslichte und dem äußern Geräusche unzugänglich; das ganze Meublement bestand in einigen Stühlen und einem wurmfressigen Tische; im Hintergrunde befand sich eine niedrige Thüre, von welcher ein Flügel offen stand, so daß man die ersten Stufen einer Treppe sehen konnte, welche in ein unterirdisches Local zu führen schien.

Die beiden Damen setzten sich mit ängstlichen Blicken nieder. Don Alonzo, der vor ihnen stand, betrachtete sie mit verheimlichter Neugierde: die eine, die, welche Donna Anna hieß, war groß, brünett und schön, aber es fehlte ihren Zügen jene den Südländerinnen eigenthümliche Lebhaftigkeit; sie hatte das kalte und unbewegliche Gesicht einer Holländerin. Die Andere, Donna Isabella, war ein junges Mädchen von schlanken zierlichen Formen und blondem Haar. Die matte Weiße ihrer Gesichtsfarbe, etwas Schmachtendes in ihrer Haltung und ihrem Gange, verrieth eine gewisse körperliche Schwäche; aber man errieth sogleich am Tone ihrer Stimme, an dem Ausdrucke ihrer blauen Augen, daß diese schwächliche Hülle eine kräftige Seele mit mächtigen Fähigkeiten und vielleicht mit heftigen Leidenschaften umschloß. In diesem Augenblicke sah sie mehr erstaunt als niedergeschlagen aus. Nach einer Pause sagte sie zu Don Alonzo, indem sie zum erstenmale ihren festen und stolzen Blick auf ihn heftete:

„Ihr seid der Nefte Sr. Ehrwürden des Canonicus, Don Antonio des Susman?“

— „Ja, Sennora.“

„Sr. Ehrwürden ließ mich vor seiner Abreise versichern, Ihr würdet Tag und Nacht für unsere Sicherheit besorgt sein. Ich war ruhig.“

Diese einfachen Worte wurden in einer Art gesprochen, welche in dem Herzen Don Alonzos ein Gefühl von Freude und Stolz weckte. Er verbeugte sich ohne zu antworten. Die Dame fuhr fort:

„Wer weiß, was jetzt draußen geschieht!“

— „Ohne Zweifel wird das Haus geplündert,“ antwortete Don Alonzo ruhig; „aber dies wird bald geschehen sein; ehe der Tag anbricht, werdet Ihr befreit sein.“

„Giebt es denn keine Befehle, keine Gerechtigkeit mehr in dem Lande, da man solche Dinge duldet!“ rief die Dame; „nirgends giebt es Sicherheit, weil man offen das Haus eines achtungswerthen Mannes, eines Würdenträgers der Kirche, angreifen und zu plündern wagt.“

— „So war es sonst nicht und mein Dheim lebte hier ruhig lange Jahre; seit einiger Zeit treiben sich aber die aufgelösten Truppen Don Henriques in der Gegend umher. Diese Söldner leben von Raub und keine Justiz kann sie erreichen; sie plündern und morgen wird man nur die kahlen Mauern noch sehen. Wenn mein Dheim zurückkommt, wird er dieses Unglück sehr beklagen, nicht seinetwegen, sondern um Euretwillen, Sennora, da Ihr hier eine so ärmliche und so unruhige Aufnahme fandet.“

Donna Isabella sah den jungen Mann mit leichtem Lächeln an und sagte, indem sie ihn mit einer Geberde aufforderte, Platz zu nehmen:

„Ich bin zufrieden mit der Aufnahme, die wir hier gefunden haben und ich hoffe, es eines Tages Sr. Ehrwürden beweisen zu können. Auch Eurer werde ich gedenken.“

Don Alonzo verneigte sich kalt; diese Versicherung hatte für ihn etwas Berlegendes. Er meinte, wer auch die Dame sein

möge, so führe er einen Namen, der dem ihrigen gewiß gleich komme, und er könne einen so stolzen Schuß entbehren.

„Wir sind hier in Sicherheit!“ fuhr die Dame fort, indem sie lauschte, ob sie kein Geräusch höre und die dicken düstern Mauern des Gewölbes betrachtete. „Es ist dies kein angenehmer Ort; aber mit Geduld kann man wohl einige Stunden da verbringen und selbst schlafen. Donna Anna, beruhiget Euch also; wir sind nicht Gefangene; morgen werden wir das Sonnenlicht wiedersehen. Wir haben in den Schluchten von Guabarrama noch schlimmere Stunden verbracht. Wir wollen zu Gott beten und uns ruhig verhalten; die Nacht wird ohne Unglück vergehen.“

Ein langes Schweigen folgte diesen Worten. Donna Isabella, die ihr Haupt auf die Achsel ihrer Gefährtin stützte, schien tief in Gedanken versunken zu sein. Ihre zierlichen Hände waren auf dem schwarzen Gewande über einander gelegt und ihr ganzer Körper sank in die Haltung völliger Ruhe zusammen. Sie hatte so nicht mehr dasselbe Gesicht; der stolze Ausdruck ihrer Blicke war umschleiert und ihr Mund öffnete sich halb mit schwachem und ruhigem Lächeln. Sie glich einem Kinde, das eben in den Armen seiner Mutter einschlafen will. Das ernste, braune Gesicht Donna Annas stach von diesem so weissen, so ruhigen Gesichte grell ab. Sie war schöner als das junge Mädchen, besaß aber nicht diese Reinheit, diese Größe, diese Unschuld, welche von der Stirne Donna Isabellens strahlte.

Don Alonzo, der über die stolze Sorglosigkeit und die Kaltblütigkeit dieser Damen höchlich verwundert war, betrachtete sie, ohne zu wagen, ein Wort zu sprechen. Er hatte erwartet, sie unruhig, zitternd zu ihm flüchten zu sehen; er hatte geglaubt, sie würden in dieser seltsamen Lage ihre Schwäche fühlen und ein wenig aus der Gleichgültigkeit heraustreten, die sie so hartnäckig gegen ihn behauptet hatten. Als er sie so ruhig, so ergeben sah, fühlte er eine Art Verdruss, zugleich aber Achtung. Kein Geräusch drang von außen herein; Alles war still und stumm hinter diesen dicken Mauern, welche die auf dem Tische stehende Kerze nur schwach beleuchtete. Die Luft, welche man da athmete, hatte etwas so Schädliches, daß sie die Seele erstarrte und die Sinne wie mit einem Nebel umhüllte. Die beiden Damen erfuhren bald diese Wirkung; sie sanken in unruhigen Schlummer. Don Alonzo, der selbst dieser Art Ermattung kaum zu widerstehen vermochte, träumte mit offenen Augen, den Ellenbogen auf den Tisch und die Stirne auf die Hände gestützt. Von Zeit zu Zeit fuhr er auf und sah die beiden Damen an, die schlafend an einander lehnten. So vergingen mehrere Stunden.

Plötzlich erwachte Donna Isabella, sah sich um und murmelte schauernd: „Heilige Jungfrau! Wie unwohl fühle ich mich; ich friere hier.“

Dann richtete sie sich mit Anstrengung auf, strich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie ihre Erinnerungen sammeln und den schweren Schlaf ver scheuchen, der auf ihren Augenlidern lag.

Donna Anna war ebenfalls aufgestanden: „Man ist hier wie im Grabe!“ sagte sie. „Heilige Jungfrau! Welch trauriger Aufenthalt!“

„Ich denke, wir werden ihn bald verlassen,“ antwortete Donna Isabella. „Herr, wollt Ihr nicht vielleicht zusehen, ob draußen alles vorüber ist?“

— „Der Feind muß abgezogen sein; ohne Zweifel ist der Tag nicht mehr fern,“ sagte Don Alonzo, indem er die niedergebrannte Kerze nahm; „Ihr werdet dem Aufenthalte der Lebendigen wiedergegeben werden.“

„Ich werde nicht vergessen, daß Ihr mit bis in den Tod gefolgt seid,“ antwortete sie lächelnd; „ich werde es nicht vergessen, daß Ihr die ganze Nacht in diesem Grabe neben mir wachtet. Deffnet nun die Thüre und seht vorsichtig zu, ob nichts mehr zu fürchten ist.“

Alonzo versuchte, die Thüre zu öffnen, anfangs vorsichtig, dann mit Anstrengung und Entsetzen; aber alle seine Bemühungen waren vergeblich.

„Fluch über mich!“ rief er aus; „die Thüre läßt sich nur von außen öffnen.“

Bei dieser Erklärung erbleichten die beiden Damen und sahen sich entsetzt um. Don Alonzo faßte die Thüre mit krampfhafter Anstrengung, um sie zu erschüttern, aber die schweren Eisenstangen widerstanden allen seinen Kräften.

„Laßt es, es ist nutzlos,“ sagte endlich Donna Isabella; „Catalina wird uns wohl öffnen, wenn sie uns nicht wiederkommen sieht.“

— „Ja, sie wird kommen,“ setzte Donna Anna hinzu. „Aber wenn ihr ein Unglück begegnet ist, wenn die Räuber sie verwundet haben...“

Sie wagte ihren Gedanken nicht ganz auszusprechen.

„Wenn man sie ermordet hätte!“ setzte Donna Isabella hinzu; „wir würden hier sterben müssen.“

Bei dieser schrecklichen Muthmaßung sank Donna Anna zitternd und weinend auf ihre Knie und betete unter Schluchzen zu Gott. Donna Isabella indes sprach mit ruhigem und entschlossenem Tone:

„Wir müssen warten. Gott stehe uns bei!“

Alonzo ließ nicht ab, an der Thür sich abzumühen; dann aber lehnte er sich athemlos und erschöpft an die Wand und sagte traurig:

„Es ist nutzlos. Hätte ich auch die Kraft Simons, es würde mir nicht gelingen, diese Eisenstangen zu erschüttern.“

Donna Isabella hatte sich wieder gesetzt; mit gesenktem Haupte, mit gefalteten Händen schien sie zu Gott zu beten. Donna Anna, die neben ihr kniete, war in stummer Trauer versunken. Alonzo trat zu den beiden Damen.

(Beschluß folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 52.

für die elegante Welt.

1840.

Alonzo.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Schluß aus Nr. 52 der Roden-Zeitung.)

„Ach, Sennora,“ rief der Großmeister, „diese Nacht wollten Euer Feinde sich Euerer Person bemächtigen und da sie Euch nicht fanden, zündeten sie das Haus an. Ich war benachrichtiget davon.. ich eilte herbei.. fürchtete aber zu spät anzukommen.. Durch welches Wunder seid Ihr den Flammen entgangen? Wer hat Euch befreiet?“

Donna Isabella deutete nach dem Himmel und sah Don Alonzo an.

„Ach,“ sagte sie mit einem bitteren Lächeln, „die Anhänger Don Henriques wollten mich lebendig verbrennen; das war freilich ein sicheres Mittel, die Unterhandlungen schnell zu Ende zu bringen.“

— „Sie sind beendigt, Sennora,“ antwortete Don Juan de Pacheco, Ew. Hoheit wird als Erbin der beiden Königreiche proclamirt werden und Valladolid und Segovia als Appanage erhalten, so lautet das Uebereinkommen, das in Euerem Namen zwischen den Granden von Castilien und Don Henrique abgeschlossen worden ist.“

— „Ich bestätige es,“ entgegnete sie; „aber der Tod Alfonso zeigt mir, welchen Frieden ich mit Don Henrique schließen muß. Ich werde mich nur in meinen Festen und von den Meinigen bewacht für sicher halten. Don Juan, Ihr werdet mich nach Segovia begleiten.“

Der Großmeister küßte die Hand der Infantin, dann schwenkte er seinen Hut, wendete sich an die Seinigen und rief:

„Castilien und Leon für Donna Isabella, unsere Gebieterin!“

„Castilien und Leon für Donna Isabella!“ riefen die Krieger, und der Ruf schallte, von Echo zu Echo wiederholt, lange über das öde Land hin.

Don Alonzo war erstaunt bei Seite getreten.

„Die Infantin Donna Isabella!“ flüsterte er; „die Infantin war es, die man mir zur Obhut übergeben hatte, die ich auf meinen Armen getragen, deren weiße Hände ich zu küssen gewagt habe!“

„Hier die Leute, die Ew. Hoheit nach Segovia begleiten sollen,“ sagte der Großmeister, indem er auf die Bewaffneten deutete; „vor dem Kampfe waren sie zahlreicher gewesen; aber

einige meiner besten Soldaten sind hier gefallen, um sich vor dem jüngsten Tage nicht wieder zu erheben.“

Donna Isabella warf einen langen Blick auf den Boden, auf welchem diese Leichen lagen, bekreuzigte sich und schien still zu beten; dann wendete sie sich an den Großmeister und sagte zu ihm:

„An der Stelle dieses Hauses soll eine Kapelle erbauet werden; es liegt da auch ein Reichthum unbeerbiget, jener der armen Catalina, die in den Flammen umgekommen ist. Gott sei ihrer Seele gnädig.“

Man brachte ein Pferd für die Infantin herbei und der Großmeister hielt ihr den Steigbügel.

„Euer Platz ist neben mir,“ sagte sie zu Donna Anna; „Gräfin von Billene, ich ernenne Euch zu meiner Camarera mayor.“

Der Großmeister ließ die rechte Seite der neuen Ehrendame und nahm seinen Platz zur Linken der Prinzessin. Man wollte aufbrechen. Donna Isabella hatte sich nicht blos nach Don Alonzo umgesehen, der unbeweglich am Rande des Weges stand, sie sagte auch zu ihm, als sie an dem Canonicus vorüberkam: —

„Ew. Ehrwürden werden mit nach Segovia folgen; Euer Keffe, Don Alonzo de Susman, wird Euch begleiten.“

3.

Der Alcazar von Segovia ist einer jener befestigten Paläste, welche die Mauren in Menge in Spanien erbaueten, und heute noch einer der schönsten Ueberreste der arabischen Herrschaft, die auf der Halbinsel zurückgeblieben sind. Zur Zeit, als jene Gesellschaft geschah, war der Alcazar eine königliche Residenz; die Könige von Castilien suchten eine Zuflucht hinter diesen uneinnehmbaren Mauern, wenn auswärtiger Krieg oder irgend eine Empörung ihre Macht bedroheten. Die innere Einrichtung war seit der Eroberung nicht verändert worden und man sah noch überall einige Spuren von der Weichlichkeit und dem glänzenden Luxus der muselmännischen Fürsten.

Das Zimmer der Infantin war mit jener wunderbaren Menge von Verzierungen geschmückt, die man noch in dem Palaste Alhambra bewundert; die Mauern waren mit frischen Malereien, mit glänzenden Vergoldungen bedeckt; auf allen Friesen schlängelten sich zierliche Arabesken hin und schmale Fenster ließen nur ein Halblicht in die Gemächer hineinfallen, die durch Thüren von Cedernholz geschlossen waren. Aber eine minder

zierliche, minder vorgeschrittene Civilisation hatte einiges an der Verzierung dieser prachtvollen Säle geändert; die großen Divane, die seidnen Tapeten waren verschwunden, um einem strengern Luxus Platz zu machen, und das Ameublement war nach der einfachen, einförmigen Lebensweise einer Prinzessin des 15. Jahrhunderts eingerichtet worden.

Die Infantin bewohnte den Alcazar seit ungefähr einem halben Jahre. Ihre eigene Sicherheit hielt sie da gleichsam gefangen unter ergebenen Dienern, die sich in Erwartung ihrer Thronbesteigung um sie gesammelt hatten. Die junge Dame, die in ihrer Familie selbst die eifrigsten Feinde gefunden hatte und deren Freiheit und Leben erst neuerdings von ihrem Bruder waren bedrohet worden, durch den kranken und verrückten Fürsten, dem sie folgen sollte, befand sich in einer seltsamen und schwierigen Lage. Sie war die mächtigste Erbin der christlichen Welt und alle Könige Europas wendeten die Augen auf sie. Die Granden von Castilien, an deren Spitze der Großmeister von Santiago stand, drangen in sie, sich zu vermählen; aber ihr Rath scheiterte an dem festen Willen der Infantin; Niemand jedoch ahnete, daß diese Weigerung ihren Grund in einem jener Gefühle hatte, das das Frauenherz so vortreflich zu verheimlichen weiß.

Eines Abends hatte sich die Prinzessin in ihr Betzimmer begeben; sie liebte die Einsamkeit und Ruhe daselbst, denn ihre Damen durften ihr dahin nicht folgen; sie konnte ganz ohne Zeugen sein. Obgleich die Etikette damals noch nicht die despotische Gewalt besaß, die sie später auf das Leben der Königinnen von Spanien ausübte, so war Donna Isabella doch strengen Pflichten unterworfen. Ihr Beichtvater war der einzige Mann, den sie ohne Zeugen sprechen durfte und die ihrer Person beigegebenen Damen vertiefen sie weder bei Tage noch in der Nacht. Schon umgab sie ein Glanz der künftigen Größe und ein strenges Ceremoniel regelte alle ihre Handlungen. Der Betsaal war sonst ein Badsaal gewesen; vergebens hatten ernste Symbole der christlichen Religion die profanen Verzierungen ersetzt, die Blumenvasen, die Marmorbecken, in welchen das laue, wohlriechende Wasser rieselte; es lag noch immer etwas von der Vergangenheit an dieser Stelle. Die lebhaften Vergoldungen der Kuppel glänzten im Schein einer Lampe, die vor dem Bilde der Jungfrau hing; die Atmosphäre war mild und lau, als wäre sie den Abend vorher von den Lippen arabischer Schönen ausgeathmet worden. Die Infantin trat an das Fenster und sah einen Augenblick in den Hof des Alcazar; Niemand war da als die Wache, die langsam und träge auf und abschrift; kein heller Schein zeigte sich an den unermesslichen Mauern, die eine dunkle, stumme Nacht umfing; aber ehe die Prinzessin zurücktrat, wurden die Fenster eines Zimmers dem Betsaale gegenüber erleuchtet und ein Schatten glitt hinter den Scheiben hin und her.

„Er ist es!“ flüsterte Donna Isabella, und ihr trauriger Liebsehrender Blick blieb auf der Gestalt haften, die sie ebenfalls zu betrachten schien. Einen Augenblick später trat die Prinzessin in das Betzimmer zurück, aber die Jalouise, hinter welcher sie verborgen war, blieb geöffnet vor dem steinernen Balcon.

Die Feuerglocke hatte schon längst geläutet. Kein Geräusch ließ sich mehr unter den dunkeln Wölbungen des Alcazar hören; nirgends zeigte sich ein Licht in den finstern Gängen; es war fast Mitternacht; die Damen der Prinzessin aber wachten und warteten noch in dem großen Saale und sprachen leise um den Brajeto, denn es war im December. Die camarera mayor war wie gewöhnlich an der Schwelle des Betzimmers zurückgeblieben und wartete ebenfalls, von der Infantin nur durch die weiten Falten vor der Thüre getrennt.

Donna Isabella saß vor ihrem Betpulte in schmerzlicher Ruhe. Ihr blondes Haupt stützte sich matt auf die Lehne des Stuhles; ihre Augen waren geschlossen; aber das leichte Zucken und ihr kurzes Athmen verrieth die lebhafteste Unruhe, welche ihr Gemüth bewegte. Als die Mitternachtsstunde schlug, richtete sie sich auf, als wäre sie von einer unsichtbaren Hand berührt worden; dann ging sie, wie furchtsam und erschrocken nach der Thüre zu. Donna Anna schlief und ihre Haltung verrieth einen tiefen und friedlichen Schlummer.

Da kehrte die Infantin in das Betzimmer zurück; sie war bleich und zitterte. Ihre Blicke wendeten sich nach dem Fenster; sie lauschte; ein kalter Wind pfliff an den gezackten Mauern des Alcazar und die Sterne flimmerten hell an der dunkeln Tiefe des Himmels. Der Ehrenhof war ganz verödet und die Wache stand unbeweglich in dem steinernen Schildhäuschen. Mit einemale richtete sich ein Schatten auf den stummen Steinplatten des Balcons auf und hinter dem halb offenen Fenster ließ sich ein schwaches Rascheln hören. Donna Isabella stützte sich halb ohnmächtig auf ihr Betpult; bald aber erhielt sie durch die Gefahr ihrer Lage selbst ihre Geistesgegenwart und ihre Kraft wieder; sie ging nach dem Balcon hin und sprach mit leiser bewegter Stimme:

„Bei Eurem Leben, kommt nicht weiter!“

— „Sennora! Ach, Ihr seid es, Sennora!“ flüsterte Jemand im Schatten.

„Ja, ich bin es,“ antwortete sie; „habt Ihr geglaubt, ich erwarte Euch, Don Alonso?“ Er antwortete nicht und ließ sich auf die Knie nieder, als wollte er ihr danken; dann drückte er seine zitternden Lippen auf die Hand, die ihm Donna Isabella übertief. Auch sie zitterte.

— „Ja, ich habe Euch erwartet,“ fuhr sie fort, „und Ihr seid gekommen. Aber wißt Ihr, daß Euer Leben in Gefahr ist? Der Mann, den man in der Nacht in der Nähe des Gemaches einer Infantin findet, muß sterben..“

„Was liegt daran! für diesen einzigen Augenblick gäbe ich gern mein Leben und meine Seligkeit!“

— „Ich glaube es. Ihr fürchtet Euch nicht, als Ihr auf diesen Balcon hinaufflieget; wenn man liebt, fürchtet man nicht,“ antwortete die Prinzessin; „man fürchtet weder den Tadel der Menschen noch den Zorn Gottes, noch die Vorwürfe des eigenen Gewissens; man besißt einen Muth und eine Entschlossenheit, die nicht zu erschüttern sind. Ich liebe Euch, Don Alonso.“

„Ach, mein Schicksal ist glücklicher, größer als das der Könige!“ flüsterte er erfreut und fast erschrocken über sein Glück.

Donna Isabella stand auf dem Balcon und blickte erstaunt um sich; eine schmerzliche Freude, eine brennende Unruhe ließen ihr Herz heftiger und schneller schlagen. Allmählig beruhigte sich jedoch ihre Aufregung; sie senkte die Augen auf den, der bebend vor ihren Füßen lag und sprach mit trauriger Stimme: —

„Nehmt verstehe ich die Schlägerei der Frauen meines Ranges und den geheimen Gram, der sie bei aller ihrer Größe quält; wäre ich Eures Gleichen, Alonso, so würdet Ihr mich nicht hier gefunden haben. Aber ich wollte Euch ohne Zeugen sprechen; es war unmöglich unter jenen aufmerksamen und neugierigen Damen, deren Ehrfurcht mich zur Verzweiflung bringt.“

Als sie diese letzten Worte sprach, ließ sich ein leises Klauschen an der Thür des Betzimmers hören und zwischen den Vorhängen zeigte sich das bleiche verschlafene Gesicht Donna Annas.

„Jesus!“ rief sie mit großem Erstaunen, „Ew. Hoheit hat das Fenster selbst geöffnet!“

Die Infantin hatte die Jalousie rasch hinter sich herabgelassen, sie kehrte in das Betzimmer zurück und setzte sich nieder, indem sie ihre kalten zitternden Hände unter dem Hermelin ihres Gewandes versteckte.

„Ew. Hoheit scheint leidend zu sein,“ sprach die Camarera mayor; „Ihr seid zu lange ausgeblieben.“

— „Ja, laßt uns gehen, Donna Anna,“ antwortete die Prinzessin schauernd; „nehmt die Kerze und geht vor mir her.“

Donna Isabella hatte den Canonicus zu ihrem Großalmosenier gemacht und er wohnte, wie alle Leute ihres Hofes, mit seinem Neffen in dem Alcazar. Don Alonso war geworden, was die arme Catalina voraus gesagt hatte, ein junger Herr, der anmuthig prächtige Kleider trug, ein lecker Ritter, der das Schwert zu führen verstand und zu Pferde saß wie ein arabischer Fürst. Trotz dem kalten Ernste seines Characters hatte der Großalmosenier für ihn jene Priesterwoorliebe, die, weil sie keine ganze Familie umfassen kann, mit aller Kraft in einem einzigen Wesen sich concentrirt. Er verkehrte indes mit Don Alonso noch immer mit demselben Despotismus wie sonst und der junge Herr zeigte noch immer dieselbe schüchterne und erzwungene Ehrerbietigkeit und Nachgiebigkeit gegen den Willen seines Oheims. Der Großalmosenier war ein ehrgeiziger, gewandter Mann und er sah voraus, wie und wo er sein Glück machen könnte. Er hoffte jetzt für seine letzten Tage die Ehre, die ihm in der Jugend entgangen war, es schien ihm, als müsse sein einziger Erbe seine Gunst theilen und nach ihm die große Rolle in den politischen Ereignissen der Regierung Donna Isabellens spielen. Diese stolzen Träume, diese hochfahrenden Hoffnungen wurden übrigens durch den Namen gerechtfertiget, den Don Alonso führte. Dieser Name stand mit dem der edelsten Familien des Reiches gleich und in der ihm geöffneten Laufbahn konnte er an Ruhm alles übertreffen, was das alte Haus Guzman an berühmten Staatsmännern und Kriegern gehabt hatte. Der Großalmosenier war indes weit entfernt, die geheimen Besuche der Infantin und die

Entschlüsse zu ahnen, welche sie zu fassen wagte. In dem Rath, den sie um sich versammelte, wendete er seinen ganzen Einfluß auf, um sie zu einer Vermählung zu bewegen, welche alle guten Castilianer wünschten und er hatte sich laut für die Verbindung mit dem Infanten von Aragonien erklärt. Der Großmeister dagegen wollte, die Prinzessin wähle sich einen Gemahl aus dem Hause Frankreich, und gründete seine Hoffnungen auf die möglichen Ereignisse, welche ihr die schönste Krone in der Welt auf die Stirn setzten, und unter einem Scepter die beiden Seiten der Pyrenäen vereinigen konnten.

Die Unterhandlungen dauerten fort und der kleine Hof der Donna Isabella wurde von Intriguen der verschiedenen Parteien bewegt, welche die auswärtigen Mächte sich da zu schaffen gesucht hatten. Der König Ludwig XI. sandte den Cardinal d'Alby dahin, um die Wahl der Infantin zu beschleunigen und zu bestimmen und nach langen Protocolen kam endlich der Tag, an welchem die Prinzessin ihren Entschluß förmlich aussprechen sollte. Der ganze Hof wartete in ängstlicher Spannung; der Großmeister triumphierte; er glaubte nicht, daß Donna Isabella vor Spanien und der ganzen Welt wagen würde, das Gesuch des mächtigsten und gefürchtetsten Fürsten der Christenheit abzuweisen. Der Großalmosenier und die alten Castilianer, in deren Herzen der spanische Nationalstolz lebte, senkten das Haupt und sahen mit finstern Bedauern den französischen Fürsten auf dem Punkte, über den Infanten von Aragonien zu triumphiren.

Die Prinzessin hatte den Morgen im Gebet verbracht, allein in ihrem Betzimmer; als die Mittagsstunde schlug hob die Camarera mayor den Thürvorhang empor und meldete, die Stunde sei gekommen, sich zu dieser feierlichen Audienz zu begeben. Der Cardinal d'Alby und sein Gefolge wartete in dem großen Saale des Alcazar; zum erstenmale erhielt er die Gunst, bei der Infantin vorgelassen zu werden. Der Großmeister und die andern Herrn ihres Rathes fand Donna Isabella in dem Saale vor dem Betzimmer.

„Sennora,“ sagte der Großmeister, indem er sich auf ein Knie niederließ, „das Wohl des Staates und die eigenen Interessen Ew. Hoheit erfordern, daß Ihr endlich Euer Wahl kund thut. Der Rath hat Euch das Gesuch dreier großer Fürsten vorgelegt; er wartet auf Euer Antwort.“

Die Infantin hatte sich niedergelassen; nach der Sitte standen die Granden mit bedecktem Haupte vor ihr; Donna Isabella überschauete mit ruhigem Blicke diese edele Versammlung; dann sprach sie langsam: „ich habe die Schreiben gelesen, edele Herren, die Ihr mir übergeben habt. Der König von Frankreich wirbt um meine Hand für seinen Bruder, der König von Aragonien für seinen Sohn und der König von Portugal für sich selbst. Ich habe zu Gott gebetet, mich zu erleuchten und mich zu leiten bei dieser Wahl; aber er hat in mein Herz nicht den Willen gelegt, eine dieser hohen Verbindungen anzunehmen. Ich entsage der Ehe; wenn einst das Scepter Castiliens in meine Hand gegeben wird, werde ich es allein führen. Mit dem Beistande Gottes und mit Eurer Hülfe, edele Herren, werde ich mein Reich

zu regieren, die Liebe meiner Unterthanen zu gewinnen und mich meinen Feinden furchtbar zu machen wissen.“

Bei dieser Erklärung entstand eine Art Gemurmel in dem Rathe; der Großmeister rief: „diese Weigerung kann Folgen haben, für welche Ew. Hoh. vor Eueren Unterthanen, vor der ganzen Christenheit und vor Gott verantwortlich sein wird... Der Cardinal d'Alby ist gekommen, Euch Krieg oder Frieden zu bieten.“

„Da Ew. Hoheit sich weigert, dieses Bündniß einzugehen, so nehmt die Verbindung mit einem Fürsten an, der Euch gegen die Rache des Königs Ludwigs XI. zu verteidigen wissen wird,“ sprach der Großalmosenier heftig; „Eure alten Castilianer würden Euch mit Schmerz einen Gemahl aus einem fremden Lande, von einem Hofe haben wählen sehen, der unsere Sprache und unsere Sitten nicht kennt; aber der Infant von Aragonien ist auch ein Spanier.“

„Weder der spanische Prinz noch der französische werden in Castilien herrschen,“ unterbrach ihn Donna Isabella mit stolzer Entschlossenheit; „spricht nicht mehr von Vermählung. Der Cardinal d'Alby wartet; ich werde ihm seine Abschiedsaudienz geben. Laßt die Thüren öffnen.“

Auf Befehl der Prinzessin öffneten sich die beiden Flügeltüren und der ganze Hof trat ein. Der unruhige Blick der Donna Isabella suchte verflohen nach Einem in der Gruppe, die am andern Ende des Saales blieb. Don Alonzo stand dort; ihre Augen begegneten einander; ein Blitz von stolzer Freude schoß aus denen des jungen Herrn, während die langen Lider der Infantin sich senkten und eine matte Blässe an die Stelle der schwachen Röthe auf ihre Wangen trat. Diese stumme Scene dauerte nur einen Augenblick; sie entging den Blicken der Menge; aber ein aufmerksamer und scharfblickender Zeuge errieth die ganze Wahrheit. Der Großmeister von Santiago wußte die geheimen Gedanken, die unter der unveränderlichen Maske der Höflicheit verborgenen Gefühle zu erkennen und sein Scharfsinn durchschaute leicht das Geheimniß eines jungen Mädchens. Als er Don Alonzo vor Donna Isabella sah, verstand er sogleich, warum sie ihre Hand dem Bruder des Königs von Frankreich, dem Infanten von Aragonien und dem Könige Alfons von Portugal verweigerte.

Der erste Gedanke des Großmeisters war, Don Alonzo durch List oder Gewalt zu entfernen, und in einen der Kerker seines Ordens zu bringen. Er, der Mann, der es gewagt hatte, die Augen bis zur Infantin zu erheben, er, welchen sie in der Unklugheit und Kühnheit ihres Herzens vorgezogen hatte, mußte aus dieser Welt verschwinden. Aber aus dem Kerker, aus der Verbannung kehrt man zurück; selbst die Unkenntniß über das Schicksal Don Alonzos konnte in dem Herzen Donna Isabellas eine unvertilgbare Hoffnung zurücklassen; der Großalmosenier konnte durch Nachforschungen die Gefangenschaft seines Neffen erfahren; nur der Tod, der stumm ist und seine Beute nicht zurück giebt, konnte ihm genügen.

Der Großmeister verbrachte den Tag in diesen Verlegenheiten und wußte nicht, wozu er sich entschließen, wem er sich an-

vertrauen sollte. Abends begab er sich zu der Camarera mayor und theilte ihr das Geheimniß mit, das er entdeckt hatte. Donna Anna stand einen Augenblick wie versteinert da; niemals hatte die Liebe ihr Herz bewegt und sie hatte deshalb auch nicht vermocht, die Liebe Isabellens zu errathen.

„Ihr habt Euer Amt nicht wohl verwaltet, Sennora,“ sprach der Großmeister bitter; „Ihr seid nicht immer in den Stunden des Empfangs bei der Infantin gewesen und jener Mann hat vielleicht gar mit ihr sprechen können.“

— „Nein, nein, bei meinem Leben, bei meinem Seelenheile,“ antwortete sie, „Don Alonzo ist nie wieder seit jener schrecklichen Nacht in die Nähe der Infantin gekommen. Hat er mit ihr zu sprechen gewagt, so ist es nicht unter den Augen ihres Hofes geschehen.“

Sie brach plötzlich ab, sie erinnerte sich an Umstände, die ihr sonst nicht aufgefallen waren.

— „Vielleicht hat er mit der Infantin ohne Zeugen sprechen können,“ fuhr sie noch leiser fort und als erschreckt sie vor dem, was sie zu sagen wagte. Dann aber erschrocken über die Verantwortlichkeit in ihrem Amte, setzte sie hinzu: „Von diesem Manne muß der Tod uns befreien.“

Der Großmeister zuckte die Achseln; ein Mord widersprach seiner Rechtlichkeit; er wußte einem Gegner nur gerade entgegen zu treten.

„Es giebt ein Mittel,“ fuhr Donna Anna fort, „es giebt ein Mittel, den Kopf des Don Alonzo de Gusmann dem Henker zu überliefern.“

— „Aber durch welche Anklage?“

„Durch die Entdeckung seines Verbrechens selbst und Niemand in der Welt wird erfahren, daß die Prinzessin seine Mitschuldige war. Erzählt die Geschichte nicht von jenem Cavalier, der an dem Gemache der Königin Donna Sancha ergriffen wurde?“

— „Ja; er wurde mit dem Tode bestraft und gegen die Königin erhob sich kein Verdacht.“

„Die Infantin könnte Don Alonzo begnadigen und ihm das Leben schenken; aber von dem Hofe wird sie ihn auf immer entfernen müssen.“

— „Ich verstehe Euch, Sennora,“ sprach der Großmeister; „Don Alonzo soll nicht lange auf sein Schicksal harren.“

In derselben Nacht bewachten Leute, die der Großmeister aufgestellt hatte, die Ausgänge der Wohnung, welche Don Alonzo mit dem Großalmosenier in dem Alcazar zu Segovia inne hatte. Der alte Herr wachte noch, denn durch die Sardinien am Fenster schimmerte ein schwaches Licht. In dem Zimmer Alonzos ließ sich kein Geräusch, keine Bewegung hören. Gegen Mitternacht aber wurde die Thüre geöffnet und der junge Mann schlich die Treppe hinan, welche in die obern Stockwerke des Alcazars führte. Die Wächter folgten ihm. Er ging geräuschlos über die langen Corridore, auf welche mehrere Gemächer gingen, in denen Leute vom Hofe wohnten; merkwürdiger Weise schien eine schlanke Gestalt, ein Schatten seinen Schritten zu folgen und

ihn auf der nächtlichen Wanderung zu begleiten. Als er auf eine Terrasse an der südlichen Ecke des Alcazars gelangt war, blieb er stehen. Diese Stelle hieß der Garten der Infantin; die Wälle schützten ihn vor dem rauhen Winde von dem Guadarrama und einige immergrüne Sträucher wuchsen da. Die Terrasse stieß an die Gemächer der Infantin; sie war in dem Raume eingeschlossen, den die Frauen allein bewohnten; aber große Säle trennten sie von dem Besaale und dem Schlafgemache der Prinzessin. Es war die einsamste Stelle in dem Alcazar und häufig vergingen mehrere Tage, ehe sich Jemand unter den ärmlichen Myrten niederlegte, an deren Fuße einige bleiche Veilchen blüheten.

„Wir sind allein, mein Herz und hier wird uns Niemand hören können,“ flüsterte Don Alonzo, indem er seine Lippen auf die Stirn der weiblichen Gestalt, die ihm folgte, drückte und deren schwarzen Schleier er mit Liebesungeduld zurückschlug.

Als er diese Worte beendigt hatte, erschien ein Licht am Eingange zu der Terrasse und eine Stimme rief: „Wer da?“

— „Es wird die Kunde des Alcaaden sein; es ist aber doch schon über Mitternacht,“ flüsterte Don Alonzo erschrocken; „die Leute werden vorübergehen, beruhige Dich, meine schöne Sarah.“

In demselben Augenblicke rief die Stimme wieder:

„Es ist ein Mann in dem Garten der Infantin!“ Und mehrere Herrn eilten mit dem Degen in der Hand herbei.

„Es sind die Leute des Großmeisters!“ sagte Don Alonzo; „wir sind verloren.“

Er hatte sein Schwert gezogen, aber er hatte nicht Zeit sich desselben zu bedienen; ein Schlag mit der Streitart warf ihn nieder und nach dem Befehle des Großmeisters trug man ihn schnell fort, ohne sich darum zu kümmern, ob Jemand zurückbleibe. Alles dies geschah schnell, im flackernden Lichte von Kerzen und ohne Ordnung. Auf das erste Getöse machten die Schildwachen Lärm; Alle griffen zu den Waffen und stürzten in Tumult in die Höfe des Alcazar. Bei dieser allgemeinen Verwirrung wußte Niemand, was eigentlich geschehen sei; man fragte einander besorgt und Mehrere glaubten, der Feind sei vor den Mauern.

Der Lärm weckte die Infantin; sie richtete sich auf und sah erschrocken um sich; die Kerze, die am Fuße ihres Bettes brannte, warf ihr weißes Licht bis an das entgegengesetzte Ende des Gemaches, in dem alles ruhig und still war. Zwei Damen schliefen vor der Thüre; Donna Isabella weckte sie und befahl ihnen, die Camarera mayor zu rufen, da diese allein das Gemach der Infantin öffnen lassen konnte, und zu fragen, welchen Lärm es draußen gebe. Einen Augenblick nachher trat Donna Anna ein. Die Prinzessin sagte ruhig zu ihr: „was bedeutet der Lärm, Sennora? Ist unser Bruder Don Henrique gekommen, um uns zu belagern?“

— „Beruhiget Euch, Hoheit,“ antwortete Donna Anna kalt; „es ist ein falscher Lärm.“

„Run, und was ist geschehen?“

— „Nichts, Sennora; Leute des Großmeisters, welche die

Runde machten, bemerkten einen Mann an der Thüre der Gemächer Ew. Hoheit.“

„Und man hat sich seiner bemächtigt?“ fiel sie lebhaft und bewegt ein; „weiß man, wer dieser Mann ist?“

— „Ja Sennora,“ antwortete die Camarera mayor leise, „Don Alonzo de Gusman.“

Die Prinzessin schrie laut auf.

„Nein,“ sagte sie dann heftig, „Ihr irrt Euch, es ist nicht möglich; man hat gelogen, Donna Anna.“

— „Ich habe gesehen, was ich da sage, Hoheit. Erschreckt durch den Lärmruf der Wache, wollte ich mich hierher begeben und als ich durch den großen Saal ging, erblickte ich auf dem Balcon Don Alonzo, den man hinwegführte. Einen Augenblick darauf meldete mir Don Juan de Pacheco, was geschehen war und ich komme, um es Ew. Hoheit mitzutheilen.“

Die Infantin verbrachte diese lange Nacht in entschlicher Angst; sie konnte sich die Anwesenheit Don Alonzos an diesem Orte nicht erklären, wohin sie ihn nicht beschieden hatte. In ihrer Liebesbegeisterung meinte sie, er habe sich, mit Gefahr seines Lebens, unter die Lauben setzen wollen, die sie liebte, und an derselben Stelle träumen, wo sie oft geruhet hatte. Bis zum Morgen kniete sie auf ihrem Bette, mit von Thränen überströmtem Gesicht und betete zu Gott, er möge ihr die Mittel eingeben, wie sie den retten könne, den sie liebte. Die Camarera mayor wachte auch, denn sie hatte gefürchtet, als sie die große Bewegung der Infantin gesehen, sie würde alles wagen, um Don Alonzo zu retten.

Um diese Zeit wußte man von gerichtlichen Formen fast nichts, ein eigensinniger Wille wendete das Gesetz an und ließ dem Angeklagten oft nur wenige Stunden zwischen der That und der Strafe, zu welcher er verurtheilt wurde. Die Gerichtsbarkeit im Alcazar hatte der Alcabe; aber eine noch höhere Autorität als die seinige konnte eingreifen und begnadigen, wenn er verurtheilt hatte.

Staunen herrschte in dem Palaste; man wußte, daß der Großalmosener sich vor der Infantin auf die Knie werfen und um Gnade bitten wollte für seinen Neffen, und Jedermann wartete mit ängstlicher Spannung auf das Ende dieses Tages, der die Hinrichtung oder Verbannung Don Alonzos sehen mußte. Gegen Mittag stieg Donna Isabella, bleich, mit schmerzgefüllter Seele, gestützt auf die Camarera mayor, die große Treppe des Alcazar hinunter; der ganze Hof folgte ihr. In dem Augenblicke, als sie in die Kapelle eintreten wollte, vertrat ihr ein Weib den Weg und warf sich ihr zu Füßen. Sie weinte und verhällte ihr Gesicht unter einer schwarzen Kapuze.

„Donna Anna, hört was dieses Weib verlangt und gebt Ihr ein Almosen,“ sagte Donna Isabella mit Mitleiden; aber die Bittende stand nicht auf; sie küßte das Gewand der Infantin und flüsterte mit gebrochener Stimme:

„Gnade, Sennora, Gnade für Don Alonzo! Ach.. ich bin die Schuldige!“

— „Steht auf,“ entgegnete die Prinzessin, deren Herz heftig klopfte; „steht auf und spricht. Wer seid Ihr?“

„Eine Unglückliche,“ antwortete sie zitternd.

— „Eine — Jüdin!“ rief die Prinzessin, indem sie einen Schritt zurücktrat, denn sie erblickte das Rad von rothem Tuche auf der Achsel des jungen Mädchens. Ein Gemurmel des Unwillens erhob sich.

„Man jage sie fort!“ gebot die Camarera mayor, indem sie sich an die Schergen wendete.

— „Ich befehle, daß sie bleibe,“ sagte die Infantin, indem sie ihr Befolge mit einer gebieterischen Geberde entfernte. Die Herren, die Damen, selbst die Camarera mayor blieben in einiger Entfernung stehen. Donna Isabella heftete einen festen Blick auf die vor ihr Knieende; es war eines jener himmlischen Gesichter, die keine Feder zu schildern vermag und deren unaussprechlichen Ausdruck, deren alles überragende Schönheit nur der Pinsel der alten großen Meister wieder zu geben vermochte.

„Sprecht,“ sagte die Infantin; „was verlangt Ihr von mir?“

— „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit für Don Alonso!“ antwortete sie mit von Schluchzen unterbrochener Stimme; „ich, die Elende, bin allein die Schuldige. Ich wagte, ihn bis in dem Alcazar aufzusuchen. Man verschloß die Thore, ehe ich wieder hinauszugehen gedachte. Was thun? Wo mich verbergen? Der Großalmosenier wachte. Ein Wort, ein Hauch konnte gehört werden. Wir verließen sein Zimmer, gingen auf Geradewohl und so kamen wir. Gnade für Don Alonso, Sennora; er hat Euch nicht beleidiget und man sagt, er müsse sterben.“

Das Gesicht der Infantin hatte sich mit Todesblässe überzogen, eine Art Lächeln zog ihre trockenen zitternden Lippen zusammen.

„Ach!“ sprach sie endlich mit hoher Stimme und einem tiefen Tone des Unwillens und der Verachtung, „dieser Mann war Euer Geliebter!“

Nach einer Pause setzte sie dann heftig hinzu: „entfernt Euch!“ Sie rief darauf ihr Befolge und trat in die Kapelle.

Hier vor Gottes Allgegenwart demüthigte sie sich und weinte sie über den schändlichen Verrath dessen, den sie so glühend und mit so edelm Vertrauen geliebt hatte. Sich beherrschend und scheinbar ruhig wartete sie den ganzen langen Tag, daß der Großalmosenier kommen und sie um Begnadigung, um Verbannung seines Neffens ansprechen werde. Aber die Stunden vergingen und keine Stimme erhob sich. Eine düstere Befangenheit schien den Kreis zu beherrschen, der die Infantin umgab; sie hatte sich an das Ende ihres Gemachs zurückgezogen, und keine Bewegung, kein Geräusch drang zu ihr; doch fühlte sie bisweilen einen stechenden Schmerz in der Brust. Gegen Abend endlich kündigte die Camarera mayor an, der Großalmosenier bitte um eine Au-

dienz. Als sie ihn erblickte, zitterte die Infantin; sie sah todtbleich aus und ihre Züge verriethen einen tief innerlichen Schmerz.

„Ihr wollt mich um eine Gnade bitten, ich bewillige sie,“ sprach sie mit kaum hörbarer Stimme.

— „Don Alonso bedarf ihrer nicht mehr,“ antwortete der Großalmosenier; „er ist verschieden.“

Die Infantin ließ das Haupt sinken und ihre Lippen bewegten sich, als ob sie bete.

— „Er durfte nicht mehr leben,“ fuhr der Großalmosenier fort, „denn er war in die Schmach eines schändlichen Verhältnisses gesunken. Er liebte eine Jüdin. Ein Christ, ein Edelmann kann sich von solcher Befleckung nie wieder reinigen. Ja, die Liebe einer Jüdin hat die Hoffnung meines Geschlechtes vernichtet, ihn, der der Trost und der Stolz meiner alten Tage war. Was soll ich nun noch in der Welt, da er nicht mehr da wandelt? Ich ersuche Ew. Hoheit, mir zu erlauben, daß ich mich in ein Kloster zurückziehe.“

Die Stimme des alten Mannes begann zu zittern und eine Thräne rollte über seine gefurchte Wange; dann fuhr er heftig fort: „Ihr werdet Königin sein, Sennora; Ihr werdet einstmals unbeschränkt einen mächtigen Staat beherrschen; möge das verfluchte Geschlecht Israels verschwinden! Möge das Feuer und Schwert das christliche Spanien von diesen unreinen Juden befreien! Gott will es, Sennora.“

„Ja,“ antwortete sie, indem sie die Hand nach dem Crucifixe ausstreckte, das der Großalmosenier auf der Brust trug; „ja, ich schwöre es vor Gott und der heiligen Jungfrau!“

Schon am nächsten Tage trat Don Antonio de Gusman in das Kloster ein und einige Tage später hatte man am Hofe das tragische Ende Don Alonzos vergessen; nur die Infantin dachte lange daran. Alles, was sie an Geistesjugend, an Liebesmuth besessen hatte, war auf immer gebrochen und sie beschloß, gefaßt den Glanz des Ranges zu tragen, in dem sie geboren war. Der Einfluß des Großmeisters vermochte sie nicht zu bestimmen, den französischen Prinzen zu wählen; sie vermählte sich mit dem Infanten von Aragonien. Als sie den Thron bestieg, gedachte sie ihres Schwures und sie führte in ihren Staaten die Inquisition ein. Ihre Regierung war eine lange und ruhmreiche; zwei große Ereignisse zeichneten sie aus: die Eroberung Granadas und die Entdeckung der neuen Welt, aber von allen Titeln, welche die Liebe ihrer Völker und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen ihrem Namen gaben, ist ein einziger geblieben und man nennt sie jetzt nicht anders als — Isabella die Katholische.

